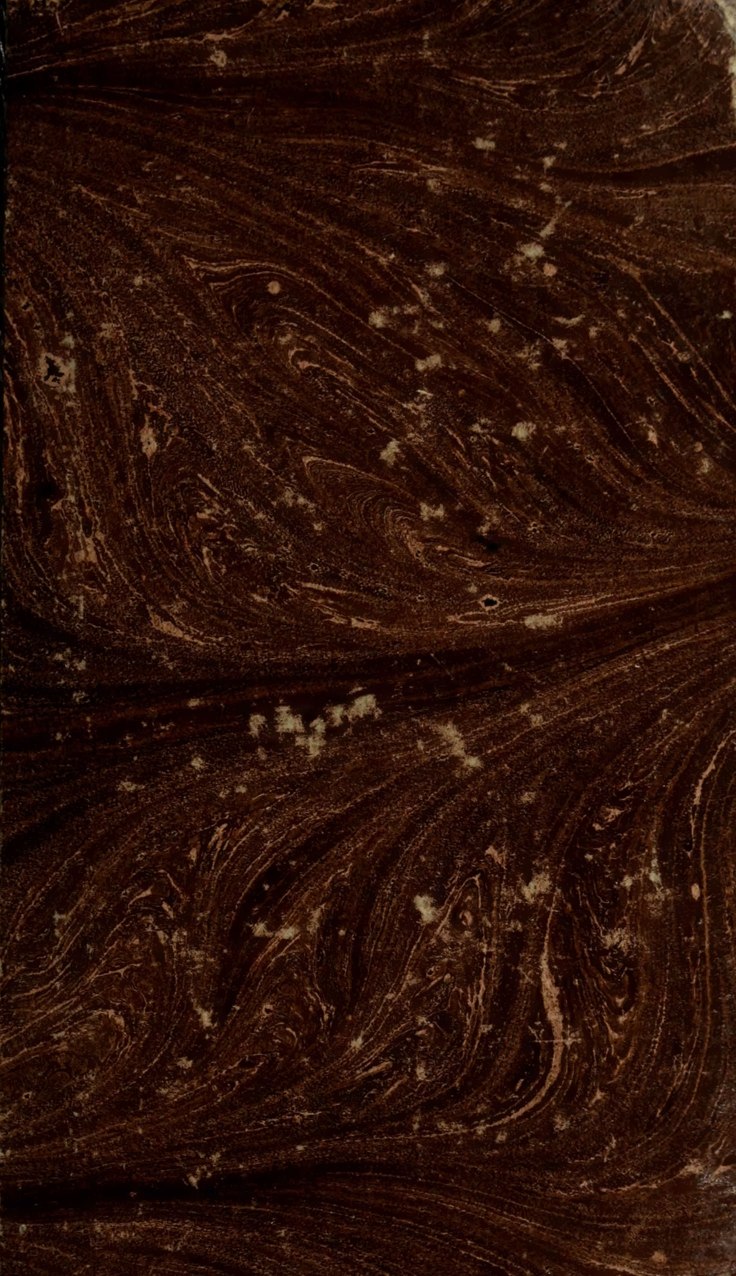




EX·LIBRIS Dr. HANS u. HELENE BRETSCHNEIDER v. RECHTTREU

E. Krahl

Lesebuch für die Jugend

von

Dr. Ch. Wilh. Snell,
Professor zu Idstein.



1817.
Bey G. Müller in Giesen.

RBR
Jantz
#644
bd.1,2

Merkwürdige
Geschichte eines Schiffbruchs.

Folgende rührende Schiffbruchsgeschichte, deren Wahrheit durch die eidliche Aussage von drei Personen, die daran Theil gehabt haben, und durch andere Beweise außer Zweifel gesetzt worden, ist aus einem Briefe des Schiffslieutenants, Herrn Mackay, an seinen Vater, genommen. Ich will mich bei der Erzählung derselben so viel sich thun läßt, der eigenen Worte des Briefstellers, doch mit den nöthigen Abkürzungen, bedienen.

— Ich verließ (schreibt Herr Mackay) von Portsmouth den 1. November 1797 zu Rangoun, der Hauptstadt von Pegu *), das Schiff,

*) Ehedem ein Königreich in Indien auf der Halbinsel jenseits des Ganges, seit etwa 60 Jahren aber eine Provinz des Königreichs Awa.

auf welchem ich vorher angestellt gewesen war, und nahm die Stelle des zweiten Lieutenants auf der Juno, unter Capitain Bremner, an. Dieß Schiff lag eben dort, um eine nach Madras bestimmte Ladung Thekaholz *) einzunehmen. Es hielt 450 Tonnen, wäre aber einer Ausbesserung sehr bedürftig gewesen. Am Bord desselben befanden sich in allem 72 Menschen, von denen aber die Meisten Laskars oder eingeborne Seeleute waren.

Wir giengen den 29sten Mai 1795 mit der ersten Ebbe unter Segel. Das Schiff blieb bald auf einer Sandbank sitzen, ward aber, als die Fluth kam, wieder flott. Am 1. Junii wurde das Schiff durch einen S. S. Westwind so umher geworfen, daß es sehr bald einen Leck (Riß) bekam. Zum Unglück hatten wir keinen Schiffszimmermann, und kaum einiges Handwerkszeug bei uns. Der Wind hielt sechs Tage an, und

*) Ein zu allerlei Geräthschaften, wie auch zum Bauen, ungemein nutzbares Holz, welches in Pegu häufiger als in andern Ländern Indiens wächst, und von den Europäern in Menge ausgeführt wird. Der Thekabaum erreicht eine beträchtliche Höhe, und gleicht in seiner Struktur der Eiche; doch ist sein Holz etwas leichter, biegsamer und nicht völlig so hart, übrigens aber stark, dauerhaft und mit sehr schönen Adern geziert.

es war die äußerste Anstrengung eines jeden erforderlich, um das ins Schiff dringende Wasser auszuschöpfen, da die Pumpen, welche durch den anhaltenden Gebrauch sehr gelitten hatten, hierzu nicht hinreichend waren. Es wurden verschiedene Berathschlagungen gehalten, ob wir nach Rangoun zurückkehren sollten: die Gefahren aber, die unser warteten, wenn wir unter dem Winde am Ufer hinsegelten, bestimmten uns, daß, so lange noch einige Hoffnung vorhanden wäre, das Schiff zu retten, wir es von der Küste von Pegu so viel möglich entfernt zu halten suchen wollten. Am 6ten legte sich der Wind, und das Schiff zog nicht mehr so viel Wasser ein, so, daß immer nur eine Pumpe im Gange zu seyn brauchte. Wir entdeckten einen Leck am Hintertheile des Schiffes über dem Wasser; am ersten ruhigen Tage setzten wir daher ein Boot aus, verstopften das Loch mit Werg, nagelten ein Stück Leinwand, das mit Theer bestrichen war, davor, und noch ein Stück Leder darüber. Dieß half so viel, daß wir bei stillem Wetter alle Stunden nur einmal zu pumpen brauchten, welches uns glauben machte, daß wir wirklich den Leck ganz verstopft hätten. Wir wünschten daher einander schon Glück zu unserer Rettung, und setzten unsere Reise getrost fort. Doch unsere Glückwünsche waren ein wenig zu voreilig. Ein Glück wäre es für uns gewesen, wenn wir den rechten

Zeitpunkt benutzt hätten, um nach Rangoun zurück zu kehren, damit unser Leck besser geheilt worden wäre. Wir müssen in der That alle bethört gewesen seyn, daß wir uns einbilden konnten, ein Stück Leinwand würde einen Leck, wie den unsrigen, bei stürmischer See zu verstopfen hinreichend seyn.

Kaum waren die Pumpen, welche der Sand verstopft hatte, wieder in Stand gesetzt, als am 12ten Junius sich ein starker West = Süd=Westwind erhob. Sogleich fieng das Schiff an, mehr Wasser als vorher zu ziehen; wodurch denn die Pumpen aufs neue verstopft und unbrauchbar wurden. Während die, welche damit umzugehen wußten, mit der Ausbesserung der Pumpen beschäftigt waren, schöpften wir das Wasser mit Eimern aus. Nachdem wir durch anhaltende Arbeit und Mangel an Ruhe sehr entkräftet waren, beschlossen wir, alle Segel aufzuspannen, um die uns am nächsten liegende Küste von Coromandel zu erreichen, in der Absicht, längs derselben entweder nach Madras hinunter, oder nach Bengalen herauf zu segeln, je nachdem es unsere Lage und die Umstände verstatten würden. Aber zum Unglück erforderten die Pumpen eine so anhaltende Arbeit, daß wir auf die Segel nicht die gehörige Aufmerksamkeit richten konnten: und so geschah es, daß sie schon vor dem 18ten alle, bis

auf das Vordersegel, dessen wir uns noch zu rechter Zeit bemächtigten, durch den Wind von den Segelstangen abgerissen waren.

Das Schiff gieng jetzt so tief und schwer, daß wir zu zweifeln anfiengen, ob es sich je wieder heben würde. Auch gerieth das Schiffsvolk dermaßen in Furcht und Angst, daß wir nur mit Mühe jeden auf seinem Posten erhalten konnten. Den 20sten um 8 Uhr kamen die Leute, welche unten im Schiffe waren, mit der Nachricht herauf, daß das Wasser in demselben schon bis ans untere Deck reichte. Nun überließen sich die Lascars vollends der Verzweiflung, und auch uns Europäern war übel zu Muthe. Der Gedanke, daß das Schiff, wegen des Sandballastes unter der Holzladung, zu Grunde gehen müßte, (ein Gedanke, der zum Glück irrig war) bekam die Oberhand, und das Volk verlangte laut, daß die Böte ausgesetzt würden; welches jedoch von keinem Nutzen seyn konnte, da wir nur eine alte Jölle und eine sechsrudrige Pinasse hatten, die beide voller Spalten und Löcher waren. Indessen wurde es für rathsam gehalten, den Mittelmast zu kappen, und das Schiff zu erleichtern, und es, wo möglich, wenigstens bis zum andern Morgen vor dem Sinken zu bewahren. Dieß wurde bewerkstelligt: unglücklicher Weise aber fiel der Mast ins Schiff; und in der hierdurch

verursachten Verwirrung ließ der Steuermann das Schiff treiben: und nun strömte die See allenthalben darüber hin. In diesem kritischen Augenblicke fand Madame Bremner, des Capitäns Frau, welche noch unten im Bette gewesen war, Mittel, herauszukommen. Herr Wäde, erster Lieutenant, und ich, halfen ihr ans Geländer des Hinterkastells, und banden sie an das Tauwerk des Besaanmastes fest, als das Schiff seine größte Schwere bekam, und sich alsbald senkte. Dieß geschah so plötzlich, daß wir wirklich glaubten, das Schiff gehe zu Grunde: es senkte sich jedoch nicht tiefer als so weit, daß das obere Verdeck eben unter Wasser kam. Jetzt kletterte ein jeder das Tauwerk hinan, um sein Leben wenigstens für den Augenblick zu retten; und je höher die Wellen schlugen, desto höher bemühete man sich hinauf zu kommen. Capitän Bremner, dessen Frau, Herr Wäde und ich, nebst einigen andern, hielten uns am Besaanmaste, während alle die Uebrigen im Tauwerke hiengen. Madame Bremner klagte sehr über Kälte, da ihre ganze Bekleidung nur in einem Hemde und in einem dünnen Unterrocke bestand. Weil ich zufälliger Weise besser bekleidet war, als ihr Mann, so zog ich meine Jacke aus und gab sie ihr. Obgleich das Schiff sich so heftig bewegte, daß wir uns nur mit Mühe festhalten konnten, so wurden doch Einige von uns, wegen der vorhergegan-

genen übermäßigen Anstrengung, vom Schlafe übermannt: doch mir war es unmöglich, mich in dieser Lage der Ruhe zu überlassen.

Anfangs schien alles verlohren: aber kaum hatten wir uns von der ersten Bestürzung ein wenig erholt, als sich auch die Hoffnung wieder bei uns regte. *) Wir trösteten uns nehmlich mit dem Gedanken, daß wir bei dem Anbruche des Tages vielleicht Land oder ein Schiff erblicken würden, welches uns aufnehmen könnte. Ich horchte daher die ganze Nacht auf einen Schuß; und wenn ich mir zuweilen einbildete, etwas einem Schuß ähnliches zu hören, und dieß meinen Unglücksgefährten sagte; so glaubte ein jeder, ebendasselbe gehört zu haben. Wie groß war unsere Freude, als bey dem Anbruche des Tages Einer ausrief: „Ein Schiff! ein Schiff"! doch es zeigte sich nur allzubald, daß ihn seine Augen eben so betrogen hatten, als mich meine Ohren: und vielleicht litten wir bei allen unsern nachfolgenden Prüfungen nicht so schmerzlich, als in dem trostlosen Augenblicke, wo wir diese Täuschung gewahr wurden.

*) Ganz untergehen konnte das Schiff nicht, weil dessen Ladung aus Holz bestand: und der Sandballast machte, daß es sich nicht auf eine Seite umlegen konnte.

Der Anblick, welcher sich beim Anbruche des Tages unsern Augen darbot, war über alle Beschreibung schrecklich. Eine See, wo der fürchterliche Sturm Wogen, so hoch wie Berge, auftrieb; das treibende Schiff, dessen zertrümmertes Verdeck von den Wellen überschwemmt war; endlich das Tauwerk, in welchem zwei und siebenzig Unglückliche hiengen, und das daher jeden Augenblick zu zerreißen und die Scene zu schließen drohete. Hiezu kam noch das Geschrei der Weiber und Laskars, welches die allgemeine Verwirrung noch sehr vermehrte. Einige ergaben sich freiwillig ihrem Schicksale, während Andere, nicht vermögend sich festzuhalten, durch die Wellen von dem Tauwerke herab geschleudert wurden: der größere Theil war zu noch härtern und schrecklichern Leiden bestimmt. Der Wind heulte drei ganze lange Tage in einem fort, und jeder Tag vergrößerte unser Elend. Wir sahen voraus, daß wir endlich würden Hungers sterben müssen; — die furchtbarste Todesart, die ich mir denken konnte. Ich gestehe, daß es sowohl meine als der Andern Absicht war, unser Leben durch das einzige Mittel, das uns wahrscheinlich noch übrig bleiben würde, zu fristen, nehmlich durch das Fleisch derer, die vielleicht eher, als wir, ein Raub des Todes werden würden. Doch theilten wir diesen Vorsatz nicht gleich anfangs, sondern erst lange nachher, einander mit. — Wegen

Mangel an Raum am Besaanmaste verließen Einige von uns denselben, um nach dem Fockmaste zu schwimmen: aber drei oder vier verlohren bei diesem Versuche ihr Leben.

Auf meine anfängliche Angst und Unruhe folgte bald eine gewisse Unempfindlichkeit oder vielmehr Gleichgültigkeit. Ich suchte die Zeit zu verträumen, und wünschte mir eine Art von Sinnlosigkeit. Das unnütze Klagen und Jammern meiner Leidensgefährten ward mir lästig, weil es mich aus der Stimmung der Gleichgültigkeit brachte, worein ich mich zu versetzen suchte. In den drei ersten Tagen litt ich nicht viel vom Hunger und Durst, weil das Wetter trübe und kühl war: am vierten aber legte sich der Wind, die Wolken theilten sich, und setzten uns der brennenden Hitze der Sonne aus, die uns gerade über dem Kopfe stand, welches denn meinen Durst sehr vermehrte. Doch muß ich gestehen, daß derselbe keinesweges so peinigend war, als ich von ähnlichen Fällen mehrmals gelesen hatte. Indessen stellte ich mir den höchsten Grad des Elendes als unvermeidlich vor, den die Bedauernswürdigsten unter uns schon erreicht zu haben schienen, wie uns ihr klägliches Jammern muthmaßen ließ. — Ich erinnerte mich, in Capitän Inglefields Schiffbruchsgeschichte gelesen zu haben, daß seine Leute große Erleichterung davon

verspürt hätten, daß sie sich abwechselnd auf ein in die See getauchtes leinenes Tuch niederlegten, indem die Poren der Haut das Wasser einsogen. Dieß ahmte ich, so gut ich konnte, nach, indem ich ein flanellenes Brusttuch, welches ich auf dem bloßen Leibe trug, von Zeit zu Zeit in die See tauchte. Auch mehrere meiner Gefährten, die meinem Beispiele folgten, gestanden, daß sie dadurch erfrischt und gestärkt worden wären. Zugleich hatte diese Beschäftigung den Nutzen, daß sie uns einige Zerstreuung verschafte und dem Kleinmuthe wehrte: denn ich empfand, wie bei jedem Versuche, den ich zur Erhaltung meines Lebens machte, meine Hoffnung aufs neue belebt.

In der Nacht des vierten Tages hatte ich einen sehr erquickenden Schlaf, in welchem ich von Scenen der Vergangenheit, besonders von Ihnen, mein theurer Vater! und von andern Personen, die meinem Herzen am nächsten sind, träumte. Es kam mir nehmlich im Traume vor, als läge ich in einem hitzigen Fieber. Sie standen an meinem Bette und predigten in einem weißen leinenen Gewande, mit einer Mütze auf dem Kopfe, die einer Bischofsmütze ähnlich war. So lange Sie predigten, ließ das Fieber nach; sobald Sie aber aufhörten, stellte es sich wieder ein. Sie reichten mir darauf auch das heilige

Abendmahl; und eben als ich den Kelch an die Lippen setzen wollte, erwachte ich. Dieser Traum machte einen tiefen Eindruck auf mich: denn ich legte ihn so aus, daß Sie gestorben, und jetzt im Himmel Zeuge meiner Leiden wären. Ich erinnerte mich an die guten Lehren, die Sie mir einst in meinen frühern Jahren gegeben, und welche die bewundernswürdige Wirkung hatten, mich zu beruhigen und mir Muth einzuflößen. Ich beschäftigte mich nur mit Gott, dem ich bald Rechenschaft geben zu müssen glaubte, und war bereit zu sterben.

Den 25sten (den 5ten Tag, seitdem das Schiff in diesem Zustande war) hatten wir zum erstenmale den traurigen Anblick, zwei Personen aus Mangel der Nahrung sterben zu sehen. Der Eine verschied plötzlich; der Andere aber schmachtete einige Stunden in großer Todesangst. Zuerst bekam er heftiges Aufstoßen, worauf denn starke Zuckungen erfolgten. Ich bemerkte nachher öfter, daß diese Zufälle sichere Vorboten eines herannahenden peinlichen Todes waren.

An diesem Tage war es sehr heiß. Der Capitän und der erste Lieutenant setzten ein großes Vertrauen auf Flöße. Es wurde daher eins aus Segelstangen und Sparren zusammengesetzt. Kaum war es den folgenden Tag fertig, als die

Leute sich sogleich auf dasselbe verfügten. Sobald der Capitän die allgemeine Bewegung bemerkte; so kam er, so hurtig als er konnte, mit seiner Frau und Herrn Wäde vom Besaanmaste herunter. Ob ich nun gleich das ganze Unternehmen nicht billigte; so folgte ich doch dem Beyspiele der Andern. Das Floß war aber nicht im Stande, uns alle zu tragen. Es entstand ein Streit, und die Stärkern nöthigten die Schwächern zu weichen und sich wieder aufs Schiff zu begeben. Als jene nun das Tau abhauen wollten, womit das Floß ans Schiff befestigt war, fragte ich den Capitän: in welcher Richtung er glaubte, daß Land läge, und ob Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, es zu erreichen? Da ich hierauf keine Antwort von ihm erhielt; so suchte ich ihn zu bereden, wieder mit mir aufs Schiff zurückzukehen. Da dieß aber weder auf ihn, noch auf einen von den Andern einigen Eindruck machte; so mußte ich mich denn auch dazu verstehen, bei ihnen zu bleiben. Wir ruderten mit Plankenstücken, welche die Leute mit ihren Messern ruderförmig zugeschnitten hatten: wir waren aber noch nicht weit gekommen, als wir fanden, daß unsere Anzahl für das Floß zu groß war. Ich benutzte daher diesen günstigen Zeitpunkt, meine Vorstellungen zu erneuern; die denn auch bei Herrn Wäde die Wirkung hatten, daß er sich bereitwillig zeigte, mit mir auf den

Mastkorb des Schiffes zurück zu kehren. Die Andern, welche es sehr gern sahen, daß das Floß erleichtert wurde, zeigten sich ungemein willig, uns wieder an unsern vorigen Platz zu helfen. Sie stießen darauf vom Schiffe ab, und gegen Sonnenuntergang hatten wir sie schon aus den Augen verloren. Meiner Meinung nach war es nicht möglich, länger als 24 Stunden das Leben auf dem Flosse zu erhalten; und ich muß gestehen, daß ich mich nicht erhalten konnte, zuweilen die Frage bei mir aufzuwerfen: ob ich nicht besser gethan hätte, sammt den Uebrigen auf dem Flosse zu bleiben und so allen meinen Leiden ein Ende zu machen? Doch ward ich bald wieder Herr über solche kleinmüthige Gedanken, und beschloß, mich auf dem Schiffe dem Willen der Fürsehung zu überlassen.

Den 27sten des Morgens erblickten wir zu unserer Verwunderung das Floß wieder, und zwar an der entgegengesetzten Seite des Schiffes. Die armen Leute hatten die ganze Nacht gerudert: und da endlich ihre Kräfte erschöpft waren, und sie überdieß nicht wußten, welche Richtung sie nehmen sollten; so trieben sie aufs Gerathewohl herum, bis sie bei Tagesanbruch sich wieder nahe bei uns befanden. Sie verließen nun das Floß, und kletterten ebenfalls wieder auf die Mastkörbe.

Der Capitän Bremner verfiel bald darauf in Wahnsinn, welches seine Frau sich so sehr zu Gemüthe zog, daß sie darüber convulsivische Zuckungen bekam. Er war ein starker rüstiger Mann von mittlern Jahren; sie ein junges zartes Frauenzimmer. Beide waren kaum ein Jahr verheirathet. Beim Anfang unsers Mißgeschicks schien dem Capitän der Anblick seiner jungen Frau vielen Kummer zu verursachen; gleichsam als ob er sich Vorwürfe machte, sie in diese Gefahr gebracht zu haben. Er ließ sie nicht von sich, und bat uns zuweilen, sie mit Gewalt von seinen heftigen Umarmungen zu befreien. Oft glaubte er im Wahnsinne, einen mit den ausgesuchtesten Speisen besetzten Tisch zu sehen, und fragte dann mit wildem Blicke: warum wir ihm nicht von diesem oder jenem Gerichte gäben? Denn sein Wahnsinn hatte gewöhnlich Bezug auf Essen und Trinken.

Da ich die übeln Folgen vom Trinken des Seewassers befürchtete, so enthielt ich mich desselben so lange, als es mir nur möglich war; bis ich endlich die brennende Hitze in meinem Magen und in meinen Eingeweiden nicht länger ertragen konnte. Da ich nun doch meinen Tod nahe glaubte; so stieg ich hinunter, um mich noch zuletzt einmal mit einem Trunke zu laben, und nahm fast zwei Quart Seewasser zu mir.

Aber zu meinem großen Erstaunen belebte und erquickte es, statt zu schaden, meine Körper- und Geisteskräfte. Ich fiel in einen wohlthätigen Schlaf; meine innere Hitze ließ nach; ich fühlte mich gestärkt: und ob ich gleich stark purgirte, und heftige Bauchschmerzen bekam, so waren dieses doch, in Vergleichung mit den Wohlthaten, die es mir jedesmal gewährte, nur sehr geringe Uebel.

Den 28sten des Morgens sagte Herr Wade: er könnte seinen Zustand nicht länger ertragen, und er wäre willens, noch einmal auf das Floß zu gehen, wenn ich ihn begleiten wollte. Ich verwarf diesen Vorschlag, und suchte auch ihn davon abzubringen; doch vergebens. Jede Todesart, antwortete er, wäre seiner elenden Existenz vorzuziehen; nichts könnte seinen Entschluß ändern. Er beredete sogar noch zwey Steuermannsgehülfen, beide Italiäner, zwei Malayen und drei oder vier Laskars, daß sie gemeine Sache mit ihm machten. Und in wenig Stunden verloren wir sie aus den Augen. Den Abend erhob sich ein Wirbelwind, durch den sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu Grunde gegangen sind, ob er gleich uns noch gerade zur rechten Zeit Hülfe brachte, indem er von einem heftigen Regen begleitet war. Diesen aufzufangen hatten wir kein anderes Mittel, als unsere Kleider aus-

zubreiten, die größtentheils dergestalt vom Salzwasser durchnäßt waren, daß sie anfänglich auch das frische Regenwasser verdarben. Zum Glücke war der Regen so heftig, daß er das Salz bald heraus wusch: worauf wir denn einen Theil unserer Kleider bloß zum Auffangen des Regenwassers, einen andern aber bloß zum Eintauchen in das Seewasser bestimmten, je nachdem Umstände und Bedürfniß es heischten. Seitdem blieben wir selten 48 Stunden ohne einen Regenschauer. In der Zwischenzeit, wenn wir nicht Kräfte genug hatten, selbst hinunter zu steigen, pflegten wir eine Jacke oder ein anderes Kleidungsstück an einem Faden Segelgarn in die See zu lassen, und es dann so durchnäßt anzuziehen. Wenn aber ein Regenschauer uns auch nur ein Paar Schlücke frisches Wasser, entweder durch Auffangen des Regens mit dem Munde, oder durch Ausringen aus den Kleidern, verschaffte; so strömte damit neues Leben und neue Kraft in uns, und wir vergaßen auf eine Zeitlang alle unsere Noth. Ein anderes Mittel, dem Durste durch Reitzung des Speichels zu wehren, bestand darin, daß wir alles, was wir nur finden konnten, käueten, z. B. ein Stück Segeltuch, sogar Blei. Ueber dieses letztere wird man sich wundern, da man das Blei, für Gift und für sehr schädlich hält, wenn es in den Magen kommt. Ich kann jedoch versichern, daß ich selbst oft ein Stück Blei

Stundenlang ganz klein gekäuet, und zuweilen auch verschluckt habe, ohne daß es mir geschadet hätte.

Wahrscheinlich litt keiner von der ganzen unglücklichen Gesellschaft so viel als ich. Dieß, glaube ich, kam besonders daher, weil ich mich stets mit dem Gedanken quälte, was doch wohl das Ende von unserm hülflosen Zustande seyn möchte. Ich hatte gelesen und gehört, daß kein Mensch ohne Lebensmittel länger als ein Paar Tage leben könne: und als nun bereits mehrere Tage verflossen waren, erstaunte ich, daß ich noch lebte, und glaubte gewiß, jeder folgende Tag würde der letzte seyn. Auch erwartete ich, als bei einigen der Todeskampf nun wirklich herannahete, wir würden einander das Fleisch vom Leibe reißen. Dieser Gedanke machte mich schaudern; und vielleicht machte die Furcht vor der noch schrecklichern Zukunft, daß ich mein gegenwärtiges Leiden gelaßner ertrug. Manche meiner Unglücksgefährten starben im Wahnsinne: und die Vorstellung eines mir vielleicht bevorstehenden ähnlichen Schicksals, war mir über alle Beschreibung fürchterlich. Daher betete ich inbrünstig zu dem Allmächtigen, daß er mir meinen Verstand bis an mein Ende erhalten möchte. Oft wünschte ich, daß es sein Wille seyn möchte, mich von meinen Leiden durch den Tod zu erlösen.

Wenn ich aber glaubte, mein letzter Augenblick nahe heran, so schauderte doch die Natur vor der Auflösung. Ich fürchtete, alle meine Gefährten zu überleben, und so das letzte Opfer zu werden; doch wünschte ich nicht, das nächste zu seyn. — Ich erwähne nichts von den mancherlei traurigen und zum Theil gräßlichen Vorfällen, die sich mit vielen meiner Unglücksgenossen zutrugen, da auch die bloße Rückerinnerung derselben zu angreifend für mein Gefühl ist. —

Den 11ten Tag (1. Jul) des Morgens, fand Madame Bremner ihren Mann todt in ihren Armen. Unser aller Kräfte waren jetzt schon so erschöpft, daß wir nur mit der äussersten Anstrengung im Stande waren, seinen Leichnam über Bord zu werfen, nachdem wir ihm vorher einige Kleidungsstücke, zum Gebrauche seiner Frau, ausgezogen hatten. An demselben Tage starben noch zwei Andere am Besaanmaste, und zwei am Fockmaste. Mit denen am Fockmaste hatten wir die letzte Zeit wenig oder gar keine Gemeinschaft mehr, da wir wegen Entkräftung nicht mehr an den Wänden des Tauwerks hinunter klettern, oder laut genug sprechen konnten, um in der Entfernung gehört zu werden. Als sich der Wind gelegt hatte, kamen noch einige Laskars zu uns herauf, die auch, da unsere Anzahl schon so sehr verringert war, mit uns Uebrigen

in den beiden Mastkörben hinlänglichen Platz hatten.

Von den folgenden Tagen kann ich wenig sagen, da der nagende Hunger jetzt die äusserste Ermattung zur Folge hatte. Nur wenn ich etwas frisches Wasser bekommen konnte, befand ich mich ein wenig erträglicher. Wir hatten zwar schon bisher die Nächte zuweilen sehr kühl gefunden: jemehr aber unsere Kräfte abnahmen, desto empfindlicher wurden wir gegen die Kälte. Obgleich die heftigen Regenschauer, von welchen wir durchnäßt wurden, in anderer Rücksicht sehr wohlthätig für uns waren; so vermehrten sie doch die Kälte ungemein, so daß nach Sonnenuntergang gewöhnlich unsere Glieder ganz erstarrt waren, unsere Zähne zu klappern anfingen, und wir zuweilen wirklich fürchteten, vor Kälte zu sterben. So wie aber die Luft wärmer wurde, spürten wir auch ihren wohlthätigen Einfluß auf unsern ganzen Körper. Wir ließen erst die eine und dann die andere Seite von der Sonne bescheinen, bis unsere Glieder wieder gelenkig wurden. Wenn nun unsere Lebenskräfte auf diese Art wieder einigermaßen erneuert waren; so unterhielten wir uns mit Gesprächen, die sogar zuweilen ganz munter wurden. Auch fieng ich selbst einmal an, eine Arie zu pfeifen. So wie aber die Mittagshitze herankam, erneuerten sich mit

den brennenden Sonnenstrahlen auch unsere Qualen, so daß wir uns dann wunderten, wie wir doch hatten wünschen können, daß es aufhören möchte, zu regnen.

Von denen, die sich nicht nahe um und neben mir befanden, erfuhr ich wenig, und dieß nur durch ihr Jammern. Einige hatten einen harten Kampf und starben in großer Todesangst: doch starben nicht immer die Schwächsten am leichtesten, ob dieß gleichwohl zuweilen der Fall gewesen seyn mag. Besonders erinnere mich folgender Beispiele: Herrn Wäde's Bedienter, ein starker, gesunder Bursche, starb sehr bald, und fast ohne einen Laut von sich zu geben; da hingegen ein Anderer von demselben Alter, der dem Anscheine nach weit weniger ertragen konnte, viel länger aushielt. Das Schicksal dieser beiden unglücklichen Bursche war auch in anderer Hinsicht sehr verschieden, welches ebenfalls bemerkt zu werden verdient. Die Väter von beiden befanden sich am Fockmaste, als die Söhne krank wurden. Der Vater von Herrn Wäde's Bedienten sagte, als er hörte, daß sich sein Sohn sehr übel befände, ganz gleichgültig, er könnte nichts für ihn thun und müßte ihn seinem Schicksale überlassen. Der Vater des Andern hingegen rutschte sogleich, als er das Uebelbefinden seines Sohnes erfuhr, von seinem Platze herunter, und kroch

auf allen Vieren am äussersten Rande des Verdecks nach seinem Sohne hin, der im Tauwerk des Besaanmastes hing. Es waren nur etwa noch drei oder vier Planken des Hinterdecks vom Wasser frei: dahin brachte der unglückliche Mann seinen Sohn und band ihn ans Geländer fest, damit er nicht von den Wellen fortgerissen würde. Jedesmal, wenn der junge Mensch sich übergeben wollte, richtete ihn der Vater auf, und wischte ihm den Speichel von den Lippen: und wenn ein Regenschauer kam, so öffnete er ihm den Mund, um die Tropfen aufzufangen: oder er preßte ihm solche aus einem vom Regen durchnäßten Tuche freundlich in den Mund. In dieser herzangreifenden Lage blieben Beide vier bis fünf Tage, bis der Knabe starb. Der unglückliche Vater, der dieß noch nicht glauben zu wollen schien, richtete den todten Körper in die Höhe und starrte ihn lange an: und als er endlich nicht mehr daran zweifeln konnte, daß er wirklich todt wäre, bewachte er den Leichnam in stummen Schmerze, bis derselbe zuletzt von den Wellen weggespült wurde. Sodann hüllte er sich selbst in ein Stück Segeltuch, sank nieder und stand nicht wieder auf; ob er gleich noch zwei Tage gelebt haben muß, wie wir aus dem Zittern seiner Glieder schlossen, so oft sich eine Woge über ihm brach. — Diese Scene brachte bei mir und bei Allen, die sie mit ansahen, eine tiefe Rüh-

rung hervor, so sehr wir auch des Anblicks von Jammer und Elend schon gewohnt, und so sehr unsere Gefühle gegen alles, sogar gegen uns selbst bereits abgestumpft waren.

Am Abend des 10ten Julii (des 20sten Tages seit dem Sinken des Schiffes), sagte einer von den Leuten, er sähe nach Osten zu etwas, das Land zu seyn schiene. Wir hörten dieß sehr gleichgültig an, und keiner gab sich die Mühe, etwas darauf zu antworten oder die Sache näher zu untersuchen. Obgleich aber diese Nachricht keinen sichtbaren Eindruck machte; so schien sie dennoch nicht ohne alle Wirkung auf die Gemüther geblieben zu seyn. Denn als ich einige Minuten nachher aufblickte, um zu sehen, ob ich etwas entdecken könnte, fand ich aller Augen nach der Gegend hingerichtet: und ob wir uns gleich wenig Hofnung machten; so hörten wir doch nicht auf, dahin zu sehen, bis die Dunkelheit der Nacht uns dieß unmöglich machte. Jeder dachte und sprach nun von der Sache nach seiner Weise, und alle kamen dahin überein, daß das, was man gesehen hätte, Land wäre. Madame Bremner und einige andere fragten mich um meine Meynung, und ob ich wohl glaubte, daß wir noch könnten gerettet werden? Ich antwortete, daß das, was wir gesehen hätten, mir kein Land zu seyn schiene: wäre es aber auch Land,

so hätten wir wenigstens den Trost, daß es höchst wahrscheinlich bald allen unsern Leiden ein Ende machen würde; denn das Schiff würde auf den Grund kommen und scheitern, noch ehe wir dem Ufer nahe genug seyn würden, um uns ans Land zu retten. Dieß hatte ich schon längst gedacht; daher ich auch allezeit mehr fürchtete als hoffte, Land zu erblicken. Jetzt aber, da mein Gefühl abgestumpft und ich unfähig war, etwas lebhaft zu empfinden, war mir alles ziemlich gleichgültig. Auch erinnere ich mich noch, daß, als ich den andern Morgen bei Tagesanbruch erwachte, ich nicht eher wieder daran dachte, ob noch Land zu sehen wäre, als bis einer von den Leuten am Fockmaste ein Tuch wehen ließ, zum Zeichen, daß wir uns nicht geirrt hatten. Jetzt erst empfand auch ich einige Neigung, hinaufzuklettern, und mich selbst durch den Anblick davon zu überzeugen. Da ich mich aber eben in einer behaglichen Lage befand, indem ich die Arme gegen den Magen gestemmt hatte, welches mir große Linderung verschaffte; so mochte ich mich nicht herumdrehen, und ich blieb lieber, wo ich war. Auf meine Nachbarn machte die Nachricht tiefern Eindruck: einige stiegen hinauf, und erklärten, daß sie wirklich Land sähen. Diese Versicherung brachte, wie man sich leicht vorstellen kann, wieder andere, und nach und nach uns alle in Bewegung. Es schien mir freilich Land zu seyn:

doch war ich meiner Sache nicht ganz gewiß; auch lag mir nicht viel daran. Madame Bremner fragte mich: ob ich glaubte, daß es die Küste von Coromandel wäre? Diese Frage schien mir so lächerlich, da die Monsounswinde gerade damals aus derselben Gegend herweheten, daß ich antwortete: wenn dieß wäre, so würden wir uns in Madras für Geld sehen lassen können. Indessen erkannten wir ganz deutlich, daß wir Land vor uns hatten, welches, wie wir nachher fanden, die Küste von Arrakan war. (Diesen Nahmen führt nehmlich der Theil der östlichen Küste von Bengalen, welcher von Ava nördlich liegt.) Nun wurde, statt der Freude, die Angst vor dem Scheitern allgemein. Ich hegte indessen doch immer noch einige Hofnung, daß wir würden gerettet werden; ob ich gleich auf der andern Seite fürchtete, daß das Schiff zu weit vom Ufer auf den Grund gerathen möchte, als daß wir durch Schwimmen an dasselbe gelangen könnten. Uebrigens kam es mir vor, daß unser Schicksal allzuhart seyn würde, wenn wir, nach den überstandenen ausserordentlichen Leiden auf dem Meere, nun noch im Angesichte des Landes umkommen sollten.

Am Abend waren wir demselben so nahe, daß wir bemerken konnten, es sey eine unangebaute und unbewohnte Gegend, mit Buschwerk

und undurchdringlichem Gesträuche bedeckt, welches wahrscheinlich nur wilden Thieren zum Aufenthalte diente. Ich erwartete nun jeden Augenblick, das Schiff würde stranden: doch ungeachtet ich gewiß glaubte, das Tageslicht nicht wieder zu sehen, so legte ich mich doch ruhig nieder, und schlief sogar wirklich ein. Vor Tagesanbruch wurde ich durch einen heftigen Stoß aufgeschreckt, indem das Schiff mit solcher Gewalt an einen Felsen schlug, daß die Masten bebten. Ich hatte dieß vorausgesehen und mich darauf vorbereitet. Das Schiff schwankte jetzt so sehr hin und her, daß wir uns nicht festhalten konnten. Da die Fluth einige Fuß gefallen war, so standen die noch übrigen Planken des obern Decks aus dem Wasser heraus. Wir machten daher jetzt einen Versuch, von den Masten wieder auf das Verdeck zu kommen, welches uns auch, einiger Schwierigkeiten ungeachtet, gelang. Mit der Hülfe des Constabels versuchte ich auch Madame Bremner herunter zu bringen: allein sie war zu schwach, sich selbst etwas zu helfen, und wir nicht stark genug, sie zu tragen; so daß wir uns genöthigt sahen, sie oben zu lassen.

Die Fluth hatte sich nun so weit gesenkt, daß das Schiff ganz ruhig lag und das Kanonendeck fast gänzlich vom Wasser frei war. Die Laskars

kamen nun auch von den Masten herunter, und suchten Geld unter dem Schutte und Sande. Zweien derselben, die mir die stärksten schienen, that ich den Vorschlag, Madame Bremner herunter zu tragen: sie wollten sich aber nicht anders dazu verstehen, als wenn sie ihnen einen Theil des Geldes gäbe, welches sie, wie sie wußten, bei sich hatte. Madame Bremner hatte nehmlich, ehe das Schiff sich senkte, ungefähr 30 Rupien bei sich gesteckt; und wir hatten oft über die Aengstlichkeit, womit sie dieses Geld aufbewahrte, gescherzt, da wir nicht daran dachten, daß diese wenigen Rupien uns zu unserer Rettung behülflich seyn würden, wie die Folge lehren wird. Die Laskars waren endlich mit 8 Rupien zufrieden, um Madame Bremner aufs Verdeck herunter zu bringen: doch verlangten sie das Geld sogleich auf der Stelle, ehe sie Hand anlegten. Dieß war das einzige Beispiel von Ungehorsam oder vielmehr von Mangel an Mitgefühl, dessen sie sich schuldig machten: denn bis auf diesen Vorfall war ihr Betragen wirklich musterhaft, besonders wegen der Sorgfalt, die sie alle auf gleiche Art gegen unsere unglücklichen Frauenzimmer bewiesen.

Als wir einige Zeit auf dem Kanonendeck gewesen waren, bemerkten wir, daß der obere Theil des Steuerruders fortgetrieben war, und

daß man nun durch die Hölung, in welcher es befindlich gewesen, in die Konstabelkammer kommen konnte. Als sich daher die Fluth vom mittlern Verdecke zurück gezogen hatte, giengen wir in die Kammer, um zu sehen, ob wir nicht noch etwas Genießbares darin finden würden: die Wellen hatten aber bereits alles, bis auf 3 oder 4 Cocosnüsse, fortgespült, die wir nach langem Suchen noch zwischen das Holz geklemmt fanden. Nun hätte man glauben sollen, daß diejenigen, welche das Glück hatten, diese zu finden, sie bloß für sich behalten würden. Dieß war jedoch nicht der Fall. Gleich die erste wurde unter mehrere Personen vertheilt, und der Finder verlangte bloß die Milch der Nuß für sich. Hiermit betrog er sich jedoch selbst, indem der innere Saft durch die Länge der Zeit in eine dicke, öligte, sehr unschmackhafte Substanz verwandelt worden war. Sogar das Fleisch der Nuß war nicht mehr nahrhaft, und wir befanden uns fast übler, als vorher, nachdem wir davon gegessen hatten. — Es wird übrigens Manchem vielleicht unwahrscheinlich vorkommen, daß in einer so traurigen und hülfsbedürftigen Lage nicht jeder nur für sich, sondern auch für Andere sorgte. Doch ich erzähle nichts, als wovon ich Zeuge gewesen bin, und freue mich, daß ich in meinem Unglücke Gelegenheit gefunden habe, die menschliche Natur von so guten Seiten kennen zu ler-

nen. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn die Cocosnüsse auch noch so gut gewesen wären, sie dennoch auf die nehmliche Art würden vertheilt worden seyn.

Der Hunger peinigte uns nicht so sehr als der Durst. Nur nach frischem Wasser, mit etwas Säure vermischt, verlangte mich immer; und zwar nicht etwa nur nach einem Schluck (schon diese Vorstellung war mir unerträglich), sondern vielmehr nach einem großen Napf voll. Und wenn ich an andere Lebensmittel dachte; so verlangte mich vorzüglich nur nach solchen, die ich auf einmal verschlucken könnte, und nicht erst zu käuen nöthig hätte.

Uebrigens befanden wir uns in der Constabelkammer in jedem Betrachte erträglicher und besser, als auf den Mastkörben, so daß wir jetzt auch mit unserm Zustande ziemlich zufrieden waren. Ich sah nicht ein, wie wir im Stande seyn würden, das Ufer zu erreichen, und wünschte auch eben nicht, den Versuch zu machen, da meiner Meinung nach ein glücklicher Erfolg höchst unwahrscheinlich war. Auch schien es mir noch besser und wünschenswerther, ruhig auf dem Schiffe zu sterben, als von den Tigern gefressen zu werden. Zudem hoffte ich noch immer, daß wir, wenn wir nur ruhig auf dem Schiffe blie-

ben, noch endlich würden gerettet werden: denn mein Vertrauen auf Gott, welches mir schon so viel Trost gewährt hatte, verließ mich auch jetzt noch nicht, und flößte mir die Ueberzeugung ein, daß der Himmel unser Leben nicht so lange und auf eine so ausserordentliche Art würde erhalten haben, wenn er nicht beschlossen hätte, uns endlich Hülfe zu senden. Dieser mein Glaube wurde auch durch den Umstand sehr gestärkt, daß keiner von uns, seitdem wir Land erblickt hatten, gestorben war.

Nachmittags schien es uns, als ob wir Menschen am Ufer gehen sähen, welches unsere Hoffnung sehr vermehrte. Alle von uns, die noch so viel Kraft hatten, giengen auf die Gallerie, und suchten die Aufmerksamkeit jener Leute durch wehende Tücher, durch Rufen und alles nur mögliche Geräusch auf uns zu ziehen: aber vergebens. Sie schienen gar nicht darauf zu achten, und giengen gleichgültig vorüber; welches uns so unbegreiflich vorkam, daß wir anfiengen, zu zweifeln, ob das, was wir gesehen hatten, auch wirklich Menschen gewesen wären. Indessen trieb diese Entdeckung doch einige von uns an, einen Versuch zu machen, um das Ufer zu erreichen. Zu dem Ende giengen wir alle in die Constabelkammer, um einige Latten, die wir darin bemerkt hatten, herauszuholen. Mit un-

endlicher Mühe brachten wir sechs davon ins Wasser, die aber nicht für hinreichend gehalten wurden, uns alle zu tragen. Wir waren indessen schon so erschöpft, daß wir uns fast nicht mehr bewegen konnten; deswegen mußten wir es dabei bewenden lassen. Gegen Abend verfügten sich sechs der rüstigsten Laskars auf das schwache Floß; und da die Fluth eben heran kam, so erreichten sie auch, ungeachtet der starken Brandung, sehr bald das Ufer. Hier fanden sie einen Bach frischen Wassers, aus welchem sie sich recht satt tranken, und dann sich hofnungslos unter den Schatten eines Felsen am Ufer niederwarfen. Den folgenden Morgen sahen wir sie wieder zum Bache gehen, um zu trinken; und es gewährte uns doch einigen Trost, zu wissen, daß sie nicht von den Tigern zerrissen waren. Wir fühlten uns jedoch zu schwach, sowohl an Zahl als an Kräften, um nur eine Latte noch ins Wasser zu lassen. Denn die ganze Anzahl der noch auf dem Schiffe befindlichen Personen bestand nur noch aus zwei Weibern, zwei alten Männern, einem Manne von mittlern Jahren, (der aber schon einige Tage unpäßlich gewesen war, als das Schiff sank), zwei Jungen, und mir. Sonderbar ist es übrigens, daß von den 72, die anfangs auf dem Schiffe waren, gerade nur diese 14 Menschen so viel Ungemach überlebten, unter dem wir doch weit jüngere und stärkere Personen so bald hatten erliegen sehen.

Früh

Früh Morgens bemerkten wir eine große Menge Inländer, die längs dem Ufer an den Ort kamen, wo unsere Leute lagen. Wir waren sehr neugierig, zu sehen, wie diese würden behandelt werden: und wir wurden wegen ihres Schicksals bald ziemlich beruhigt, als die Inländer Feuer anmachten und Anstalten trafen, Reis zu kochen. Sie kamen auch bald an das äusserste Gestade, und gaben uns durch Wehen mit den Tüchern ein Zeichen, daß auch wir ans Land kommen sollten. Es ist unmöglich, unsere Empfindungen in diesem Augenblicke zu beschreiben. Wir befanden uns zwischen Furcht und Hoffnung, in einem Zustande, der an Wahnsinn gränzte. Ob sie gleich, wie wir sahen, keine Böte hatten, und, wenn sie diese auch gehabt hätten, die Brandung sie doch würde verhindert haben, sich derselben zu bedienen; so schmeichelten wir uns doch mit der Hoffnung, daß sie vielleicht ein anderes Mittel ausfindig machen würden, uns zu Hülfe zu kommen. Das Leben, welches mir kurz vorher zur Last gewesen war, bekam jetzt für mich wieder einen hohen Werth. Ob ich gleich mehrere Plankenstücke vom Schiffe forttreiben sah; so fürchtete ich doch, mich einem derselben anzuvertrauen. Ich bat indessen den Canonier und den Indianischen Bootsmann, mir und meinem Jungen zu helfen, ob wir nicht eine Latte herauszubringen vermöchten. Anfang schien

nen sie dazu geneigt, gaben aber bald den Versuch auf. Mit großer Mühe stürzte ich nun mit Hülfe meines Jungen die Latte allein ins Wasser, und band sie mit einem Tau fest. Hierauf fiengen wir noch ein Stück von einer Planke auf, das bei uns vorbeitrieb; so daß nun jeder von uns ein Stück Holz hatte, um einen Rettungsversuch damit zu machen. Ich war noch eine Zeit lang unschlüssig: doch mein Junge hatte mehr Muth, und dieser brachte es durch seine Ueberredungen dahin, daß wir beschlossen, beide zugleich das Schiff zu verlassen. Als sich aber nun der Junge auf seinen Sparren warf, fehlte mir's wieder an Entschlossenheit: doch da ich bedachte, daß es ungewiß wäre, ob die Leute am folgenden Tage noch am Ufer seyn, und ob alsdann meine Kräfte zu einem solchen Rettungsversuche auch noch hinreichen würden; so entschloß ich mich kurz, das Wagestück zu unternehmen. Ich nahm daher Abschied von Madame Bremner, die, wie ich schon erwähnt habe, unfähig war, etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen: ja sie war so schwach, daß auch unsere Hülfe bei ihr fruchtlos gewesen seyn würde. Es that mir wehe, sie verlassen zu müssen: doch hoffte ich, wenn ich das Ufer erreicht haben würde, Einige von den Eingebornen zu bewegen, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie gab mir, als wir uns trennten, eine Rupie, und sagte mir, mit den herzlichsten

Wünschen für meine Rettung, Lebewohl! Gerade nun, als ich mich dem göttlichen Schutze durch ein Gebet empfehlen wollte, gieng das Stück Holz los und schwamm fort. Ich zögerte noch einen Augenblick: aber plötzlich nahm ich alle meine Entschlossenheit zusammen, und stürzte mich ins Wasser. Vorher hatte ich kaum noch ein Glied rühren können: so wie ich aber ins Wasser kam, wurden alle meine Glieder wieder gelenkig, und schwimmend erreichte ich bald das Stück Holz; ich konnte es aber nicht fest halten. Wäre es platt gewesen, so würde es immer auf der flachen Seite liegen geblieben seyn: da es aber ganz viereckig war, so wurde es durch jede Bewegung des Wassers herumgewälzt, so daß ich oft unter dasselbe kam. Dieß erschöpfte meine Kräfte so sehr, daß ich die Hoffnung, mich zu retten, fast ganz aufgab. Verzweiflungsvoll ließ ich es daher zu wiederholtenmalen fahren: sobald ich aber merkte, daß ich untersank, ergriff ich es wieder und umfaßte es mit aller Macht. Zugleich bemerkte ich, daß ich dem Ufer nicht näher kam, sondern beynahe in paralleler Richtung mit demselben fortgetrieben wurde. Da ich nun voraus sah, daß ich nicht im Stande seyn würde, dieß noch lange auszuhalten; so versuchte ich, auf alle Art zu verhindern, daß das Holz sich herum drehete, und legte mich deshalb mit einem Arme und mit einem Beine darauf, während ich mit

dem andern Arme und mit dem andern Beine aus allen Kräften arbeitete, es nach dem Ufer hinzulenken. Dieß gelang mir auch eine Zeit lang so ziemlich: auf einmal aber wurde ich von einer fürchterlichen Welle, die sich über mir brach, und das Holz mit fortriß, überwältigt. Nun dachte ich, alles wäre vorbei, und war, nach einem kurzen Kampfe, schon auf dem Punkte unterzusinken, als eine andere Woge mich wieder erhob und mich quer über das Holz warf. Ich hatte durch diese heftige Erschütterung fast den Athem verlohren; doch umklammerte ich, aus dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung, mit beiden Armen und Beinen das Holz, wurde aber wieder mehreremale mit demselben herumgewälzt. Auch war ich von dem Sande und Kies, womit die Wellen vom Ufer her mich überschüttet hatten, fast geschunden: indessen betrachtete ich dieß als einen Beweis, daß ich dem Lande, ob ich es gleich nicht sehen konnte, nahe wäre; und dieß belebte meine Hoffnung sehr. Eine oder mehrere Wellen warfen mich mit Gewalt an die Klippen, an welchen ich mich festhielt, damit mich die Wellen beim Zurückströmen nicht wieder mit sich fortreißen möchten.

Meine Kleidungsstücke bestanden, als ich das Schiff verließ, bloß in einem flanellenen Brusttuche, einem Stück vom Hemde, und

einem Paar langen Hosen. Da ersteres beides zerrissen war; so band ich es in ein Bündel auf den Rücken, damit es mir nicht hinderlich seyn möchte, verlor es jedoch in den Wellen: die weiten Hosen aber, die ich noch behalten hatte, waren, wie ich fand, beim Zurückströmen der Wogen an den Klippen hängen geblieben. Ich ließ also auch diese im Stich, und versuchte nun, da ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, auf allen Vieren mich vor den Wellen in Sicherheit zu bringen. Da ich jetzt ganz nackend war, so fand ich den Wind sehr kalt; daher legte ich mich, um mich vor demselben zu schützen, unter eine Klippe, wo ich auch in wenigen Minuten ermattet einschlief, ob ich gleich bemerkte, daß Einige von den Landesbewohnern auf mich zu kamen. Diese weckten mich aber bald wieder auf, und redeten mich in mohrischer Sprache an, worüber ich sehr erfreuet war: denn ich sah hieraus, daß wir uns innerhalb der Gränzen des Englischen Gebietes, und nicht im Königreiche Ava, wie ich befürchtet hatte, befanden. Sie sagten mir, daß wir nur sechs Tagereisen von Chittagong entfernt, und daß sie selbst Landbauer aus dem Gebiete der Englisch-Ostindischen Compagnie wären, auch Sorge für mich tragen würden, wenn ich sie begleiten wollte. Ich antwortete ihnen, so gut ich in ihrer Sprache konnte, daß ich von Hunger, Ungemach und den Wunden, die ich

an den Klippen bekommen hätte, so entkräftet wäre, daß ich mich nicht rühren könnte, und nur um etwas Reis bäte. So elend übrigens meine Lage auch war; so fühlte ich doch eine gewisse Verlegenheit, so ganz nackend und ohne die geringste Bekleidung gesehen zu werden. Sie hatten dieß kaum bemerkt, als auch schon Einer von ihnen, ein Burmah, (d. h. ein Einwohner des Königreichs Ava) dessen Menschenfreundlichkeit wir alle nachher noch vieles zu verdanken hatten, seine Kopfbinde abnahm, und mir diese nach Landessitte um den mittlern Theil des Leibes band. Da sie ferner meine vergeblichen Anstrengungen sahen, mich aufzurichten; so faßten zwei von ihnen mich unter die Arme, und trugen mich fort, so daß meine Füße den Boden fast gar nicht berührten. Da wir an einen kleinen Fluß kamen; so bat ich, sie möchten mich einmal trinken lassen. Sie suchten mich hiervon abzuhalten: als ich aber darauf bestand, so ließen sie mich los. Ich fiel gleich auf der Stelle mit dem Gesichte ins Wasser: und ohne einen Versuch zu machen, mich wieder aufzurichten, fieng ich an, das Wasser, so hastig ich konnte, zu verschlucken, und würde gewiß zu viel zu mir genommen haben, wenn man mir meinen Willen gelassen hätte. Sowohl durch das kalte Bad, als durch das getrunkene frische Wasser, fühlte ich mich sehr gestärkt, so daß ich den übrigen Theil des Wegs,

auf die Schultern meiner Führer gelehnt, gehen konnte. Wir erreichten auch bald die Stelle, wo sie ihr Feuer angezündet hatten, bei welchem ich denn auch die sechs Laskars, meinen Burschen, den Canonier und den Sergeanten fand. Die Laskars waren, wie ich bereits erwähnt habe, schon den Tag zuvor ans Ufer gekommen, die beiden letztern aber, ob sie gleich später als ich das Schiff verlassen hatten, waren doch vor mir ans Ufer gelangt, weil sie bessere Schwimmer waren. Auch mein Bursche, der mit mir zugleich den Versuch gemacht hatte, war eher ans Land gekommen.

Die Freude, meine Gefährten gerettet zu sehen, und die Erzählung von der menschenfreundlichen Behandlung, welche ihnen von ihren Rettern widerfahren war, brachte mich beinahe ausser mich, und zerrüttete, wie ich glaube, auf einen Augenblick meine Geisteskräfte. Ich konnte nicht begreifen, wie der Canonier und der Sergeant hierher gekommen waren, da ich sie doch am Bord des Schiffes verlassen hatte: und die Erklärungen, die sie mir hierüber gaben, dienten nur dazu, meine Phantasie noch mehr zu verwirren. — Ich wartete geduldig etwa 10 Minuten, bis der Reis gekocht war: denn ich verlangte keinen rohen. Auch wollte ich, als man mir auf einem Blatte etwas gekochten Reis

brachte, diesen nicht einmal eher anrühren, als bis man mir versicherte, es wäre nicht zu viel. Ich steckte dann etwas in den Mund: da ichs aber gekaut hatte, fand ich, daß ichs nicht schlucken konnte. Einer von den Eingebornen, der meine Verlegenheit bemerkte, goß mir mit der Hand etwas Wasser in den Mund, welches zwar den Reis hinunter spülte, mich aber beynahe erstickt hätte. Indessen spannte diese Anstrengung meine Muskeln so, daß ich bald das Vermögen zu schlucken wieder erhielt, ob ich gleich Anfangs bei jedem Mund voll Reis auch eben so viel Wasser nehmen mußte. Meine Lippen und das Innere des Mundes waren von der Hitze so aufgesprungen, daß jede Bewegung der Kinnbacken sie bluten machte und mir viele Schmerzen verursachte.

Was nachher bis gegen Abend, wo ich von einem sehr erquickenden Schlafe erwachte, mit mir vorging, kann ich mich nicht genau wieder erinnern. Ich schilderte hierauf den Eingebornen den Zustand, in welchem ich Madame Bremner und ihre Leidensgefährten verlassen hatte: und da ich wußte, wieviel das Geld über die Gemüther dieser Menschen vermöchte; so gab ich ihnen zu verstehen, daß, wenn sie das Leben der Unglücklichen retteten, diese sie gewiß reichlich dafür belohnen würde. Einige versprachen darauf,

die Nacht über wach zu bleiben, da die Fluth dann höher als bei Tage steigen und das Schiff wahrscheinlich näher ans Ufer bringen würde.

Ich war nach dem Schlafe sehr hungrig geworden, und forderte ungestüm mehr Reis von meinen Rettern, welche aber erwiederten, daß sie die Nacht keinen mehr zubereiten könnten. Ich schlief also wieder ein. — Gegen Mitternacht weckte man mich, um mir zu sagen, daß Madame Bremner sammt ihrem Mädchen glücklich ans Ufer gebracht wäre. Ich stand den Augenblick auf, sie zu bewillkommen, und fand sie beim Feuer, wo sie auch schon etwas Reis genossen hatten. Nie sah ich die Freude stärker ausgedrückt, als in diesem Augenblick auf Madame Bremners eingefallenem Gesichte. — Ich erfuhr nachher, daß sie der Menschenliebe des Burmah ihre Rettung zu verdanken hatte. Die Eingebornen hatten schon einen Plan gemacht, wie sie die Rupien, welche die unglückliche Frau noch bei sich hatte, als eine Beute unter sich theilen wollten. Kaum hatte dieß der edle Mann gehört, als er eine günstige Gelegenheit benutzte, und mit Hülfe eines seiner Begleiter die Frauenzimmer rettete, ohne die geringste Belohnung dafür zu fordern.

Es war hohe Zeit, daß wir das Schiff verlassen hatten; denn in derselben Nacht ging es

auseinander. Der untere Theil blieb auf den Klippen festsitzen; der obere aber trieb so nahe ans Ufer, daß die beiden Leute, die sich noch darauf befanden, durchs Wasser bis ans Land waten konnten. — Wir lagen die ganze Nacht auf der bloßen Erde ohne einige Bedeckung, so daß wir, da es stark regnete, viel Kälte auszustehen hatten. Am andern Morgen wurden wir von den Inländern wieder mit Reis versehen: sie fingen nun aber auch an, nach dem Gelde zu fragen, welches, wie sie wüßten, Madame Bremner bei sich hätte: sie weigerten sich sogar, uns noch etwas mehr Reis ohne baare Bezahlung zu geben. Da die 8 Laskars, als Muselmänner, für sich lebten, indem ihre Religion ihnen verbot, mit Menschen von einer andern Herkunft oder Religion zu essen; so zahlte Madame Bremner 8 Rupien, um uns übrigen auf 4 Tage mit Reis zu versorgen, bis wir wieder genug Kräfte erlangt haben würden, um nach dem nächsten 30 Englische Meilen nordwärts gelegenen Dorfe zu gehen.

Bei niedrigem Wasser gingen die Eingebornen ans Wrack (die Trümmer des Schiffs) um es zu durchsuchen, fanden aber, daß schon fast alles davon weggespült war, bis auf einige wenige verdorbene Flinten, etwas Eisen, Kupfer und Blei u. s. w. welches alles sie mitnahmen. Ich

stellte ihnen zwar vor, daß sie wegen der Plünderung des Schiffs könnten zur Verantwortung gezogen werden: ich richtete aber damit nichts weiter aus, als daß sie einen Groll auf mich warfen, wenigstens gaben sie mir von dieser Zeit an meinen Reis immer zuletzt, und dabei noch in geringern Portionen als den Uebrigen. Dieß veranlaßte meinen Freund, den Burmah, sich meiner anzunehmen und unter seinen Gefährten für mich zu sammeln. Dieser edelgesinnte Mann hatte für die Liebe, die er mir erwies, weiter nichts, als daß er sich dadurch den Haß der Eingebornen zuzog, welche, ob sie uns gleich das Leben gerettet hatten, uns doch jetzt sehr unmenschenfreundlich behandelten. Da das Land einen Ueberfluß an Wildprett hatte; so erlegten sie manches Stück, welches sie dann mit der größten Behaglichkeit vor unsern Augen verzehrten, ohne uns einen Bissen davon zu geben. Wir begnügten uns daher, die von ihnen weggeworfenen Knochen aufzusuchen und uns davon eine schmackhafte und gesunde Suppe zu kochen.

Den Abend vorher, ehe wir nach dem Dorfe aufbrachen, thaten wir den Eingebornen den Vorschlag, für Mad. Bremner, die nicht im Stande war zu gehen, eine Tragbahre von Bambus zu machen. Nach vielem Wortwechsel wurden wir endlich mit ihnen eins, daß sie für 12

Rupien Mad. Bremner mit ihrem Mädchen fortragen, und für 2 Rupien uns Viere mit Reis versorgen wollten, bis wir nach dem Dorfe kämen. Ich fürchtete aber sehr, daß ich zum Gehen nicht Kräfte genug haben möchte, und daß sie dann unterwegs nicht auf mich warten würden. Ich bat daher auch um eine Tragbahre für mich, mit der Versicherung, daß, sobald wir die nächste Englische Niederlassung erreichten meine dortigen Landsleute sie reichlich für ihre Dienste belohnen würden. Sie wollten aber davon nichts hören, und sagten, ich könnte, wie andere Leute zu Fuß gehen, wozu ich noch stark genug wäre: doch, setzten sie hinzu, wenn ich ihnen noch einmal so viel geben wollte, als Mad. Bremner, und zwar in baaren Gelde, so wollten sie mich allenfalls auch tragen. Da ich dieß nicht konnte; so entschloß ich mich, bei denen von ihnen, die sie bei der von dem ausgeplünderten Schiffe gemachten Beute zurückließen, zu bleiben, bis Mad. Bremner zu Ramoo (der ersten Englischen Niederlassung) angelangt seyn, und mir dorther ein Fuhrwerk zuschicken würde. Ich kam also nun mit ihnen dahin überein, daß sie mich unter der Zeit für 2 Rupien den Tag mit Reis versorgen wollten. Dieß reuete sie aber schon am andern Morgen, und jetzt wollten sie mir nicht eine Unze Reis ohne baares Geld geben. Da weder Bitten, noch Versprechungen

sie auf andere Gedanken zu bringen vermochten; so nahm ich meine Zuflucht zu Drohungen, und erklärte ihnen, daß, wenn sie durch ihr schlechtes Betragen an meinem Tode Schuld seyn würden, die Ostindische Compagnie, deren Unterthan und Diener ich wäre, gewiß meinen Tod rächen würde. Aber sie verachteten meine Drohungen und betrachteten meine Noth mit Gleichgültigkeit. Es blieb mir daher nichts weiter übrig, als mich zu entschließen, mit ihnen zu gehen; ob ich gleich große Ursache hatte, zu fürchten, daß ich unterwegs liegen bleiben, und von Tigern würde gefressen werden, die, wie man sagte, diese Wildniß sehr unsicher machten.

Den 17ten Morgens um 8 Uhr traten wir unsere Reise an; Mad. Bremner nebst ihrem Mädchen von 4 Eingebornen auf einer Tragbahre getragen; und ich, der Constabel und zwei Jungen zu Fuß. Ein Eingeborner trug den Proviant. Unsere übrigen Reisegefährten, die alle Neger waren, hatten sich gleich anfangs zu den Inländern gehalten, und blieben auch jetzt bei ihnen. Jeder von uns wurde mit einem Bambusstocke zur Reise versehen; und da der Wind uns in den Rücken bließ, so erleichterte uns dieß das Gehen sehr. Am Ende der ersten Meile fühlten wir uns viel stärker als beim Anfange, welches uns guten Muth gab. Ehe wir aber

noch die zweite Meile ganz zurückgelegt hatten, waren wir, ob wir uns gleich oft ausruheten, doch sehr ermüdet. Wir machten deswegen auf eine Stunde Halt, und ich schlief ein. Als man mich zur Fortsetzung der Reise aufweckte, fand ich meine Glieder so steif, daß ich ohne Hülfe nicht aufzustehen im Stande war. Die Andern giengen indessen so scharf zu, daß ich nicht mit ihnen gleichen Schritt halten konnte, sondern oft genöthigt war, mich auszuruhen, und daher zurück blieb. Unser Führer aber, der mehr Gefühl als die Uebrigen hatte, vermochte doch so viel über sie, daß sie warteten, bis ich nachkam. — Obgleich mein Junge viel schneller als ich gehen konnte, und ungeachtet er eine schreckliche Furcht vor den Tigern hatte; so wollte er mich dennoch nicht verlassen. Wir blieben daher beide eine beträchtliche Strecke zurück. Gegen Morgen machten unsere Begleiter immer Halt, um Reis zu kochen: da sie aber gewöhnlich ihre Mahlzeit schon gehalten hatten, ehe wir ankamen; so trieben sie uns dann gleich wieder fort, ehe wir uns gelabt hatten. Meine Glieder wurden endlich so steif, daß ich mich nicht ohne große Schmerzen rühren konnte. Alle hundert Schritte ruhete ich aus, während die Uebrigen wacker zugiengen, und eben nicht geneigt schienen, auf mich zu warten. Mad. Bremner konnte nichts zu meiner Erleichterung thun, weil sie sich wegen ihrer

großen Kraftlosigkeit ganz leidend verhalten mußte. Mein Junge zeigte fortdaurend einen seltenen Grad von Zuneigung zu mir. Ich wollte jedoch nicht, daß er meinetwegen zurück bleiben sollte, und drang in ihn, sich an die Uebrigen anzuschließen. Es schien mir besonders hart, daß ich jetzt, nachdem ich so großes Ungemach und so schreckliche Gefahren überstanden hatte, durch die Unmenschlichkeit meiner Nebenmenschen umkommen sollte. Dieser Gedanke war für mich so peinigend, daß ich oft in Versuchung gerieth, alle Anstrengung aufzugeben, mich ruhig niederzulegen und zu sterben. Doch die Erinnerung an die bereits erfahrne Hülfe der Vorsehung richtete mich wieder auf, und machte mir's zur Pflicht, auszuharren.

Schon hatte ich meine Gefährten ganz aus den Augen verlohren, als ich in der Ferne einen Trupp Mugys *) erblickte, welche am Strande Reis kochten. Da ich ihre Sprache nicht verstand; so war ich in Verlegenheit, wie ich ihnen meine Noth zu erkennen geben sollte. Indessen gieng ich doch auf sie zu, in der Hoffnung, daß meine elende Gestalt ihr Mitleiden rege machen

*) Ein Stamm oder eine Caste von Trägern und Arbeitsleuten, die durch ihr Aeusseres sehr kenntlich sind.

würde. Ich irrte mich nicht. Ihr Anführer redete mich in Portugiesischer Sprache an, und fragte: was mich in diesen traurigen Zustand versetzt hätte? Ich erwiederte mit wenigen Worten, daß ich Schiffbruch gelitten, ausgehungert und von meinen Begleitern verlassen wäre; worauf ich bat, mir etwas zu essen zu geben. Er war von der Erzählung meiner Leiden sehr gerührt, und verwünschte die Unmenschen, die mich so verlassen hatten. Er gab mir hierauf sogleich von dem Besten, was er hatte; und da er bemerkte, daß ich dieses begierig verschlang, so rieth er mir, meine Eßbegierde noch etwas zu mäßigen, und versprach mir zugleich, daß er mir einen hinreichenden Vorroth von Lebensmitteln mit auf die Reise geben wollte. Er setzte hinzu, daß ich nicht zu verzweifeln brauchte, weil mich meine Gefährten verlassen hätten; er würde mich schon in den Stand setzen, auch ohne ihren Beistand nach Ramoo zu kommen; weswegen er mir auch riethe, alle Gedanken, sie wieder einzuholen, aufzugeben, und ganz nach meiner Bequemlichkeit die Reise fortzusetzen. Die Tiger, sagte er, wären in dieser Gegend sehr scheu: der Schein des Feuers verscheuche sie, und er wollte mich, ehe wir uns trennten, lehren, Feuer anzumachen, so daß ich Nachts mich ganz sicher würde niederlegen können. Da die Wunden, die ich bekommen hatte, als ich ans Ufer kam, voller

Sand

Sand und Unreinigkeit waren: so wusch dieser menschenfreundliche Fremdling sie aus, und rieb sie mit Bambussaft, wovon sie bald heilten. Er gab mir ferner so viel Reis, als ich tragen konnte, und einen Topf zum Kochen, wie auch Zwiebeln und Tabak, dessen Gebrauch er mir sehr empfahl: kurz, er gab mir von allem, was er in seinem kleinen Vorrath hatte. Und damit ich meinen Reis kochen und des Nachts die Tiger abhalten könnte, lehrte er mich, wie ich, durch ein besonderes Reiben zweier Bambushölzer an einander, Feuer bekommen könnte. Zuletzt sagte er mir, daß er ein Portugiesischer Landkrämer und aus Chittagong gebürtig wäre. — Ich war von seiner Güte so gerührt, daß ich ihm kaum ein Lebewohl sagen konnte. Er wünschte mir alles Glück auf den Weg, und trieb mich fort, damit ich noch vor der Nacht eine Hütte, 2 Meilen von diesem Orte, erreichen möchte. Noch war ich nicht weit gegangen, als er mit ein Paar langen weiten Hosen hinter mir her gelaufen kam, welche er mir gab, um sie anzuziehen, ehe ich nach Ramoo käme, damit meine Schamhaftigkeit (denn ich war nackend) nicht möchte beleidigt werden. Bei diesem neuen Beweise seines Edelmuths konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Danken konnte ich ihm nicht wegen der großen Bewegung meines tief gerührten Gemüthes: noch einmal aber nahmen wir

herzlichen Abschied von einander; und dann setzte ich gutes Muthes meine Reise weiter fort.

Als ich etwa eine Meile gegangen war, setzte ich mich nieder, um etwas auszuruhen, und versuchte, Feuer zu machen; aber ach! ich hatte nicht Kraft genug, um so schnell, als nöthig war, zu reiben. Es ist mir unmöglich, die Bestürzung, die mich in diesem Augenblicke überfiel, zu beschreiben. Dieser fehlgeschlagene Versuch schlug meinen Muth ganz darnieder, und überzeugte mich, wie nöthig es jetzt wäre, alle meine Kräfte anzustrengen, um meine Reisegefährten wieder einzuholen. Da ich noch etwas gekochten Reis in meinem Topfe hatte, so aß ich erst ein wenig, (denn mich hungerte alle halbe Stunden), und setzte dann meinen Weg weiter fort. Ich erreichte bald die Hütte, von der mein Freund mir gesagt hatte; wo ich denn zu meiner größten Freude auch die Uebrigen bei einer Mahlzeit fand. Um ihnen zu zeigen, daß ich jetzt nichts mehr von ihnen bedürfte, nahm ich etwas Reis aus meinem Topfe für mich selbst, und gab auch meinem Burschen etwas.

Nachdem wir uns alle erquickt hatten, setzten wir unsere Reise in der Abendkühle fort. Jetzt stießen auch noch Einige von denen, die auf dem Wrack zurückgeblieben waren, nebst 6 Las-

kars zu uns. Diese waren meinem Freunde, dem Anführer der Mugys begegnet, der ihnen ihre Unmenschlichkeit gegen mich vorgeworfen, und ihnen gesagt hatte, daß ich, obgleich jetzt in den dürftigsten Umständen, doch ein angesehener Mann wäre, und daß der Gouverneur von Chittagong sie, wegen ihres schlechten Betragens gegen mich, zur schweren Strafe ziehen würde. Dieß hatte eine auffallende Veränderung in ihrem Benehmen gegen mich hervorgebracht. Sie schienen mir jetzt mit Achtung begegnen zu wollen: ich lehnte jedoch ihre Höflichkeiten ab, und nahm das Anerbieten des Führers, meinen Reistopf zu tragen, nicht an. Indessen rührte mich doch dieser neue Beweis von der Freundschaft meines Wohlthäters sehr. — Es war schon tief in der Nacht, als wir einige Hütten erreichten, die zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauet sind, und wo wir unser Nachtlager nehmen wollten. Hier kochte ich mit meinem Burschen Reis für uns beide allein, um unsern Begleitern keine weitern Verbindlichkeiten schuldig zu seyn. Bei Tagesanbruch wurden wir zur Fortsetzung der Reise aufgefordert. Meine Beine waren sehr geschwollen, und mein ganzer Körper so steif, daß ich ohne Hülfe weder aufstehen, noch mich niedersetzen konnte: doch schleppte ich mich, so gut ich konnte, mit fort. Die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne schienen meine Glieder wieder

gesenkig zu machen. Bald darauf kamen wir an einen Fluß: da wir nicht im Stande waren, ihn zu passiren, weil er von der Fluth angeschwollen war; so lagerten wir uns und kochten Reis. Als die Ebbe eintrat, kamen wir auf einem von den Landesbewohnern erbauten Flosse von Bambus, das durch 5 oder 6 Menschen, welche an jeder Seite schwammen, geleitet wurde, glücklich hinüber.

Die Steifheit unserer Beine hatte so zugenommen, daß wir beinahe nur noch kriechen konnten, und genöthigt waren, so oft auszuruhen, bis alle Inländer, bis auf den Führer, und die Viere, welche die Frauenzimmer trugen, uns verließen. Erschöpft durch die Strapazen der Reise, sahen wir uns genöthigt, frühzeitig Abends Halt zu machen. Des Nachts regnete es aber gewöhnlich so heftig, daß wir vor Kälte erstarrten. So abgemattet wir waren, so konnten wir doch nicht schlafen; und daher schlugen wir schon vor Tagesanbruch unserm Führer vor, aufzubrechen, weil wir dachten, das Gehen würde uns erwärmen. Wir fanden aber bald Ursache dieß zu bereuen: denn es war so dunkel, daß wir über jeden Stein stolperten und oft fielen. Unsere Begleiter sagten: wir dürften uns nicht aufhalten, da die Fluth herankäme, welche oft sogar bis an die hohen und steilen Felsenrücken

stiege, so daß derselbe bei hohem Wasser nicht zu passiren wäre. Sie hielten es daher für nöthig, uns unter die Arme zu greifen, und uns aufzuhelfen, wenn wir niederfielen.

Gegen Morgen kamen wir in eine angebaute Gegend, zwei Meilen von ihrem Dorfe. Der Regen war noch so heftig, daß er mich beinahe niederwarf. Ich blieb wieder zurück, und da ich den Weg verlor, so gieng ich eine beträchtliche Strecke durch die Reisfelder, bis ich einem Inländer begegnete, der mich nach dem Dorfe führte, wo ich meine Gefährten bei einem köstlichen Mahle von Reis und Milch fand. Man sagte uns, der Zemindar oder Hauptmann des Distrikts hätte schon nach uns geschickt, damit wir in seinem Hause, welches etwa noch eine Meile entfernt war, sorgfältig gepflegt werden möchten. Ich war aber so ermattet, daß ich mir vornahm, ehe ich einen Schritt weiter gienge, erst ein wenig zu schlafen; und daher bat ich Mad. Bremner, mich dem Zemindar bestens zu empfehlen, und ihn zu ersuchen, daß er mich auf ihrer Tragbahre möchte abholen lassen. Diese Bitte wurde jedoch (ich weiß nicht aus welcher Ursache) nicht erfüllt, so daß ich gegen Abend, vom Hunger getrieben, noch einen Versuch machte, ohne Führer das Haus des Zemindars zu erreichen. Ein Bach, auf welchen ich

stieß, hielt mich etwas auf, bis ich jemand fand, der mir hinüber half. Ich gieng hierauf in die erste Hütte, die ich offen fand: denn ich war so erschöpft, daß ich lieber die ganze Nacht dort liegen geblieben, als noch um den Hof herum gegangen wäre. Jemand, der mich in die Hütte hatte gehen sehen, war mir nachgefolgt, und führte mich aus derselben in des Zemindar Doumo Ali Scheikdars Haus, der mich mit vieler Herzlichkeit empfieng, und sagte, daß wir ihm alle willkommen wären, und 10 bis 12 Tage, bis wir im Stande seyn würden, weiter zu reisen, bei ihm bleiben könnten. Er befahl darauf, mir sogleich alle Erquickungsmittel zu reichen, und behandelte uns alle mit vieler anscheinenden Güte: doch hatte ich bald Ursache, die Redlichkeit und Lauterkeit seiner Freundschaftsbezeigungen in Zweifel zu ziehen.

Als ich nehmlich den Zemindar dringend bat, uns bald möglichst nach Ramoo, welches etwa noch 4 Meilen weit entfernt war, bringen zu lassen; so erbot er sich, uns mit einem dreißigrudrigen Boote nach Calcutta zu schicken, wenn wir noch einige Tage bei ihm bleiben wollten. Offenbar wünschte er also, daß wir nicht nach Ramoo kommen möchten: und dieß zu wünschen, dazu hatte er auch seine guten Ursachen. Denn wenn er auch die geschehene Plünderung des

Wracks nicht billigte; so gieng er doch damit um, die aus Thekaholz bestehende Schiffsladung, welche im Boden des Schiffes, und mit demselben ganz auf den Klippen lag, sich zuzueignen. Weil sich nun zu Ramoo ein Detachement von Truppen, und ein Beamter der Englisch-Ostindischen Compagnie befand; so fürchtete er, wir möchten diesem, wenn wir dahin kämen, von allem Nachricht ertheilen. — Indessen wurden wir in seinem Hause gut behandelt, nehmlich dreimal des Tages reichlich mit Lebensmitteln versorgt, und auch mit einigen Kleidungsstücken versehen. Dieß war genug für meine Gefährten, um mit ihrem gegenwärtigen Zustande sehr zufrieden zu seyn. Was aber mich betrifft; so nahm meine Ungeduld mit jedem Tage zu: und nachdem ich vergebens alle Gründe erschöpft hatte, um den Zemindar zu bewegen, uns ein Boot nach Ramoo zu geben; so beschloß ich, für mich allein einen Versuch zu machen, ob ich zu Lande dahin kommen könnte. Daher nahm mich der Zemindar den 21sten in ein besonderes Zimmer, und sagte mir, nach mehrmaligen Versicherungen seines Wohlwollens, daß, ob er gleich an der Plünderung des Schiffes unschuldig wäre, er gleichwohl von dem Gerichtshofe zu Chittagong dafür zur Verantwortung gezogen werden dürfte. Er that mir daher den Vorschlag, daß ich ihm ein Zeugniß von meiner Hand geben möchte, welches die

Versicherung enthielte, er habe an der Verandung des Schiffes keinen Antheil gehabt; unter dieser Bedingung versprach er, mir sogleich ein Fahrzeug nach Ramoo, oder nach jedem andern Orte, wohin ich verlangte, zu verschaffen. Ich gab ihm das verlangte Zeugniß: und so zufrieden er auch mit meiner Willfährigkeit zu seyn schien; so verstrich doch dieser und der folgende Tag, ohne daß die geringsten Anstalten zu meiner Abreise getroffen worden wären. Indessen hatte dennoch das gegebene schriftliche Zeugniß den gewünschten Erfolg, obgleich nicht auf die von mir erwartete Art. Der Zemindar war nehmlich damit nach Ramoo gegangen, und hatte es dem dortigen Polizeibeamten gegeben. Dieser zeigte es dem Lieutenant Towers, Befehlshaber der an diesem Orte liegenden Truppen. Herr Towers äusserte seine Verwunderung, daß er nicht eher von dem darin erwähnten Unglücke benachrichtigt worden wäre. Und da er auf weiteres Nachforschen erfuhr, daß der Schreiber des Zeugnisses samt seinen Unglücksgefährten sich noch in dem Dorfe, und wie er fürchtete, in einem elenden Zustande befände: so gab er auf der Stelle Befehl, das erste das beste Boot abzuschicken, und uns nach Ramoo zu bringen. Zu unserer Bedeckung schickte er einen Sergeanten und zwei Seapoys (Soldaten von den inländischen Trup-

pen) nebst einem Koche und allem, was zu unse-
rer Unterstützung nöthig war.

Den 22sten des Abends, den dritten Tag nachdem wir im Dorfe angekommen waren, wurde ich ganz ungeduldig, da ich mich durch die Versprechungen des Zemindars betrogen fand. Ich beschloß daher, am folgenden Morgen allein zu Lande nach Ramoo zu gehen. Ich theilte meinen Vorsatz Mad. Bremner und den Uebrigen mit, die, da wir alle zusammen aßen, sich sogleich erboten, mir einen Theil ihres Abendbrods aufzuheben, welches ich bei Seite legte, und mich anschickte, mit Tagesanbruch meine Reise anzutreten.

Bald nachdem wir uns zur Ruhe gelegt hatten, wurde das Haus durch einen starken und heftigen Schlag an die Thür in Allarm gesetzt. Es war der Sergeant mit seinen Begleitern, welche in einem gebieterischen Tone eingelassen zu werden verlangten. Man öffnete die Thür; und Sie können leicht denken, wie groß unsere Freude war, als uns der Sergeant ein Schreiben von Herrn Towers einhändigte, worin dieser edle Mann die herzlichste Theilnahme an unserm Schicksale, und den größten Eifer, unserer Noth abzuhelfen, bezeigte. Vor allen Dingen verzehrten wir vor großer Freude das Brod, die kalte

Küche und alles, was uns Herr Towers geschickt hatte, mit der größten Begierde, ob wir gleich erst kurz vorher Reis mit Milch zu Abend gespeis't hatten. Unsere Gemüthsbewegung war so groß, daß wir nicht einschlafen konnten; und schon vor Tagsanbruch waren wir bereit, uns einzuschiffen. Der Sergeant wollte uns aber eher nicht abreisen lassen, als bis wir ein gutes Frühstück eingenommen hätten, zu dessen Besorgung er den Auftrag von Herrn Towers zu haben versicherte, indem er uns einen Beutel mit Rupien zeigte. Wir ließen uns das gern gefallen. Nachdem wir aber das Frühstück eingenommen hatten; schifften wir uns sogleich ein, und kamen den andern Morgen früh nach Ramoo, Herr Towers kam am Ufer des Flusses herunter, um uns zu empfangen; und sein menschenfreundliches Herz schien bei dem Anblick unsers elenden Aufzugs tief gerührt zu seyn: denn ob wir gleich in den Kleidern, die er uns geschickt hatte, schon weit erträglicher als vorher aussahen; so war doch die Gestalt, in der wir hier erschienen, noch immer traurig und erbärmlich genug, um Mitleiden zu erwecken.

Herr Towers führte uns sogleich nach seinem Hause, wies Mad. Bremner sein eigenes Schlafzimmer an, und sorgte auch für mich und die Andern so gut er konnte. Er selbst war un-

ser Aufwärter, unser Arzt und sogar unser Koch. Nichts kann die zärtliche Besorgnis übertreffen, womit er unserm Mangel abzuhelfen und unsern Zustand zu erleichtern suchte, und nie wird die dankbare Erinnerung an alles das Gute, das er uns erzeigte, in unsern Seelen verlöschen. — Der edle Mann wünschte zwar, daß wir bei ihm bleiben möchten, bis unsere Kräfte völlig wieder hergestellt wären: doch fürchtete er, daß wir, nach den erst überstandenen Leiden, Anfälle vom Fieber oder von andern Krankheiten bekommen möchten, wogegen seine Kunst und seine Arzeneien unzureichend seyn würden. Ich selbst wünschte sehnlich, sobald als möglich, Chittagong zu erreichen, damit die nöthigen Maaßregeln zur Rettung des Holzes, und was etwa sonst noch vom Schiffe zu retten war, möchten genommen werden. Wir schifften uns daher den 26sten auf zwei Böten ein, und kamen den 28sten Abends spät zu Chittagong an. Herr Price, der Commandant dieses Platzes, an den mir Herr Towers ein Empfehlungsschreiben gegeben hatte, empfing uns mit vieler Gastfreundschaft und Güte. Als ich mich einen Tag ausgeruhet hatte und durch Herrn Price's Güte anständig gekleidet war, machte ich Herrn Thomson, Oberrichter des Distrikts, meine Aufwartung, und theilte ihm das Wesentliche von dem hier Erzählten mit. Herr Thomson befahl, es sollte unverzüglich eine Wache

nach dem Schiffe marschiren, um weitere Plünderungen zu verhüten: mich aber ersuchte er, eine kurze Erzählung von dem Schiffsbruche zu entwerfen, welche ich und die übrigen Geretteten, zur Befriedigung der Eigenthümer des Schiffes, unterschreiben sollten. Diesem Auftrage zufolge setzte ich also eine solche Schrift auf, und Mad. Bremner, Thomas Johnsons der Constabel, und ich, als die einzigen geretteten Christen, mußten die Wahrheit des Inhalts vor Herrn Thompson beschwören; welcher darauf diese beglaubigte Schrift ins Archiv niederlegte. Auch schickte ich eine Abschrift davon an die Eigenthümer des Schiffs nach Madras, welchen ich zugleich die Versichrung gab, daß ich sobald als möglich, mit der nöthigen Hülfe nach dem Wrack zurückkehren würde, um das Holz, und was etwa noch von Kupfer und Eisen an dem Schiffe übrig wäre, ans Land zu schaffen.

* * *

Nachdem ich bis hierher Herrn Mackay meistens mit seinen eigenen Worten die rührende Schiffbruchsgeschichte habe erzählen lassen; so will ich das, was er noch weiter hinzufügt, folgendermaßen kürzlich zusammenfassen.

Es war noch keine Woche vergangen, als Herr Mackay durch das gute Leben an der gast-

freyen Tafel des Herrn Price und anderer Colonieherren, seine Kräfte dermaßen wieder hergestellt fühlte, daß er sich nach der Juno'sbay (so hatte man den Ort genannt, wo das Schiff gescheitert war) zurückbegeben konnte. Er hatte eine hinlängliche Anzahl von Zimmerleuten und Laskars bei sich. Durch diese ließ er alles Holz aus dem Schiffe ans Land schaffen, und die Ueberreste der unglücklichen Juno verbrennen, um das noch daran befindliche Eisen zu erhalten. Alles dieses wurde am Bord eines Schiffes, das den Nahmen Restauration führte, gebracht; und mit diesem reis'te Herr Mackay selbst nach Calcutta ab, wo er den 12ten December 1795 glücklich anlangte. — Von Mad. Bremner giebt er die Nachricht, daß sie Kräfte und Gesundheit bald wieder erlangt und sich nachher zum zweitenmal gut verheirathet habe. — Was Herrn Mackay selbst betrifft; so wurde er 1795 zu Calcutta auf einem Englischen Schiffe angestellt, das nach Europa bestimmt war, und im August 1796 daselbst ankam. Kurz darauf wurde eben dieses Schiff mit Truppen nach Westindien beordert, woher es im August 1797 zurückkam. Im November dieses Jahres ging Herr Mackay schon wieder mit demselben nach Ostindien unter Segel, wo er vermuthlich gegenwärtig noch ist. Vor seiner letzten Abreise nach Indien schrieb er den Brief an seinen Vater,

woraus die hier erzählte Schiffbruchsgeschichte genommen ist.

* * *

Wer kann eine solche Unglücksgeschichte lesen, ohne auf der einen Seite das Loos der Menschen zu beklagen, welche nicht etwa blos unter Wogen und Meeresstürmen, sondern beinah in jeder andern Lage, so harten Schlägen des Schicksals ausgesetzt sind, ohne aber auch auf der andern Seite zu erstaunen, daß ein so schwaches und hülfsbedürftiges Wesen doch so viel Ungemach und Noth zu ertragen und sich so lange unter der Last des Leidens aufrecht zu erhalten vermag, wofern es nur nicht den Muth und das Vertrauen auf die Vorsehung und auf seine eigenen Kräfte verliert? Gewiß, es giebt kein interessanteres, und ich kann wohl sagen, kein erhabeners Schauspiel, als den Unglücklichen mit seinem widrigen Schicksale kämpfen sehen, — zu sehen, wie er entweder in diesem so ungleichen Kampfe siegt, oder, im Fall es über ihn verhängt ist, unterzuliegen, doch dadurch unsere Achtung verdient, daß er bis zum letzten Augenblicke Entschlossenheit und Geistesgegenwart behält und kein Rettungsmittel unversucht läßt. Zudem wird durch Bekanntschaft mit den Leiden unserer Nebenmenschen das Herz zur mitleidsvollen Theilnahme gebildet, welche

die menschliche Natur so liebenswürdig macht. Unstreitig ist daher das Lesen solcher rührenden Erzählungen aus der wirklichen Welt nicht nur ungleich anziehender, sondern auch viel nützlicher, als jene nur allzubeliebte zeitverderbende Unterhaltung mit bloß erdichteten, welche mehrentheils eben so wenig mit dem gewöhnlichem Gange der Dinge, als mit der menschlichen Natur übereinstimmen.

Horaz Lascells

Ein Knabe von einem sehr edeln Herzen.

Die zufriedenen Bewohner einer niedrigen Hütte in Devonschire in England saßen in einer Stunde der Ruhe, um ihren mäßig erwärmten Ofen, und unterhielten sich in angenehmer Vertraulichkeit von den Schicksalen ihrer frühern Jahre; als ihre Aufmerksamkeit auf einmal durch das leise Winseln, das aus einer nahe gelegenen Kammer zu kommen schien, rege wurde. Sie fuhren von ihren Sitzen auf, und eilten an den Ort, woher der Ton kam: und da sahen sie mit einer Mischung von Mitleiden und Bestürzung, ein Kind, das dem Anscheine nach nur ein Paar Tage alt war, und, in einen Weibermantel gewickelt, auf ihrem Bette lag. Die Fensterflügel standen noch offen, und aus den schmutzigen Spuren, die auf dem Boden von den Fußtritten eines Mannes zurückgeblieben waren, ergab sich augenscheinlich, daß das Kind erst so eben hierher gebracht worden war.

Indem

Indem die ehrliche Sarah (so hieß die Haus- mutter) untersuchte, was in einem kleinen Bündel, der neben dem Kinde lag, enthalten wäre, lief ihr Mann zu allen Nachbarn umher, und fragte nach, ob sie nicht etwa einen Fremden gesehen hätten, der um das Haus herum geschlichen wäre? Aber es glückte dem Manne so wenig, wie der Frau, eine Spur zu entdecken, aus der sie hätten muthmaßen können, durch was für Mittel und Wege sie zu ihrem kleinen Gaste gekommen wären: und der einzige Umstand, der dem Anscheine nach dereinst noch dienen konnte, Geburt und Herkommen des Kindes zu entdecken, war ein ziemlich großer purpurfarbiger Fleck an der linken Achsel desselben, und ein Stück Papier, worauf die merkwürdigen Worte geschrieben standen: „Haltet ihn gut, so ist euer Glück gemacht. Sollte er aber umkommen; so kann sein Blut von euch gefordert werden. Nennt ihn Horaz.“ — Wäsche und Wickel des Kindes waren einfach; und es fand sich weder Geld noch sonst eine Kostbarkeit in oder bei dem Bündel.

Unter der Zahl derer, die sich herzudrängten, um ihre Verwunderung über den sonderbaren Vorfall zu erkennen zu geben, und das Kind zu besehen, das auf eine so seltsame Art hierher gekommen war, befand sich auch der ehrwürdige Prediger der Gemeine. „Das ist doch ein kurio-

ser Fall, guter, ehrlicher Dobson! sagte der wackere Geistliche. Aber wo ist denn das arme verlassene Kind? Ich bin herüber gekommen, euch die Last abzunehmen: denn solche alte und arbeitsame Leute sollte doch niemand nöthigen, sich ihr Leben um Anderer willen noch saurer zu machen."

„Gott der Allmächtige lass' es Eurer Ehrwürden für alle Ihre Güte wohlergehen! antwortete Dobson: aber was das arme Würmchen betrift; so wollen wir, meine Sarah und ich, die Mühe und Arbeit, die uns seine Erziehung kosten wird, gern übernehmen." Darauf nahm Sarah das Wort, und sagte: „Da es Gott gefallen hat, alle unsere eigenen Kinder von uns zu nehmen; so ist uns dieses vielleicht zugeschickt worden, um uns in unserm Alter zum Troste und zur Stütze zu dienen."

„Recht gut! lieben Leute! erwiederte Herr Manners (so hieß der Prediger): ich möchte euch um aller Welt willen nicht um die Freude und das Vergnügen einer so wohlthätigen, schönen Handlung bringen. Aber da ich doch weiß, daß ihr schon mehrmals die Schwachheiten des Alters empfunden habt; so fieng ich an, in Sorgen zu gerathen, daß eure Gesundheit durch neue Lasten zu sehr leiden möchte; und ich hatte daher meine Haushälterin schon darauf vorbereitet, daß sie euch diese Mühe abnehmen sollte."

Aber Dobson und seine Frau blieben bei ihrem Entschlusse. Den Zettel indessen, der sich bei dem Kinde gefunden hatte, gaben sie dem Geistlichen, um ihn zu verwahren. Schon am folgenden Tage wurde der Kleine getauft, und erhielt den Nahmen Horaz.

Ich will die Kinderjahre des Knaben mit Stillschweigen übergehen, und weiter nichts davon sagen, als daß er schon sehr früh eine Folgsamkeit, Gefälligkeit und Ergebenheit gegen seine Pflegeltern zeigte, die ihn ausnehmend liebenswürdig machte.

Der erste Kummer, den der junge Horaz kennen lernte, entstand aus dem Tode des verehrungswürdigen Herrn Manners, der den Unterricht des Knaben übernommen und sich bemüht hatte, ihm soviel Bildung des Geistes zu geben, als ihm den Umständen nach möglich war. Horaz war es freilich nicht allein, der den Verlust des guten Herrn Manners beklagte: denn dieser rechtschaffene Geistliche hatte sich durch die große Mildthätigkeit, die er gegen jedermann ausübte, die Liebe aller Bewohner des Dorfes erworben, welche nun in ihm nicht nur ihren Lehrer, sondern auch ihren treuen Freund, Wohlthäter und Vater beweinten. Und da vollends der Charakter seines Nachfolgers das völlige Widerspiel von dem sei-

nigen war; so machte die Vergleichung mit diesem den Verlust des braven Mannes nur noch empfindlicher.

Der neue Prediger Clifton war der jüngere Sohn eines Mannes von Stande im nördlichen Theile von England, und bildete sich viel auf seine vornehme Geburt ein. Achtung und Liebe suchte er sich nicht durch gute Eigenschaften zu erwerben, sondern er glaubte eine gewisse Ehrfurcht durch Härte und Tyrannei erzwingen zu können. Da er bei seinem vorherigen Aufenthalte in der Nähe der Hauptstadt einen Aufwand gemacht hatte, der seine Einkünfte bei weitem überstieg; so faßte er jetzt den an sich löblichen Vorsatz, durch eine sparsamere Haushaltung seine Umstände wieder zu verbessern. Aber er scheint die Sparsamkeit in gewissen Stücken etwas zu weit getrieben zu haben. — Da es unter den armen Leuten in der Nachbarschaft bei Lebzeiten ihres verstorbenen Predigers zu einer Gewohnheit geworden war, daß sie alle Morgen ihre Kinder mit kleinen Krügen in die Pfarrei schickten, um eine Portion Milch daselbst zu holen; so bildeten sie sich in ihrer Einfalt ein, daß das auch jetzt so fortgehen würde, und beschlossen einmüthiglich, ihren neuen Prediger um die nehmliche Gewogenheit zu ersuchen.

Weil der alte Dobson wegen heftiger Fußschmerzen eben das Bette hüten mußte, und seine Frau mit allerhand häuslichen Arbeiten beschäftigt war; so wurde zwischen ihnen beiden beschlossen, Horazen zu dieser Milchgesandschaft nach der Pfarrei zu schicken. Es wurde ihm zu dem Ende aufgetragen, den kleinen steinernen Krug mitzunehmen, indem die guten Alten nichts gewisser glaubten, als daß derselbe nach wie vor von wohlthätigen Händen würde gefüllt werden. Ob es nun gleich für die Gefühle des Knaben etwas widerliches hatte, um Wohlthaten zu bitten; so betrachtete er dennoch auch jetzt, wie immer, die Wünsche seiner Pflegeltern (die er für seine leiblichen Eltern hielt) als Befehle. Er ergriff daher ohne Murren den Krug und wanderte mit schwerem Herzen nach der Pfarrei, indem er unter Wegs den Verlust des vorigen Bewohners beweinte.

Als er in der Nähe der Pfarrwohnung angekommen war, setzte er sich, um sich einigermaßen wieder zu fassen, auf eine Steige. Hier saß er aber noch gar nicht lange, als er auf einmal durch einen Schlag über seine Achsel aus den Gedanken, in die er sich vertieft hatte, aufgeweckt wurde. Eine so unerwartete Begrüßung veranlaßte ihn, augenblicklich von seinem Sitze aufzuspringen. Er drehte sich mit einem Blicke

des Erstaunens um, und ward ein Paar Knaben gewahr (es waren des neuen Predigers Söhne), von denen der Eine etwas länger, der Andere aber etwas kürzer war, als er selbst, und die ihn mit dem aufgeblasensten Trotze fragten, „was er sich unterstände, die Steige zu besetzen, und vornehmern Leuten den Weg zu versperren?"

Horaz stand ganz erstaunt da. Endlich sagte er mit einer ziemlich sauren Miene: „Ich wollte diesen vornehmern Leuten doch den wohlgemeinten Rath ertheilen, auf ihren künftigen Spaziergängen etwas feinere Manieren anzunehmen; sonst dürfte es ihnen nicht zum besten bekommen" — „Du unverschämter Maulaffe, sagte der ältere von den Knaben, indem er ihm zugleich einen heftigen Schlag mit dem Stocke gab, — schickt es sich für dich, jungen Herren von Stande so zu begegnen?" — „O mein Vater, setzte der Andere hinzu, wird das hiesige grobe Volk bald zu civilisirtern Menschen machen! Er wird euch lehren, was für ein Unterschied zwischen einem ungeschliffenen Bauernbengel und einem Menschen von Condition sey." — Und mit diesen Worten sprangen die beiden vornehmen aber sehr ungezogenen Herren über die streitige Steige, und ließen den armen Horaz, der sich vor gerechtem Unwillen und Zorn kaum zu fassen wußte, stehen.

Hatte dieser schon vorher wenig Neigung gehabt, um eine Wohlthat zu bitten, ehe er noch mit den Gesinnungen der Leute, die sie ihm erweisen sollten, bekannt war; wie groß mußte erst jetzt, nachdem er eine so grobe Mißhandlung erfahren hatte, seine Abneigung davor seyn! Er war Anfangs Willens, gerades Weges wieder nach Hause umzukehren: aber die Furcht, seinen Eltern wehe zu thun, bewog ihn doch, seinen Entschluß zu ändern. Er gieng also, obgleich mit Widerwillen, gerade nach dem Pfarrhofe zu. Als er aber an das Thor kam; begegneten ihm verschiedene schon wieder zurückkommende arme Leute, die in eben der Absicht dahin gegangen waren: diese theilten ihm die betrübte Nachricht mit, der Prediger hätte sie gewaltig angeschnauzt, und ihnen nachdrücklich verboten, je wieder zu kommen, indem er seine Milch viel besser zu benutzen wüßte, als daß er sie ihnen in die Krüge gießen sollte; Horaz brauchte sich also dießmal nicht weiter zu bemühen, meinten die guten Leute, sondern er könnte mit ihnen nur wieder umkehren.

So wehe es Horazen auch um seiner Eltern willen that, daß sie in Zukunft der gewohnten Erquickung entbehren sollten; so war es ihm doch für seine Person herzlich lieb, daß bei dem neuen Pfarrer nichts zu holen war: denn er wollte

lieber bei Wasser und Brod leben, als solchen Menschen, die er im Herzen verachtete, Dank schuldig seyn.

Der Prediger Clifton war nicht nur in seinem Betragen gegen seine Kirchkinder stolz und aufgeblasen, sondern er drückte sie auch sogar bei jeder Gelegenheit: daher war er im ganzen Dorfe fast allgemein gehaßt und verachtet. Es ist nichts natürlicher, als daß ein so böses Beispiel von Seiten des Vaters einen sehr schlimmen Einfluß auf das Betragen der Kinder müsse gehabt haben: und schon nach der kleinen Probe, die ich von ihnen berichtet habe, zu urtheilen, konnte man von ihrer Menschenliebe und Gefälligkeit nicht viel erwarten. Die beherzte Manier, womit Horaz das übermüthige und grobe Betragen der beiden Bursche aufgenommen, hatte sie mit bitterm Hasse gegen diesen Knaben erfüllt: und ob sie gleich viel zu feigherzig waren, sich dieses geradehin merken zu lassen; so beschlossen sie doch heimlich, sich bei Gelegenheit an ihm zu rächen. Und diese Gelegenheit fand sich auch bald genug.

Herr Manners hatte Horazen kurz vor seinem Tode einen jungen Haasen gegeben; und dieser hatte das kleine Thier ohne große Mühe so an sich gewöhnt, daß es ihm mit eben der zu

traulichen Geselligkeit wie ein kleiner Budel nachlief. Eines Abends im Sommer, als Horaz im Garten seines Pflegvaters etwas arbeitete, und sein Häschen wie gewöhnlich bei sich hatte, kamen von ungefähr die beiden Brüder Clifton vorbei, und sahen, indem sie einen Blick über den Zaun warfen, mit Verwunderung den kleinen Haasen ganz vertraulich bei seinem Herrn stehen und Kohl fressen.

„Wo hast du das kleine Thier her? fragte Heinrich Clifton in einem herrischen Tone; — und wie hast du es angefangen, daß die Kreatur so zahm geworden ist?" — „Ich habe es, sagte Horaz, von dem mir lebenslang unvergeßlichen Freunde geschenkt bekommen, in dessen Hause Sie itzt wohnen, junger Herr! und durch Liebe und freundliche Behandlung hab' ich es zahm gemacht." — Der ärgerliche Heinrich versetzte hierauf mit höhnischem Lachen: „Freund! du redest ziemlich unverständig. Aber höre, Junge, ich will dir das Thier abkaufen: sage mir, was du dafür haben willst?" — „Meinen Haasen, antwortete Horaz, bekommen Sie nicht, und wenn Sie mir auch noch so viel dafür geben wollten. Das Thierchen ist mir zu lieb, als daß ich's einem Tyrannen verkaufen könnte."

Heinrichs Verdruß über die Kühnheit dieser Antwort (die Horaz freilich ein wenig feiner hätte

einkleiden können) überschritt alle Schranken: er stieß die niedrigsten Schmähungen wider Horazen aus, ergriff sodann einen großen Stein, und warf damit den jungen Haasen todt. Horaz hatte die Schmähungen des jungen Clifton ohne sonderliche Empfindlichkeit angehört: allein dieser Ausbruch niedriger Bosheit und Grausamkeit erregte seinen Zorn und seine Rachbegierde in einem hohen Grade. Er warf den Spaden, den er in der Hand hatte, hin, lief quer durch den Garten, und sprang auf der andern Seite über den Zaun. — Feigherzigkeit und Grausamkeit sind gemeiniglich beisammen. Sobald daher die Gebrüder Clifton seine Bewegung gewahr wurden, rannten sie mit eben so viel Schrecken als Geschwindigkeit nach der Pfarrwohnung, wurden aber, ehe sie noch hundert Schritte gelaufen waren, von ihrem Verfolger eingeholt. Horaz riß Heinrichen den Stock aus der Hand, und vergalt ihm durch eine tüchtige Tracht Schläge den grausamen Muthwillen, den er an dem armen Haasen verübt hatte.

Da Heinrich Clifton sich recht gut aufs Lügen verstand; so fiel es ihm nicht schwer, eine Geschichte zu erfinden, die gar sehr zum Nachtheile seines Gegners klang. Und weil der Vater den Aussagen seines Sohnes völligen Glauben beimaß; so faßte er auf der Stelle den Entschluß,

Rache für die unanständige Behandlung, die Heinrichen widerfahren war, dadurch zu nehmen, daß er schlechterdings auf Horazens Verbannung aus der Nachbarschaft dringen wollte.

Mit einem Gesichte, das von Wuth glühete, trat der hochmüthige Mann in Dobsons niedrige Hütte, und fragte mit herrischer Stimme: „wo der Schlingel wäre, der seinen Sohn mißhandelt hätte?" Dobson, der von allem, was vorgefallen war, nicht ein Wort wußte, sah den zornigen Geistlichen mit Schrecken und Erstaunen an, und betheuerte in demüthigem Tone: „er wüßte gar nicht, was Seine Ehrwürden wollten." In dem Augenblicke trat Horaz herein: und kaum sah ihn Herr Clifton, als er, ohne sich an das Bitten und Flehen des alten Mannes zu kehren, mit einer Pferdepeitsche unmenschlich auf den Knaben einhieb. So grausam diese Rache war, so that sie doch dem erzürnten Prediger noch lange nicht Genüge; vielmehr kündigte er dem erschrockenen Dobson geradezu an, wenn der junge Schlingel nicht morgenden Tages aus dem Dorfe gejagt würde; so solle er selbst nicht länger in seiner gegenwärtigen Wohnung bleiben.

Heinrich Cliftons muthwillige Grausamkeit an Horazens armen Haasen und das unmenschliche Verfahren seines Vaters wurden von dem

schwer beleidigten Knaben auf der Stelle wieder vergessen, und nur der Gedanke, daß er seine alten Eltern ins Unglück brächte, quälte sein edelgesinntes Herz. „O laßt mich gehen, sagte der geängstigte Knabe, indem er Dobsons Hand ergriff und in einen Strom von Thränen ausbrach: schickt mich fort, mein lieber, lieber Vater! denn ich kann eher alles in der Welt aushalten, als euch unglücklich machen." — „Dich sollt' ich fortschicken? versetzte der ehrliche Mann. Nein, daraus wird um aller Pfaffen in der Welt willen nichts! Der liebe Gott, der bisher meine Arbeit gesegnet hat, wird mich auch ferner nicht verlassen, wenn ich auch selbst meine Heimath mit dem Rücken ansehen müßte." — Was aber die gute Sarah betrift, so war ihr schon der bloße Gedanke, einen Aufenthalt zu verlassen, wo sie fünf und dreißig Jahre in Ruhe und Frieden zugebracht hatte, ganz unerträglich: aber Horazen fortzuschicken, dazu konnte sie sich doch auch nicht entschließen. Kurz, die guten Leute brachten den ganzen Abend mit einander zu, Plane zu machen, wie sie dem angedrohten Unglücke ausweichen könnten: und es gieng endlich ein jedes in sein Kämmerchen mit einem Herzen, das von Kummer gedrückt und von Sorgen gequält war. Es vergiengen auch etliche Stunden, ehe eins von den dreien vermögend war, durch den Schlaf einige Linderung seiner Leiden zu erlangen.

Aus dieser süßen Ruhe wurden sie durch gewaltiges Anschlagen an die Hausthür und durch das fürchterliche Geschrei aufgeschreckt: „Feuer! es brennt in der Pfarrei!" Horaz war mit einem Sprung aus dem Bette, und in einigen Minuten auf dem Pfarrhofe, wo er das Wohngebäude in vollen Flammen stehen sah. Der Prediger Clifton stand in Todesangst unter einer Menge herzu gelaufener Menschen, und bat und flehete mit Versprechung einer großen Belohnung, daß man seine Söhne retten möchte. Dieß konnte nicht anders als durchs Fenster geschehen, weil die Treppe, die zu ihrem Zimmer führte, von der Flamme bereits ergriffen war. Der Vater selbst befand sich außer Stand, seinen unglücklichen Kindern die mindeste Hülfe zu leisten, weil er bei dem Herausspringen aus dem Fenster sich ziemlich stark beschädigt hatte: und von den Umstehenden hatte auch niemand Lust, sein Leben zu wagen. Nur der edelgesinnte und muthige Horaz, der in diesem Augenblicke alle ihm widerfahrnen Beleidigungen vergessen hatte, ließ sich durch die Gefahr nicht abschrecken, die Rettung der beiden unglücklichen Knaben zu versuchen. Er drängte sich durch den gaffenden Menschenschwarm, schoß plötzlich auf die Leiter hinauf, sprang zum Fenster hinein, und blieb denen, die im Hofe standen, beinah eine Minute lang aus dem Gesichte; worauf er dann mit dem einen Knaben auf dem

Rücken wieder zum Vorscheine kam: und nachdem er einige Sprossen herunter gestiegen war; so übergab er denen, die der Leiter am nächsten standen, seine, dem Anscheine nach, leblose Bürde zu weiterer Pflege. Kaum war dieses geschehen, als er zum anderumale hinaufstieg, und auch den andern Sohn des Predigers, mitten unter dem lauten Beifalle des umherstehenden Haufens, in Sicherheit brachte. Durch Anwendung der gehörigen Mittel wurden die durch den erstickenden Rauch betäubten Knaben gar bald wieder zu sich selbst gebracht und vollkommen hergestellt.

Der Prediger Clifton verlangte den Erretter seiner Kinder zu sehen: und da er in ihm den so schwer beleidigten Horaz erblickte; so blieb er vor Scham, Erstaunen und Dankgefühl einige Minuten sprachlos stehen. Endlich behielt die Empfindung der Dankbarkeit die Oberhand in seinem Gemüthe. Mit der größten Rührung umarmte er den edelmüthigen Jüngling, und schwur ihm, daß er ihn von Stund an nicht mehr als einen Fremden, sondern als seinen Sohn ansehen und an seiner väterlichen Liebe, so wie an seinem Vermögen, gleichen Theil mit seinen leiblichen Kindern wollte nehmen lassen. Horaz dankte zwar Herrn Clifton für seine gütigen Gesinnungen und Absichten, beschloß aber doch insgeheim bei sich selbst, auf keinen Fall

Gebrauch davon zu machen, und lieber in seiner niedrigen Lage zu bleiben, als ein gutes Auskommen oder gar Ueberfluß zu genießen, wofern diese Vortheile bloß vermittelst einer Art von Abhängigkeit von Herrn Clifton und seiner Familie zu erlangen wären.

Die Cliftonische Familie wurde sogleich in die Wohnung eines angesehenen Mannes aus der Nachbarschaft einquartirt, und der edelgesinnte Horaz gieng vergnügt und froh wieder in das Haus seiner vermeinten Eltern, welchen er die angenehme Versicherung brachte, daß sie nun wohl nicht um seinetwillen aus ihrer Wohnung würden vertrieben werden.

Ein paar Tage nach dem so eben erzählten außerordentlichen Vorfalle wurden Dobson und seine Frau durch das Herbeirasseln eines schönen Reisewagens überrascht. Noch mehr wunderten sie sich, als die Kutsche vor ihrem Häuschen anhielt, und ein Herr von mittlern Jahren aus derselben sprang, der mit einer gewissen Hastigkeit in ihre Wohnung eintrat. „Mein Kind! mein Kind!" rief er mit einer unruhigen Heftigkeit, sobald er die Stubenthür geöffnet hatte; „um Gottes willen! sagt mir, guten Leute, lebt mein Sohn noch?" — „Ja, ja, er lebt! antwortete Sarah, er lebt, und ist das leib=

haftigste Ebenbild seines Vaters." — „Großer Gott! so dank' ich Euch! sagte der noch heftiger bewegte Vater. Aber wo ist er denn? laßt mich doch nicht länger des Vergnügens entbehren, ihn zu sehen und zu umarmen." — In dem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Horaz, der nichts weniger vermuthete, als hier seinen Vater zu finden, trat mit ruhiger, unbefangener Miene in die Stube. „Mein Sohn!" rief der entzückte Vater aus, indem er den Knaben in seine weit ausgebreiteten Arme faßte: „wie sehr habe ich mich nach dem Glücke dieses frohen Augenblicks gesehnt! O meine gute, ewig geliebte Emma! fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort, ist es deinem verklärten Geiste vergönnt, noch Theil an irdischen Freuden zu nehmen, mit welcher reinen Wonne mußt du denn jetzt auf deinen Gatten und auf deinen Sohn herabschauen!"

Anfangs war alles, was hier vorgieng, dem guten Horaz höchst räthselhaft. Als er aber endlich zu begreifen anfieng, wer der Fremde, der ihn mit solcher Entzückung umarmte, eigentlich wäre; so war sein erster Gedanke der, daß er sichs nun wolle recht angelegen seyn lassen, seinen theuren Pflegeltern die so lange von ihnen genossene Liebe und Güte, so viel ihm immer möglich wäre, zu vergelten. „Nun, mein lieber

Vater!

Vater! rief er voll Entzücken aus, nun meine gute liebe Mutter, nun werdet ihr hoffentlich nicht weiter genöthigt seyn, euer tägliches Brod mit saurer Arbeit so kümmerlich zu verdienen: denn ich habe das feste Zutrauen zu meinem lieben neu gefundenen Vater, daß er sich euer annehmen und eure Lage verbessern werde." — „Ja, mein lieber Sohn! sagte der frohe Vater, deine guten Pflegeltern sollen nicht blos ihr gutes Auskommen, sondern auch alle Bequemlichkeiten haben, die sie nur wünschen mögen. Nie, o nie werde ich vergessen, wie viel ich ihnen schuldig bin!"

Während als die beiden ehrlichen alten Leute beschäftigt waren, ihren Gast nach ländlicher Weise zu bewirthen, horchte Horaz mit der größten Aufmerksamkeit auf die Geschichte seiner Geburt und seiner Verpflanzung in Dobsons Haus, die ihm sein Vater in der Kürze erzählte. Der Hauptinhalt derselben ist folgender.

Herr Horaz Lascells, der Vater unsers jungen Horaz, hatte eine Stiefmutter, welche weder List noch Tücke unversucht ließ, um ihn um die Liebe seines Vaters zu bringen, damit ihrem eigenen Kinde desto mehr Vortheile zufließen möchten. Gleichwohl hatte sie den Verdruß, zu sehen, daß ihr Stiefsohn sich noch sehr jung mit einem Frauenzimmer von Stande und Vermögen ver-

heirathete. Kaum ein Jahr nach dieser Verheirathung fing die Gesundheit des jungen Mannes dermaßen an zu wanken, daß die ganze Familie in große Sorgen gerieth. Die Aerzte, welche nicht helfen konnten, riethen endlich zu einer Veränderung der Luft vermittelst einer Reise auf das feste Land. Herr Lascells mußte diesem Rathe folgen, so nah es ihm auch ging, sich von seiner Gattin zu trennen. Diese befand sich damals in Umständen, die es ihr unmöglich machten, ihren Gemahl zu begleiten: und wenige Wochen nach seiner Abreise gebar sie den jungen Horaz, starb aber im Wochenbette. Dieser Zufall, so traurig er an und für sich war, so erwünscht kam er der übelgesinnten Stiefschwiegermutter zu ihren bösen Absichten. Weil sie nicht anders glaubte, als daß ihr Stiefsohn nie wieder zurückkommen, sondern auf seiner Reise sterben würde; so beschloß sie, ihrem Gemahle und jedermann weiß zu machen, das neugeborne Kind wäre sogleich nach der Geburt gestorben; wobei sie die Absicht hatte, das unermeßliche Vermögen ihres Gemahls ihrem eigenen Kinde zuzuwenden. Durch Geld gewann sie einen alten Bedienten, daß er es übernahm, das mutterlose Kind einer Frau von gutem Rufe zur Erziehung zu übergeben; mit dem Versprechen, ihr ein jährliches Kostgeld zu entrichten. Weil dieser aber große Lust bei sich verspürte, dieses Kostgeld in seinen eigenen Beutel

zu stecken; so nahm er sich vor, das Kind der Pflege des redlichen Dobsons und seiner Frau, die er schon längst als sehr rechtschaffene Leute kannte, auf die oben erzählte Art zu übergeben.

So vollkommen indessen dieß alles gelang, und so wenig ein Mensch den geringsten Zweifel in der Madame Lascells Versicherung von dem Tode des Kindes setzte; so hatte sie doch gar bald den Verdruß, zu hören, daß ihr Stiefsohn, ungeachtet der Betrübniß, in die ihm die Nachricht von dem Verluste seiner Gattin versetzt hatte, dennoch durch die Reise, die er um seiner Gesundheit willen nach dem festen Lande unternommen hatte, wieder völlig hergestellt worden wäre. Und zu ihrem noch größern Schmerzen mußte sie, ehe noch ein Jahr verging, das Unglück erleben, ihr eigenes Kind, dem zu Liebe sie Tugend und Menschengefühl aufgeopfert hatte, an den Blattern sterben zu sehen.

Sie stand hierauf mehrere Jahre lang die peinigenden Vorwürfe eines bösen Gewissens aus; wozu denn noch die Furcht kam, von eben dem Kerl, verrathen zu werden. Dieser ängstliche Zustand ward ihr endlich so unerträglich, daß sie den Entschluß faßte, ihre schändliche That selbst zu entdecken. Zu dem Ende ließ sie den Vater unsers jungen Horaz zu sich rufen, und that ihm

ein offenherziges Geständniß von der ganzen Sache. Dabei versicherte sie, das Kind wäre noch am Leben, und sie hätte alle Jahre regelmäßig zwanzig Pfund Sterling für dasselbe bezahlt. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen, rief sie das Werkzeug ihrer Bosheit, den alten Bedienten, auf das Zimmer, damit er ihr Geständniß bestätigen, und sagen sollte, wohin er den Knaben gesteckt hätte und wo er sich gegenwärtig befände. Der eigennützige betrügerische Schurke gerieth in die größte Angst; und um der Entdeckung seines so lange gespielten Betrugs auszuweichen, erdichtete er aus dem Stegreif ein Mährchen von den Schicksalen und dem gegenwärtigen Aufenthalte des Kindes. Doch suchte er bald Gelegenheit, sich mit guter Manier aus dem Staube zu machen, ließ aber, ehe er sich aus dem Hause entfernte, einen Zettel auf dem Tische zurück, worin er sein strafbares Verfahren bekannte, und zuletzt gestand, daß er selbst nicht wüßte, ob Horaz noch am Leben wäre, oder nicht. Wie dem Vater bei dieser Nachricht zu Muthe gewesen sey, läßt sich leicht denken. Unter abwechselnder Furcht und Hofnung eilte er nach Dobsons Hause, wo er denn auch noch gegen den Abend des nehmlichen Tages ankam, und, wie wir gehört haben, seinen Sohn an sein zärtliches Herz drückte.

Sobald Herr Lascells etwas von den ländlichen Erfrischungen, die das gastfreie Paar für ihn zugerichtet, genossen hatte, begab er sich mit seinem Sohne in den einzigen Gasthof, der in dem kleinen Dorfe zu haben war. Hier legte er sich zur Ruhe. Aber des andern Morgens in aller Frühe wurde er durch das Lauten der Glocken und durch ein lautes Jubelgeschrei aus dem Schlafe aufgeweckt. Denn die ehrlichen Landleute hatten sich in Menge um das Haus versammelt, um dem jungen Horaz, den sie herzlich liebten, ihre Freude über sein unerwartetes Glück zu bezeigen.

Dem guten Dobson und seiner Frau war die Trennung von ihrem Pflegsohne sehr schmerzhaft: doch diese Trennung daurete nicht lange. Denn Horazens Vater nahm die beiden alten Leute zu sich auf sein Wohngut, wo der gute Jüngling, den sie wie ihren leiblichen Sohn liebten, täglich um sie war.

Wie viel die guten Lehren, die der ehrwürdige Herr Manners seinem Liebling gegeben, gefruchtet hatten, dieß zeigte sich auf das deutlichste in Horazens Verhalten gegen seine Stiefgroßmutter. Diese Frau konnte den Jüngling, den sie so ungerechter Weise als ein kleines Kind zur Armuth und Dürftigkeit erniedrigt hatte, eine Zeit lang nicht ohne Schaam und peinigende Gewissens-

bisse ansehen. Aber er überzeugte sie bald durch sein ehrerbietiges und gefälliges Betragen, daß er nicht den geringsten Groll gegen sie in seinem Herzen hatte: und er bewies eben die edelmüthige Art, womit er die von den Clistonen erlittenen Beleidigungen verziehen hatte, auch gegen seine Großmutter.

Die äussern Sitten des jungen Menschen verfeinerten sich immer mehr, je mehr er mit der Welt und mit guten Gesellschaften bekannt wurde: und die treflichen Gaben, womit ihm die Natur so reichlich ausgestattet hatte, wurden von nun an mit so sorgfältiger Aufmerksamkeit ausgebildet, daß er nach wenigen Jahren als einer der kenntnißreichsten und angenehmsten Gesellschafter bekannt war.

Die Bequemlichkeit und die Erquickungen, die den Pflegeltern dieses liebenswürdigen Jünglings in so reichem Maaße zu Theil wurden, verlängerten ihr Leben merklich über das gewöhnliche Ziel: und Horaz ließ keinen Tag vorbeigehen, ohne ihnen Beweise von seiner ergebenen und dankbaren Gesinnung zu geben.

Die liebenswürdigen Eigenschaften, die seinem Knaben- und Jünglingsalter zur Zierde gereicht hatten, entwickelten sich in der Folge dergestalt,

daß aus ihm einer der vortreflichsten Männer seiner Zeit wurde. Bei dem Tode seines Vaters gelangte er zum Besitze von dessen Gütern, die nicht weniger als hundert tausend Pfund Sterling werth waren. Das große Einkommen von denselben verwandte er zu den edelsten Absichten, nehmlich, die Tugend zu belohnen, Verdienste zu ehren und Unglück zu lindern. Dieser vortrefliche Mann starb, nach menschlicher Weise zu urtheilen, zu früh in einem Alter von 54 Jahren, und wurde von allen, die ihn kannten, besonders von den Unglücklichen, die allezeit bei ihm Hülfe und Beistand gefunden hatten, bitterlich beweint. Man begrub ihn in der Kapelle seines Wohngutes, und setzte folgende Inschrift auf sein Grab:

„Hier ruht ein Körper, den im Leben jede
„männliche Anmuth zierte, und ein Herz
„reich an jeder Tugend; ein Freund der Lei-
„denden, die Ehre seines Stammes; im
„Leben geschätzt, verehrt und fast angebetet."

Der Abschied,

eine Familienscene.

Meinfeld war Amtmann zu H., einem Dorfe in einer angenehmen Gegend in Franken. Seine Familie bestand aus fünf gesunden und wohlgearteten Kindern, deren sorgfältige Erziehung sein liebstes Geschäft war. Ludwig, der Aelteste von den Fünfen, war der Erste, der das väterliche Haus verlassen mußte, um auf einer ziemlich weit entfernten Schule seine Studien fortzusetzen, worin er unter der Aufsicht und Leitung seines Vaters, der seinen Kindern einen rechtschaffenen Hauslehrer hielt, schon einen guten Anfang gemacht hatte. Die Trennung war schmerzhaft, sowohl für den guten Ludwig selbst, als auch für seine Eltern und Geschwister: denn Alle liebten sich einander herzlich, und waren so sehr an einander gewöhnt, daß es jedem so vorkam, als würden sie, wenn nur Eins von ihnen

fehlte, nie wieder recht froh und vergnügt seyn können.

Es war ein stiller, etwas trüber Herbstmorgen, an dem Ludwig dem Orte seiner Geburt und den wenigen guten Menschen, die ihm hier lieber als die ganze übrige Welt waren, auf mehrere Jahre Lebewohl sagen sollte. Die ganze Familie war vor Tag aufgestanden. Mit schweren Herzen wurden die Zurüstungen zur Abreise gemacht; mit schweren Herzen das Frühstück eingenommen, und manche Thräne der Wehmuth über den nahen Abschied im Verborgenen geweint. Der Vater gab sich zwar alle Mühe, seine Gattin und seine Kinder etwas aufzumuntern: er sprach zu dem Ende bald von diesem, bald von jenem, um die traurigen Vorstellungen einigermaßen zu zerstreuen: und der ruhige Ton, den er anzunehmen suchte, sollte dazu dienen, seine eigene Betrübniß zu verbergen. Aber nichts wollte helfen. Kaum war ein Gespräch angefangen und einige Augenblicke sehr einsylbig fortgesetzt worden, als schon wieder die vorige Stille eintrat, wo sich jedes nach seiner Weise seinen ernsten Empfindungen überließ. Ludwig selbst war bei der herannahenden Trennung bisher immer ziemlich heiter und aufgeräumt geblieben, weil die Erwartung des vielen Neuen, das er sich von der ihm bevorstehenden Veränderung ver-

sprach, die Betrübniß über den Abschied von den Seinigen in seinem Gemüthe nie recht hatte aufkommen lassen. Jtzt aber, da er nur zu deutlich sah, wie sehr diesen die Trennung zu Herzen gieng, fühlte auch er mehr als jemals sich von dem Schmerze des nahen Abschieds überwältigt. —

Es war nun völlig Tag geworden. Die Sonne warf durch düstere Herbstgewölke, die den östlichen Horizont überzogen hatten, einige matte Stralen in das Zimmer, und erinnerte die Familie, daß es Zeit zum Aufbruche wäre. Man hatte des Abends vorher die Abrede genommen, daß Alle den abreisenden Ludwig bis in den eine halbe Stunde entfernten schönen Buchenwald begleiten wollten. Der Vater stand daher auf, nahm Huth und Stock und sagte: „Wenn du heute Mittag bei dem Abgange des Postwagens zu G. seyn willst; so ist keine Zeit zu verlieren." Durch diese Worte gerieth die ganze Gesellschaft in Bewegung. Die Mutter griff nach den Handschuhen; und Ludwig, so wie jedes der übrigen Geschwister, machte sich mit einiger Aengstlichkeit zum Abmarsche fertig. Keines hatte recht den Muth, die Andern anzublicken, weil jedes seine Verwirrung zu verrathen fürchtete.

Ludwigs Herz schlug heftig, als er das Haus verließ, in dem er geboren und erzogen worden

war, und wo er die ersten sechzehn glücklichen Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Doch er befand sich ja noch immer in der Mitte seiner Geliebten: er gieng mit ihnen noch einmal den Weg, den er so oft in ihrer Gesellschaft gemacht hatte; denn der Gang nach dem schon gedachten Buchenwalde war von jeher eine von den Lieblingspromenaden dieser glücklichen Familie gewesen. Unterwegs sprachen der Vater und die Mutter mit Ludwigen noch Eins und das Andere über die Einrichtung seiner Reise. Die andern Kinder folgten schwermüthig und redeten wenig.

Als sie in dem Walde angekommen und eine Strecke Weges darin fortgegangen waren, lief der sechsjährige Karl, wie er, so oft er an diesen Ort kam, zu thun pflegte, aus dem Wege, um den schönen glatten Baum aufzusuchen, in dessen Rinde der Vater, die Mutter und alle Kinder vor einigen Jahren ihre Nahmen eingeschnitten hatten: und als der Kleine rief: „Hier ist der Nahmenbaum!" fand sich bald die ganze Familie um die geliebte Buche versammlet. Schweigend und in Gedanken hatte man einige Augenblicke das schöne Familiendenkmahl betrachtet, als der Vater, der kein Freund von langem und weitläuftigem Abschiednehmen war, auf einmal sagte: „Ich denke hier trennen wir uns! Lebe wohl, lieber Ludwig, und reise glücklich!"

Mit diesen Worten drückte er einen Kuß auf die Lippen seines Sohnes. Die Mutter that desgleichen und sagte mit Thränen: „Gott begleite dich. Vergiß deine Eltern und Geschwister nicht!" Nachdem Ludwig Eins nach dem Andern von seinen Brüdern und Schwestern mit feuchten Augen umarmt hatte; so setzte er mit etwas starken Schritten seine Reise fort: und da der Weg zur Rechten in den Wald umbog; so kam er den Seinigen, die ihm wehmüthig nachsahen, bald aus den Augen. —

Die Familie nahm nun in einer ziemlich ernsten Gemüthsstimmung ihren Rückweg. Nachdem man zu Hause angekommen war; so gieng zwar ein jedes an sein gewohntes Geschäft: aber der muntere Frohsinn, welcher sonst diese gute und glückliche Familie belebte, war für heute entflohen. Der Schmerz der Trennung war noch zu neu; der Gedanke an den braven Ludwig kam keinem der Zurückgebliebenen den ganzen Tag über aus dem Sinne, und man sprach von nichts mit mehrerer Wärme und Theilnehmung, als von ihm. Der melancholische Herbsttag mag auch das Seinige mit dazu beigetragen haben, diese schwermüthige Gemüthsstimmung zu unterhalten.

Als nach dem Abendessen die Kinder sich um den Vater versammlet und dieser, wie er oft zu

thun pflegte, in ihrer Mitte Platz genommen hatte; so redete er folgendermaßen zu ihnen: „Es war mir nicht unangenehm, zu bemerken, lieben Kinder, wie nahe euch heute der Abschied von eurem Bruder gieng, und wie sehr euch der gute Ludwig bei der Trennung von seinen Eltern und Geschwistern gerührt war: denn ich sehe hieraus aufs neue, wie innig ihr euch einander liebet; und diese Familienzärtlichkeit ist nicht nur eine der vornehmsten Quellen des reinsten Vergnügens im menschlichen Leben, sondern auch eine starke Stütze der Unschuld und ein kräftiges Beförderungsmittel aller Tugenden. — Ich habe mich heute, fuhr Vater Reinfeld nach einer kleinen Pause fort, wieder recht lebhaft an meine eigenen Kinder- und Jugendjahre erinnert, als ich und meine Geschwister nebst unsern guten Eltern einen Familienzirkel bildeten, der dem unsrigen ziemlich ähnlich war. F., der Ort unserer Geburt und unserer frühern Erziehung, war ungefähr eben so ein Dorf wie unser H. Unsere Eltern sparten keine Mühe und keinen Fleiß, um unsern Geist und unsere Herzen zu bilden. Der Vater, Prediger an diesem Orte, verwendete einen großen Theil des Tages dazu, uns in Sprachen und Wissenschaften den Unterricht zu ertheilen, welcher unsern Jahren angemessen war: noch eine wichtigere Sorge aber, in die beide Eltern sich theilten, war die, daß

wir Religion und Tugend lieb gewinnen und vor böser Gesellschaft und Verführung bewahrt bleiben möchten. Fremden Umgang hatten wir selten, und wir bedurften desselben auch nicht sonderlich. Denn weil sich unsere Eltern viel mit uns beschäftigten und unser sechs Geschwister waren; so machte die Unterhaltung, welche sich unsere zufriedene Familie selbst zu verschaffen wußte, andere Gesellschaften ziemlich entbehrlich, die wir auch an unserm etwas einsamen Wohnorte nicht oft haben konnten."

„Unser Vater war ein großer Freund der freien Natur; und durch die Art, wie er uns von früher Kindheit an erzog, theilte er uns dieselbe Neigung mit, die sich denn auch, soviel ich weiß, bei uns allen bis auf diesen Tag erhalten hat. Wir begleiteten den Vater gewöhnlich auf seinen weiten Spaziergängen, die er in jeder Jahrszeit zur Gesundheit seines Körpers und zur Aufheiterung seines Gemüthes zu machen pflegte. Daher kam es denn, daß wir von unsern frühen Jahren an in der ganzen Gegend umher, in der Weite von wenigstens einer Stunde, beinah eben so bekannt wie in unserm Garten waren. Noch in diesem Augenblick, ob ich gleich in vielen Jahren nicht an meinem Geburtsorte gewesen bin, kann ich mir die dortigen Berge mit ihren herrlichen Aussichten, die

schauerlich dunkeln Wälder, die buschigten Wildnisse und die einsamen Wiesenthäler, die sich zwischen den waldigten Bergen hinziehen, die aus bemoos'ten Felsen hervorsprudelnden Quellen, kurz, alles, was die dortige durch romantische Mannichfaltigkeit sich auszeichnende Gegend anziehendes hat, so lebhaft vorstellen, als wenn ich sie erst gestern verlassen hätte. Kein Hügel und kein Berg, von dem wir nicht oftmals die Sonne hätten auf- und untergehen sehen; kein Sitz, den die Natur von Rasen oder Moos gebildet hatte, wo wir nicht gesessen und ausgeruhet, keine kühle Felsengrotte, wo wir nicht gegen die Hitze des Sommers Schutz gesucht und gefunden, keine Wasserquelle, aus der wir uns nicht gelabt, kein Gebüsche, das wir nicht auf unsern kleinen Jagden durchstrichen, kein Feld, wo wir nicht dem einfachen Gesange munterer Schnitter mit Vergnügen zugehört hätten. Manches Buch wurde in dem Schatten eines einsamen Waldes gelesen, wo die weit umher herrschende Stille die Aufmerksamkeit unterhielt, und sehr dazu diente, daß das Gelesene tiefere und bleibendere Eindrücke machte. Hierzu kamen die lehrreichen mündlichen Unterhaltungen, die wir auf unsern Spaziergängen mit unserm Vater hatten. So wurde durch Bewegung und Genuß der frischen Luft und durch die Gewöhnung an jede Witterung unser Körper abgehärtet und ge-

sund erhalten, unserm Gemüthe aber früh Geschmack für die reinen und wohlfeilen Freuden der Natur beigebracht, die das Leben durch tausend Annehmlichkeiten erheitern und die nur darum von so vielen Menschen nicht gehörig geschätzt werden, weil sie bei ihrer verkehrten Erziehung, in den zarten, für jeden Eindruck so empfänglichen Jugendjahren, nicht recht mit denselben bekannt gemacht worden sind. Die trüben Tage und die langen Abende des Winters verstrichen uns, ohne daß wir uns über Langeweile sonderlich zu beklagen hatten, theils unter unsern gewöhnlichen Geschäften, theils unter unschuldigen Spielen, theils unter lehrreichen und unterhaltenden Gesprächen mit unsern Eltern. Unsere gute Mutter besaß eine besondere Gabe, allerhand Familiengeschichten auf eine sehr anziehende Art zu erzählen. Wie manchen langen Abend verkürzte sie uns, indem sie uns bald mit den Begebenheiten ihrer eigenen Kindheit und Jugend, oder überhaupt mit den mancherlei Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gesammelt hatte, unterhielt, bald uns manches schöne Beispiel der Rechtschaffenheit, der Geduld und Gelassenheit, des Vertrauens auf Gott und der Ergebung in seinen Willen, der Menschenliebe und Wohlthätigkeit aus ältern Zeiten kennen lehrte, bald uns abschreckende Exempel des Lasters vor Augen stellte. Selbst die häufigen körperlichen Schwachheiten,

heiten, mit welchen sie zu kämpfen hatte, konnten ihr die Heiterkeit des Geistes nicht rauben; und wenn sie von ihren Kindern umgeben bei einem häuslichen Geschäfte ins Sprechen kam; so schien sie alle ihre körperlichen Leiden gänzlich zu vergessen. Kurz, lieben Kinder, unser Familienleben im väterlichen Hause war dem, welches wir hier mit einander führen, im Ganzen ziemlich ähnlich. Aber wie alles in der Welt nur eine Zeit lang dauert; so kam auch, ehe wir es uns versahen, die Zeit, wo Eins nach dem Andern diesen häuslichen Zirkel verlassen mußte: und die guten Eltern sahen sich, nachdem sie viele Jahre lang die schweren Pflichten der Kindererziehung aufs gewissenhafteste erfüllt hatten, in ihrem Alter beinah einsam. Doch sie trösteten sich damit, daß sie nichts versäumt hatten, um uns zu guten Menschen zu bilden, und daß sie dafür auch noch in der Entfernung von uns geliebt und gesegnet wurden. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre Gewissenhaftigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten, ihre zärtliche Sorgfalt für das Wohl ihrer Kinder, ihre Geduld und Gelassenheit unter manchen schweren Leiden die sie trafen, und so viele andere Tugenden, wovon sie uns ewig unvergeßliche Muster bleiben werden, hatten uns mit einer Achtung und Liebe gegen sie erfüllt, welche, anstatt in der Entfernung abzunehmen, nur immer desto mehr wuchs,

je mehr wir bei zunehmender Welt- und Menschenkenntniß überzeugt wurden, wie selten solche rechtschaffene Eltern zu finden sind. — Ich habe mich bei dem Abschiede unsers Ludwigs lebhaft an den Tag erinnert, als ich nebst einem meiner jüngern Brüder zum erstenmale das väterliche Haus verließ. Ich glaube noch jetzt die rührenden Ermahnungen zur Tugend, welche die guten Eltern uns mit auf den Weg gaben, zu hören. Die feierliche Stunde, als wir am Abend vor unserer Abreise ihnen mit Mund und Hand gelobten, den Weg der Rechtschaffenheit nie zu verlassen, war mir immer unvergeßlich und wird es mir auch bis an das Ende meines Lebens bleiben. Auch weiß ich wohl, wie sehr ich mich jedesmal zum Guten gestärkt und gegen Verführungen verwahrt fühlte, wenn ich bei mir dachte; „Wie sehr würden sich meine rechtschaffenen Eltern betrüben, wenn sie erführen, daß ich dennoch mein Versprechen nicht gehalten, und die Hoffnungen, die sie sich von mir machten, nicht erfüllt hätte! Haben sie durch alle ihre treue Liebe und Sorgfalt das um mich verdient, daß ich, anstatt ihnen durch Wohlverhalten Freude zu machen, sie durch Laster betrüben sollte? —" Dieser Gedanke ist in gefahrvollen Augenblicken gleichsam mein Schutzengel gewesen, und hat mich vor manchen Vergehungen bewahrt, wozu ich mich sonst vielleicht würde haben verführen

lassen. Auch gedachte ich jedesmal mit doppeltem Vergnügen an meine Eltern zurück, wenn ich mir bewußt war, meine Pflichten erfüllt und einen Tag, eine Woche oder einen Monat gut angewendet zu haben. Ich habe in meinen jüngern Jahren mancherlei Schicksale gehabt: ich habe vieles erfahren, was mir damals hart und schwer zu ertragen schien. Aber immer fühlte ich mich sehr ermuntert und getröstet, so oft ich mich in einer einsamen Stunde in die frohen, glücklichen Jahre meiner Kindheit zurück dachte. Und wenn etwa mein Gemüth voller Sorgen und Bekümmernisse war, und ich erhielt einen Brief von meinem Vater oder von einem meiner Geschwister (denn wir schrieben fleißig an einander); so ward es mir auf einmal leichter, und ich faßte dann jedesmal aufs neue den festen Vorsatz, es möchte mir auch in der Welt ergehen wie es wollte, mich nie zur Kleinmuth und Zaghaftigkeit zu erniedrigen, und nie etwas zu thun, was mich der Liebe und des Beifalls so edelgesinnter Verwandten unwerth machen könnte. Ich setzte meine größte Ehre darein, mich allezeit so zu verhalten, daß die Meinigen Freude und Ehre von mir hätten, und daß überdem die jüngern meiner Geschwister durch mein Beispiel zu allem, was gut und löblich wäre, möchten angetrieben werden. Eben so dachten, so handelten auch alle meine Brüder und Schwestern; und ich

preise lebenslang Gott dafür, daß unsere Eltern aus der Welt gegangen sind, ohne an Einem ihrer Kinder Herzleid oder Schande erlebt zu haben."

„Die Banden dieser zärtlichen Familienfreundschaft wurden auch durch eine vieljährige Trennung nicht aufgelös't. Meine Eltern hatten noch in ihrem Alter die Freude, daß alle ihre Kinder, welche zum Theil durch seltsame Schicksale in der Welt waren herum getrieben worden, sich in nicht gar weiten Entfernungen von dem Orte ihrer Geburt wohnhaft niederließen. Daher genossen sie vor dem Ende ihres Lebens noch oft des Vergnügens, Mehrere von den Ihrigen, und zuweilen sogar Alle, um sich versammelt zu sehen. Für Eltern und Kinder waren dergleichen Zusammenkünfte wahre Familienfeste, auf die man sich lange zuvor freute. Jene vergaßen dann ihres Alters und ihrer körperlichen Schwachheit, so heiter, so vergnügt, so glücklich in ihren Kindern fühlten sie sich. Mein Vater lebte sechs Jahre länger als meine Mutter, welche bei einem kränklichen Körper doch die Heiterkeit ihres Geistes bis kurz vor ihrem Ende behielt. Meinem Vater gieng die Trennung von der treuen Gefährtin seines Lebens sehr nahe, und nur in dem Umgange mit seinen Kindern lernte er den großen Verlust, den er durch ihren Tod erlitten hatte, wenigstens auf

Augenblicke vergessen. Sein munteres Gemüth und sein ziemlich gesunder Körper blieben ihm bis zu seinem Tode. Noch in den letzten Jahren seines Lebens gewährte es ihm die herzlichste Freude, in der Mitte der Seinigen die unvergeßlichen Orte zu besuchen, wo wir als Kinder so oft froh gewesen waren. Auch oft, wenn er unserer Gesellschaft entbehren mußte, wallfahrtete er, (wie er sich zuweilen ausdrückte) von den Erinnerungen vergangener Zeiten begleitet, an diese seinem liebenden Herzen so heiligen Orte. Noch an seinem letzten Geburtstage, vier Wochen vor seinem Tode, war er in der Gesellschaft einiger von meinen Geschwistern außerordentlich vergnügt. Er rühmte dankbar die Güte Gottes, die ihn von seiner Jugend an geleitet hatte: er erkannte mit gerührtem Herzen, daß er, ungeachtet aller harten Schicksale, die ihn und die Seinigen betroffen hatten, und selbst mancher anhaltenden Leiden, dennoch der frohen Tage und Stunden weit mehr als der traurigen gezählt hätte: er segnete, er prieß in Demuth die Hand der ewigen Weisheit und Liebe, die ihm zwar manche schwere Last aufgelegt, aber sie ihm auch hatte tragen helfen. Man fand ihn überhaupt an diesem Tage innig vergnügter und gerührter, als man ihn seit Jahren gesehen hatte. Noch am späten Abend hörte man ihn mit bewegter Stimme ein Danklied an seinem Klavier singen.

Er schien es zu ahnden, daß er dem Ziele seiner Laufbahn nahe gekommen, daß sein Tagewerk vollbracht war. Er war gefaßt und vorbereitet auf den Schritt in das bessere Leben, und er freute sich der nahen Vollendung und der Wiedervereinigung mit seiner geliebten Gattin, die ihm vorangegangen war. Aber er konnte doch nicht ohne Rührung zurückblicken in das Land der Leiden und der Freuden, das er durchwandert war; er konnte sich nicht ohne alle traurige Empfindungen von denen trennen, welchen er alles von Zeit und Kräften, was ihm die Pflichten seines Amtes übrig gelassen, aufgeopfert hatte. Noch auf dem Sterbebette fuhr er fort, uns rührende Beweise seines liebevollen Vaterherzens zu geben. Er sprach mit großer Fassung von der nahen Trennung und mit erhebender Freude von dem seligen Wiedersehn: er dankte noch in den letzten Stunden seines Hierseyns Gott, daß er die Mehresten seiner Kinder in guten Umständen hinter sich ließe; nur als die Rede auf Eins meiner jüngern Geschwister kam, das ihm weniger als die Uebrigen versorgt zu seyn schien, konnte er eine gewisse Wehmuth nicht verbergen. — So starb er wie er gelebt hatte, als ein Muster der treusten und zärtlichsten Elternliebe."

Hier hielt der Vater ein wenig inne, und alle überließen sich in der Stille ihren Empfin-

dungen. Dann fuhr er fort: „Kinder, ich und eure Mutter haben die Hoffnung eines vergnügten Alters auf euch gesetzt. Euch vor allen Dingen zu guten tugendhaften Menschen zu erziehen, und nächstdem auch nichts zu versäumen, was euer irdisches Glück befördern kann, das ist die größte Angelegenheit unsers Lebens, die Hauptsorge, mit der wir uns des Abends niederlegen und des Morgens wiederum aufstehen. Euer ältester Bruder ist nun schon von unserm Familienzirkel getrennt. Ich fühle schon jetzt, nachdem er erst einen Tag von uns geschieden ist, wie sehr sich die Sorgen der Eltern vermehren, wenn ihre Kinder von ihnen entfernt leben, wenn sie ohne häusliche Aufsicht sich selbst überlassen sind. Und wie lange wird es währen, so nimmt auch von euch Andern Eins nach dem Andern Abschied von dem väterlichen Hause und von dieser vaterländlichen Gegend, wo ihr den schönen Frühling eures Lebens hingebracht habt? Euren Eltern aber wird am Ende nichts übrig bleiben, als daß wir nach so manchem traurigen Abschiedstage euch mit unsern Gedanken, mit unsern guten Wünschen und Segnungen und mit unsern schriftlichen Ermahnungen in die Entfernung begleiten, und uns bei ängstlichen Besorgnissen wegen eurer Gesundheit und eures Wohlergehens durch ein Gebet, das wir für euch zu Gott thun, zu beruhigen suchen. O! daß ihr

euch eine Vorstellung davon machen könntet, lieben Kinder, was zärtlich gesinnte Eltern empfinden, wenn sie sichs nur als möglich, ich will nicht sagen, als wahrscheinlich denken, daß ihre von ihnen entfernten geliebten Kinder schändlichen Verführern in die Hände gerathen, durch böse Beispiele und verderbliche Grundsätze vergiftet, lasterhaft und unglücklich werden! — Euer Bruder Ludwig, der heute von uns geschieden ist, und in dieser Abendstunde gewiß eben so unser gedenkt, wie wir seiner gedenken, hat sich von jeher und besonders in den letzten Zeiten so betragen und solche Gesinnungen gezeigt, daß ich alles Gute von ihm hoffe; und diese Hoffnung hat mir den Schmerz des Abschieds ungemein gelindert. Was ich jetzt zu euch geredet habe, war in den letzten Wochen vor seiner Abreise gar häufig der Inhalt meiner Unterredungen mit ihm.

Noch gestern Abend, als ich mit ihm im Birkenwäldchen spazieren ging, wiederholte ich kürzlich meine Warnungen, meine Ermahnungen und meine Bitten, nicht nur um seines eigenen Wohls willen, sondern auch aus Liebe zu den Seinigen, seinen guten Entschließungen getreu zu bleiben. Du gehst jetzt von uns, sagte ich, und wer weiß, ob wir uns je wieder sehen? Doch sollte ich oder deine Mutter dich auch nie wieder in die Arme schließen; so kannst du den Trost auf den Weg durchs Leben mit dir nehmen, daß

du uns durch Unarten und Ungehorsam keinen Kummer, sondern vielmehr durch Fleiß und Folgsamkeit viele Freude gemacht hast. Die Hoffnung, du werdest ein rechtschaffener Mann in der Welt werden und im Falle der Noth einst Vaterstelle an deinen jüngern Geschwistern vertreten, versüßt uns die Bitterkeit der Trennung. Bis jetzt (o wohl dir, daß ich dirs sagen kann!) bist du noch unverdorben; dein Herz und deine Sitten sind noch rein von dem Gifte der Lasterhaftigkeit. Aber unmöglich ist es nicht, daß du unsere Ermahnungen und deine guten Vorsätze vergessest; daß du arglistigen Verführern folgest und samt ihnen auf den Weg des Unglücks gerathest. O wenn wir von dir hören müßten, daß du deine Zeit schlecht anwendest, daß du ein Verschwender, ein Spieler, ein Wollüstling geworden seyst; wie glaubst du wohl würde uns dabei zu Muthe seyn? Und wie würde dir dereinst zu Muthe seyn, wenn du die Nachricht erhieltest, daß wir mit dem kränkenden Kummer, daß du misrathen seyst, aus der Welt gegangen, und daß uns wohl gar der Gram über dich vor der Zeit ins Grab gebracht habe? Und wie, wenn du endlich als ein untauglicher Mensch oder durch eigene Schuld an Leib und Seele krank zurückkehrtest, und, anstatt deinen hülflosen Geschwistern Beistand zu leisten, selbst Andern zur Last fallen müßtest? — Doch ich will diesen trauri-

gen Gedanken nicht weiter nachhängen: und ich habe ja auch, Gott Lob! keinen Grund, von dir zu fürchten, daß du, nach der Weise so vieler leichtgesinnten jungen Leute, die Pflichten, die du dir selbst und den Deinigen schuldig bist, nur allzubald aus den Augen setzen und dich nicht eher wieder derselben erinnern werdest, bis es beinahe zu spät seyn dürfte. Wie lange ich und deine Mutter noch leben werden, um für dich und unsere übrigen Kinder zu sorgen, das weiß kein Mensch. Welch ein Glück für die Familie und welche Freude für dein eigenes gutes Herz würde es seyn, wenn du im Falle, daß wir eher, als wir jetzt glauben, von euch scheiden müßten, dich durch angewandten Fleiß und durch Rechtschaffenheit im Stande befändest, für deine jüngern Geschwister als Vater zu sorgen! — Dies, Kinder, war kürzlich der Inhalt meiner Unterredung mit eurem Bruder; und ich habe dabei das Vergnügen gehabt, so sichtbare Merkmale eines mit aufrichtiger Liebe zur Tugend erfüllten Herzens an ihm wahrzunehmen, daß ich seinetwegen sehr beruhigt bin."

Die Eltern sahen mit innigem Wohlgefallen, daß die Kinder, die ohnehin an diesem ganzen Tage durch den Abschied ihres Bruders zu ernsten und wehmüthigen Empfindungen mehr als sonst gestimmt waren, ihre Rührung nicht verbergen

konnten. Die weichherzige Henriette weinte in der Stille: und nur mit Mühe hielten Einige von den Andern ihre Thränen zurück.

„Kinder, fing der Vater wieder an, der Mensch macht sich in der Jugend gewöhnlich nur allzugroße Vorstellungen, von dem Glücke und den Freuden, die ihn in den künftigen Jahren seines Lebens erwarten. Auch ich war ein Kind und ein unerfahrner Jüngling; auch ich hatte dergleichen überspannte Vorstellungen und Hofnungen: aber die Erfahrnung hat mich nur zu bald gelehrt, wie sehr sie übertrieben waren. Ich fand das Süße so stark mit dem Bittern gemischt, daß ich nicht weiß, ob es der Mühe werth wäre zu leben, wenn der Mensch keine höhere Bestimmung als Genuß des Vergnügens hätte. Indessen läugne ich nicht, daß mir die gütige Vorsehung während meines Lebens manchen schätzbaren Freudengenuß verliehen hat, wovon die Erinnerung nie in meinem Gemüthe verlöschen wird. Nun aber sind wir, ich und eure Mutter, in den Jahren, wo das Leben anfängt einförmiger zu werden, wo man sich eben nicht viel neue Vergnügungen mehr versprechen kann, und wo auch die schon bekannten und gewohnten immer mehr von ihrem Werthe verlieren. Nur eine Freude hoffen wir noch in der Welt; ihr sehen wir mit Sehnsucht entgegen und um ihret=

willen wünschen wir noch eine Zeit lang in der Welt zu leben: ich meine die Freude, in euch dereinst rechtschaffene, von allen Guten geliebte und geachtete, durch Tugend, Geschicklichkeit und Verdienste glückliche Menschen zu sehen. Ich bin mehr als einmal in Umständen gewesen, wo ich des Lebens fast müde und überdrüßig war. Aber sobald ich an die Pflichten dachte, die ich gegen meine Familie hatte und an die meinem Alter noch vorbehaltene Freude, zu sehen, daß meine Kinder wohl gerathen wären, dann ward es mir wieder leicht in meinem Gemüthe, dann kehrte der Muth zu leben wieder aufs neue in mich zurück, dann vergaß ich die Lasten, die mich drückten und den Undank mancher Menschen, die mir meine Tage verbitterten. Es kommt uns manchmal in den trüben Stunden des Mismuths so vor, als könnten wir uns auf die Liebe und Freundschaft keines fremden Menschen sicher verlassen: wenn wir dann nur wißen, daß die, mit welchen wir durch die Bande des Bluts vereinigt sind, es von Herzen gut mit uns meinen, dann fühlen wir uns wieder getröstet und aufgerichtet. Schon jetzt macht mir in der ganzen Welt nichts so viel Vergnügen als eure kindliche Liebe: und wenn ich mir vorstelle, daß ihr immerfort, auch wenn ihr dereinst erwachsen seyd, eben so treu und liebevoll gegen eure Eltern seyn werdet, als ihr es

jetzt seyd; dann vergesse ich die Kränkungen des Neides, der Bosheit und der Undankbarkeit, die ich so häufig in der Welt erfahren habe. Auch ihr, Kinder, wisset nicht, welche Schicksale euch in der Zukunft erwarten: es wird auch euch nicht immer so gehen wie ihrs wünscht: ihr werdet, wenn ihr einmal die Welt genauer kennen lernt, manche Erfahrung von der Unredlichkeit und Falschheit der Freundschaften unter den Menschen machen, die für Personen von Herzensgüte nicht anders als sehr niederschlagend seyn können. Ihr werdet dann aus eigener Empfindung lernen, welcher große Trost es sey, wenn wir uns durch die Liebe derer, mit welchen wir am nächsten verbunden sind, für so manches Andere, das wir entbehren müssen, entschädigt fühlen, und wenn wir überzeugt seyn können, daß unsere Eltern und Geschwister, sollten sie auch noch so entfernt von uns leben, an allem, was uns wiederfährt, es sey fröhlich oder traurig, aufrichtigen, herzlichen Antheil nehmen. Wohl euch daher, wenn ihr euch immer so unter einander liebet wie gegenwärtig! Wohl euch und wohl uns, euren Eltern, wenn ihr allezeit so rechtschaffen denkt und handelt, daß ihr ein gutes Zutrauen zu den Eurigen haben könnt! Denn nur ein reines Gewissen giebt uns Vertrauen zu uns selbst und Vertrauen zu andern guten Menschen. Wenn wir uns aber bewußt sind, daß

wir uns durch eine schlechte Aufführung (wäre sie auch noch so verborgen geblieben) der Liebe und Achtung der Tugendhaften unwürdig gemacht haben; so gewährt es uns auch nicht einmal ein wahres Vergnügen, wenn unsere Freunde und Verwandten besser von uns denken, als wir es verdienen. —

Dieß und manches Andere redete Vater Reinfeld an diesem Abende zu seinen Kindern: und der Eindruck, den diese Unterhaltung auf die jugendlichen Gemüther machte, war so lebhaft und dauernd, daß sich die Kinder noch nach vielen Jahren dieser Unterredung mit Rührung erinnern, und sich derselben lebenslang erinnern werden.

Der treue Hund.

Man hat von der Anhänglichkeit und Treue der Hunde gegen ihre Herrn viele Beispiele, die desto rührender sind, je häufiger unter den Menschen Beispiele von Härte, Falschheit und Treulosigkeit vorkommen, wodurch Einer den Andern sein Leben verbittert und öfters gleichsam zu Hölle macht. — Auch aus der folgenden Erzählung lernen wir die unwandelbare Treue eines Hundes kennen, der so manchen wankelmüthigen Freund beschämt.

Wenige Tage vor dem Sturze des Tyrannen Robespierre wurde Herr R . . . . eine ehemalige Magistratsperson, der einer allgemeinen Achtung genoß, von einem Revolutionstribunale in einem der nördlichen Departemente Frankreichs zum Tode verurtheilt, weil man ihn fälschlicher Weise einer Verschwörung beschuldigt hatte. Er besaß seit zehn oder zwölf Jahren einen Pudel,

der von ihm war erzogen worden und immer mit der größten Treue an ihm gehangen hatte. Kaum war Herr R.... ins Gefängnis gebracht worden, als der Schrecken seine ganze Familie auseinander trieb. Einige seiner Verwandten waren ebenfalls verhaftet und nach entfernten Gefängnissen gebracht worden: Andere begaben sich auf die Flucht oder suchten die Verborgenheit, weil sie gleiches Schicksal befürchteten. Die Bedienten wurden abgedankt; in dem verödeten Hause wurde alles versiegelt; seine Freunde verließen ihn oder verbargen sich: denn so groß war damals die Furcht vor denen, die Frankreich tyrannisirten, daß man es schon für gefährlich hielt, für einen Freund eines Angeklagten oder Verurtheilten angesehen zu werden. Für Herrn R.... war alles todt auf der Welt: nur der Haß seiner Verfolger und die Liebe seines Hundes blieben ihm.

Als man diesen Hund im Gefängnisse, wohin er seinem Herrn traurig gefolgt war, nicht hatte aufnehmen wollen; so war er nach dem Hause zurückgekehrt, welches er aber leer und verschlossen fand. Er nahm daher seine Zuflucht zu einem Nachbarn, der ihn aufnahm: und damit sich die Nachwelt einen Begriff von den schrecklichen Zeiten machen könne, in welchen wir gelebt haben, setzt der Schriftsteller, aus dessen Werk diese Erzählung genommen ist, hinzu, daß

der

der ehrliche Nachbar nur mit Zittern und ganz heimlich sich des Hundes annahm, weil er fürchtete, seine Menschlichkeit gegen das treue Thier, das Herrn R.... angehört hatte, möchte auch ihm den Kopf kosten! denn schon mehrmals hatten die unschuldigsten Personen um so nichtiger Ursachen willen das Schaffot besteigen müssen.

An jedem Tage um die nehmliche Stunde ging der Hund aus und legte sich vor die Thür des Gefängnisses. Hier blieb er jedesmal eine Stunde liegen, und kam dann wieder zurück in das Haus seines Versorgers. Diese Beharrlichkeit rührte den Gefangenwärter und bewog ihn, den Hund zu seinem Herrn hineinzulassen. Man kann sich kaum eine Vorstellung von der Größe seiner Freude machen. Es kostete nicht wenig Mühe, ihn diesmal zu entfernen: indessen bringt ihn doch der Gefangenwärter hinaus, und der Hund kehrt nach seiner Wohnung zurück. — Er kommt den folgenden Tag, er kommt alle Tage wieder; alle Tage wird er eingelassen; er leckt die Hand seines Freundes, blickt ihn an, leckt sie noch einmal, und begiebt sich dann von selbst fort. —

Der Tag erscheint, da das Urtheil über den unschuldigen Gefangenen gesprochen werden soll.

Der treue Hund dringt durch die Menge, durch die Wache, bis in den Gerichtssaal, und legt sich zwischen die Füße des unglücklichen Mannes, den er jetzt auf immer verlieren soll. Die Richter verurtheilen diesen Mann; man führt ihn nach dem Gefängnisse zurück; der Hund folgt ihm, aber diesmal entfernt er sich nicht, sondern er bleibt vor der Thür liegen; eben als wenn es ihm ahndete, was seinem Herrn bevorstünde. — Die Stunde der Hinrichtung schlägt; das Gefängnis wird geöffnet; der Unglückliche tritt heraus; und der erste Gegenstand, den er vor sich sieht, ist sein treuer Hund. Dieser sucht die Hand, ach! die Hand die seine Liebkosungen nicht mehr erwiedern wird; er leckt sie noch einmal, und folgt dem Zuge. Man kommt auf dem Richtplatze an; der Verurtheilte besteigt das Blutgerüst; das Eisen fällt, der Unschuldige stirbt, aber die Zärtlichkeit seines Hundes lebt auch nach seinem Tode noch. — Man trägt den entseelten Körper fort, und der Hund folgt; man bringt den Leichnam in die Erde zur Ruhe, und der Hund bleibt über ihm auf dem Grabhügel liegen.

Dort bringt er die erste Nacht, den folgenden Tag und die zweite Nacht zu. Inzwischen

vermißt ihn sein jetziger Versorger, und sucht ihn lange vergebens. Endlich ahndet er seine seltene Treue und erräth seinen Aufenthaltsort. Er geht hin nach R.....'s Grabe, und findet den Hund darauf liegend, als wenn er es bewachen wollte. Er gewinnt ihn durch Liebkosungen, bringt ihn zurück und giebt ihm zu fressen. Eine Stunde nachher entwischt der Hund, und begiebt sich wieder auf den Grabhügel seines Herrn.

Drei Monate verstrichen. Jeden Morgen kam er, um seine Nahrung zu hohlen; den übrigen Theil des Tages blieb er über der Asche seines Freundes liegen. Aber mit jedem Tage sah man ihn trauriger, magerer und hinfälliger; man sah augenscheinlich, wie er sich allmählich seinem Ende nahete. Man legte ihn an die Kette, und hoffte ihn dadurch von seiner Gewohnheit abzubringen und ihn zu Hause zu behalten. Aber vergebens! Die Natur läßt sich so leicht nicht zwingen. Es gelang ihm, sich von der Kette loszumachen; er lief fort, erreichte das geliebte Grab und wollte es jetzt nicht wieder verlassen. Umsonst suchte man ihn zurückzubringen; er setzte sich zur Wehr: man brachte ihm zu fressen; er fraß nichts mehr.

Vier und zwanzig Stunden lang sah man ihn seine geschwächten Kräfte anstrengen, um die Erde auszugraben, die ihn von den Gebeinen des Mannes trennte, den er so sehr geliebt hatte. Er legte sich fast neben ihm nieder, und sank in den tiefen Schlaf der Verwesung.

Die alten Deutschen.

Unser deutsches Vaterland war vor ungefähr zwei tausend Jahren ein kaltes, unfreundliches, mit Waldungen und Sümpfen angefülltes Land. Daß es heut zu Tage ganz anders darin aussieht, davon muß der Grund in dem Anbau desselben und in der Ausrottung der vielen Waldungen gesucht werden, womit es ehedem bedeckt war: denn große Wälder vermehren durch den Schatten, den sie machen, die Kälte des Bodens und der Luft. — Obstbäume und Gärtengewächse durfte man in Deutschland nicht suchen: doch gab es wilde Baumfrüchte, vielen wilden Spargel und einige andere von selbst wachsende genießbare Kräuter. Von Getraidearten waren hauptsächlich der Haber und die Gerste bekannt: aus dem ersten bereitete man ein Mus oder einen Brei; aus der Gerste aber braute man Bier. Doch wurde überhaupt nur wenig Ackerbau getrieben.

Der vorzüglichste Reichthum der alten Deutschen bestand in zahlreichen Viehheerden. Außer dem Hornvieh hielten sie auch viel auf Pferde, deren sie sich auch nicht nur im Kriege und auf Reisen, sondern auch zur Speise bedienten: denn Pferdefleisch war eins ihrer köstlichsten Gerichte. Auch hatte der Aberglaube vielen Antheil an der Vorliebe der Deutschen für die Pferde; indem sie dieselben bei ihren Wahrsagereien gebrauchten. Einige, die aber ganz weiß seyn und mit aller Arbeit verschont bleiben mußten, wurden in den Hainen ernährt, zu gewissen Zeiten in einen heiligen Wagen gespannt und von Königen, Fürsten oder Priestern des Volks begleitet, die dann aus ihrem Wiehern das Künftige voraus sagten. — Unter den wilden Thieren in dem alten Deutschlande waren die Auerochsen wegen ihrer Geschwindigkeit und Stärke merkwürdig. Man fieng sie in Gruben und tödtete sie dann. Auch Elendthiere und Rennthiere gab es vor Alters in unserm Vaterlande, die sich aber bei Verminderung der Wälder weiter gegen Norden zurückgezogen haben.

Die alten Deutschen unterschieden sich von andern Nationen durch ihre Größe, ihre blauen Augen und ihre röthlichen oder gelben Haare. Sie scheinen durchgehends wenigstens einen Schuh größer als ein gewöhnlicher Römer, oder als ein

heutiger Deutscher, gewesen zu seyn. Die blauen Augen waren sehr allgemein: und um ihre gelben Haare noch mehr zu verschönern, bedienten sie sich einer gewissen Seife, die sich die Römischen Damen häufig nach Rom bringen ließen, um ihren Haaren die nehmliche Farbe zu zu geben. Auch das Deutsche Haar selbst mußte in Menge nach Rom wandern, um die Köpfe sowohl des Frauenzimmers als der Männer zu schmücken.

Unsere Voreltern waren sehr kriegerisch. Der Mensch fing erst dann an, als ein Theil des Volkes und ein Mitglied des Staates betrachtet zu werden, wenn er zum erstenmal die Waffen in die Hände bekam, welches mit großer Feierlichkeit und in der Versammlung des Volkes geschah. Wenn er sie einmal hatte, ließ er sie nie wieder von sich: zu Hause und auf dem Felde führte ein jeder seine Waffen bei sich. Mit ihnen ging er zu Tische, zu öffentlichen Gastmahlen, in die Volksversammlungen, vor Gericht und sogar zu Bette. Und damit er sich allenfalls auch noch nach dem Tode wehren oder in den Waffen üben könnnte, bekam er seine kriegerische Rüstung mit ins Grab. Kurz, bei den alten Deutschen machten die Waffen den Mann aus. Einige Völker hielten ihre Waffen sogar für etwas göttliches; und kein Schwur war den Deutschen

heiliger, als der bei ihren Waffen. — Dieser kriegerische Geist verbreitete sich über alle ihre Handlungen. Ihre Schauspiele und übrigen Ergözlichkeiten waren kriegerisch: ihre Religion, der Zustand, den sie nach dem Tode hofften, — selbst ihre Weiber waren kriegerisch. Diese gingen mit ins Feld, standen auch in den hitzigsten und blutigsten Treffen ihren Männern so nahe, daß sie ihnen zurufen und Muth einsprechen konnten.

Die Deutschen trieben zwar von den ältesten Zeiten an die Viehzucht, und lebten zum Theil vorzüglich von geronnener Milch: aber sie blieben Jäger und entschlossene Krieger dabei. Als sich ihre Menge zu sehr mehrte, als daß sie von Jagd und Viehzucht alle hätten leben können; so lehrte sie zulezt die Noth den Ackerbau: doch wendeten sie nicht viel Fleiß auf diese Beschäftigung, an der sie auch lange Zeit keinen sonderlichen Geschmack fanden. Keiner hatte sein in bestimmte und dauernde Gränzen eingeschlossenes Grundeigenthum; sondern die Obrigkeiten eines Stammes oder einer Völkerschaft theilten jedes Jahr so viel Land, als ihnen gefiel, unter die Familien: das nächste Jahr zog man weiter und baute das Feld in einer andern Gegend. Man hatte hierbei die Absicht zu verhüten, daß sich diese rohen Menschen nicht zu sehr an den

Ackerbau und die damit verbundenen Bequemlichkeiten gewöhnen und darüber die Lust zum Kriege verlieren möchten. Uebrigens waren die Geschäfte der Haushaltung und des Ackerbaues den Weibern, den Alten und Schwachen überlassen: die Männer aber verwendeten ihre Zeit, die sie nicht auf der Jagd oder im Kriege zubrachten, auf Müßiggehen, Schlafen, Essen und Trinken. Sie hielten Nichtsthun für eine Ehre, häusliche oder ökonomische Beschäftigungen für eine Art von Schande, wenigstens für eine Erniedrigung, die dem freien Manne nicht anstünde. Dieser Müßiggang nebst der mit demselben verbundenen Langeweile war die Ursache von häufigen Gastgelagen, wo es zwar oft blutige Köpfe absetzte; doch wurden bei solchen Zusammenkünften auch Berathschlagungen über die wichtigsten Dinge gehalten. Eben diese Langeweile verleitete sie zum Spielen, wo oft die persönliche Freiheit, wenn sonst alles verspielt war, auf den letzten Wurf gesetzt wurde; wie auch zum Trunke, womit sie mehrere Tage und Nächte nach einander zubrachten. — Uebrigens war die ganze Lebensweise bei unsern Voreltern rauh und hart, und dies schon von den frühesten Jahren an. Die Kinder des Hausherrn genossen keine zärtlichere Erziehung als die Kinder der Sklaven. Mit einander lagen sie unter einerlei Vieh und auf eben

der Erde, bis bei reiferem Alter die freien Jünglinge von den Leibeigenen abgesondert wurden. Diese rauhe und abhärtende Lebensart von den den frühesten Jahren an war die vornehmste Ursache ihrer körperlichen Stärke.

Ihre Sitten waren viel reiner und unverdorbener, als die Sitten derer Völker, welche mit dem Gebrauche des Geldes und mit den Bequemlichkeiten des Lebens mehr bekannt sind. Die Tugend achteten sie hoch; niemand lachte über das Laster; und Andere zum Bösen verführen oder sich dazu verführen lassen, dieß entschuldigte man nicht damit, daß das einmal so Mode sey. Gute Sitten oder eine rechtschaffene Aufführung, an die sie sich von Jugend auf gewöhnt hatten, vermochten bei ihnen mehr zur Verhütung der Laster, als bei andern Völkern die besten Gesetze. Eine Haupttugend unserer Voreltern war ihre unverstellte Redlichkeit, wovon der noch jetzt gewöhnliche sprichwörtliche Lobspruch, „ein alter ehrlicher Deutscher" ein Beweis ist. Aber nichts wird mehr gepriesen, als die bei ihnen übliche ehrliche Treue. Trug sich ja einmal der seltne Fall zu, daß eine Frau ihrem Manne untreu ward, so jagte sie dieser nackend und mit abgeschnittenen Haaren, in Gegenwart ihrer Verwandten, aus seinem Hause, und peitschte sie durch eine ganze Reihe benach-

barter Wohnplätze. Weder Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum konnte ihr jemals wieder einen Mann verschaffen. — Auch die Gastfreiheit war eine vorzügliche Tugend der Deutschen. Es wurde bei ihnen für schändlich gehalten, irgend einen Fremden abzuweisen: jeder trug ihm zu essen auf, was er eben hatte. Wenn dieß aufgezehrt war und der Gast hatte noch Appetit; so begleitete ihn der Wirth in ein anderes Haus, wo sie eben so gastfreundlich aufgenommen wurden. Man machte hierin zwischen Bekannten und Unbekannten keinen Unterschied. Hatte sich der Fremde recht satt gegessen und getrunken und verlangte er beim Fortgehen noch etwas mit auf den Weg; so gab man es ihm: doch forderte man auch von ihm mit gleicher Freimüthigkeit etwas zum Andenken. Ueberhaupt schätzten die alten Deutschen Geschenke: doch rechneten sie eben so wenig die, welche sie austheilten, hoch an, als sie sich durch die, welche sie annahmen, zu irgend etwas verbunden achteten.

Wissenschaften, Künste und feinen Geschmack darf man freilich bei einer Nation, wie die Deutsche in jenen Zeiten war, nicht suchen, so wenig es ihr auch an guten Anlagen und an einem natürlich gesunden Verstande fehlte. Die alten Deutschen hatten jedoch schon etwas von

Poesie und Musik. Die deutschen Poeten waren unter dem Nahmen der Barden bekannt. Ihr Geschäft war, das Andenken der Helden zu verewigen und ihre Zeitgenossen zu gleichen Thaten anzufeuern, zu welchem Ende sie auch mit in den Krieg folgten. Ihre Gesänge enthielten zugleich die Geschichte der Nationen, die auf diese Weise von einem Geschlechte zum andern fortgepflanzt wurde. Das Instrument, womit sie ihre Gesänge begleiteten, war eine Art von Harfe. — Von dem Gefühle des Schönen an Gegenständen, die in das Gesicht fallen, oder von Geschmack für bildende Künste, finden wir nichts bei ihnen, als daß sie viel auf schöne Farben hielten. Nicht allein ihre Schilde zierten sie mit den auserlesensten Farben, sondern sie bemahlten auch einige Theile ihrer Häuser auf das künstlichste mit einer gewissen glänzenden Erde. Man bemerkt dies auch bei andern rohen Völkern, die darin den Kindern ähnlich sind, daß das, was glänzt und eine hohe Farbe hat, allezeit in höherm Werthe bei ihnen steht, als Dinge, die einem feinern Geschmacke durch Regelmäßigkeit und Ebenmaaß der Form gefallen. — Ihre Schauspiele bestanden darin, daß Jünglinge ganz nackend zwischen mehrern bloßen Schwerdern und Spießen allerhand Wendungen und Sprünge machten, ohne sich zu verletzen.

Diejenigen Deutschen, welche dem Rhein am nächsten wohnten und daher schon frühe mit den Römern und Galliern bekannt wurden, fingen bei Zeiten an, ihre Thierhäute, wobei fast der ganze Vordertheil des Körpers unbedeckt blieb, mit anständigern und künstlichen Kleidern zu vertauschen, die aber nicht lang und weit waren, sondern fest an dem Körper anlagen und den Umriß von allen Gliedern zeigten. Was die wohlhabenden Weiber betrifft, so waren sie nicht mit einfachen leinenen Kleidern zufrieden; sondern diese mußten mit purpurnen Bändern geziert seyn. Von den Galliern hatten sie gelernt, leinene Zeuge zu weben, welche aber bei weitem nicht für sie hinreichten. Für Pelze und Thierhäute, Gänsefedern, Menschenhaare, Vieh und hauptsächlich Menschen, die als Sklaven verkauft wurden, erhielten sie von den Ausländern nicht nur Kleidungsstücke, sondern auch Waffen, Wein und andere Waaren des Luxus. — Ihre Schiffe waren lange Zeit große ausgehöhlte Eichbäume, die doch öfters bis funfzig Mann fassen konnten. Mit der Zeit lernten sie den Römern den Schiffbau ab, nicht um Handel, sondern um Seeräuberei zu treiben, wodurch sie sich bald an den Küsten von Britannien, Gallien und Spanien furchtbar machten.

Die deutsche Nation machte nicht einen Staatskörper aus, sondern sie war in viele klei-

nere und grössere Völkerschaften getheilt, die jedoch in ihren Sitten und in ihrer politischen Verfassung sehr mit einander übereinstimmten. Die Liebe zur Freiheit war die Seele ihrer Handlungen. Um diese ihre Freiheit desto sicherer zu erhalten, litten sie keine Städte unter sich, die sie für große Gefängnisse ansahen. — Die meisten Nationen hatten entweder Fürsten oder Könige; deren Gewalt aber, so wie ihre Einkünfte, die in freiwilligen Abgaben ihrer Unterthanen bestanden, sehr eingeschränkt war. Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Versammlung des Volks ausgemacht. Die Priester geboten Stillschweigen: der König, der Fürst oder sonst ein angesehener Mann that den Vortrag, und das Volk entschied. — Jeder war befugt, wenn er beleidigt war, sich selbst Recht zu verschaffen, wobei sich seine ganze Verwandtschaft seiner annahm. Das Geschäft der Obrigkeit war nur, die auf diese Art entstehenden Feindschaften und Gewaltthätigkeiten nicht zu weit um sich greifen zu lassen. Die Genugthuung, die der Schuldige, selbst für einen begangenen Todtschlag, leistete, bestand in einer nach dem Gutbefinden der Obrigkeit bestimmten Anzahl von Pferden oder Ochsen, wovon ein Theil dem Beleidigten und seinen Verwandten und der andere Theil der Obrigkeit zufiel. Ordentliche Todes- oder Leibesstrafen kannten sie nicht: es war ihnen sogar unbegreiflich,

daß ein Mensch über des andern Leben Macht haben sollte. Alle Bedrückungen des Römischen Feldherrn Quintilius Varus litten sie geduldig: aber der Anblick der Beile und Ruthen war ihnen unausstehlich, und brachte sie in jene Wuth, die dem Varus das Leben, den Römern aber ihr schönstes Heer kostete.

(Die Fortsetzung in Zukunft.)

Naturgeschichte einiger sehr nützlichen ausländischen Thiere.

Das Kameel.

Die Natur, oder vielmehr die Vorsehung, vertheilte ihre Geschenke auf der Erde mit weiser Hand. Auch für die dürren Sandwüsten in Asien und Afrika schuf sie ein Thier, in welchem die nutzbaren Eigenschaften vieler von unsern Hausthieren beisammen anzutreffen sind. Das einzige Kameel ist dem Araber das, was uns unser Schaaf, unser Rind und unser Pferd ist.

Unter den Thieren finden wir, so wenig als unter den Menschen, Brauchbarkeit immer mit einer schönen Gestalt gepaart. Das Kameel hat zwar eine beträchtliche Größe, wovon ihm nicht ein einziges unserer einheimischen Thiere gleich kommt; aber zugleich ein weniger zierliches und gefälliges Ansehen. Es wird sieben bis acht Fuß hoch, also höher als das größte Pferd:

Hals

Hals und Füße sind lang und unförmlich; die Hinterbeine haben drei Gelenke; der Rücken ist höckerig, das Haar kurz und schmuzig weißgrau oder rostfarbig, nur am Halse und Kopf ist es etwas länger. An der Brust hat es eine große Schwiele, vier kleinere an den Vorderfüßen, und zwei an den Hinterfüßen. Diese Schwielen, die man schon bei ungebornen Jungen sieht, dienen ihm zum Aufstemmen, wenn es sich niederlegt und aufsteht. Unter den Fußsohlen befindet sich ein mit einer dicken Haut überzogener Ballen Fleisch, der wie ein Küssen den beschwerlichen Gang im heißen Sande erleichtert. Der ganze Bau des Körpers, so wie auch die Eigenschaften dieses Geschöpfes, sind seiner Bestimmung, ein nüzliches Hausthier zu seyn, aufs vollkommenste angemessen.

Es giebt eigentlich zwei Arten (Racen), davon die eine einen Höcker oder Buckel, die andere aber zwei, fast in Gestalt eines Sattels hat. Das Kameel mit einem Buckel heißt Dromedar, und das mit zwei Buckeln, Trampelthier; wiewohl einige Schriftsteller diese Nahmen verwechseln. Das erstere ist etwas kleiner und schwächer als das leztere. In den Wüsten Asiens findet man noch hin und wieder wilde; und diese sind muthiger, größer und stärker als die zahmen, welche überhaupt im ganzen Orient gezogen werden.

Außer diesen beiden Arten, die übrigens in Ansehung ihrer Natur und ihrer Lebensart völlig übereinkommen, trift man auch noch in Amerika zwei dem Kameel ähnliche Thiergattungen an. Die eine ist das Schaafkameel (Vicunna, Vigogne) beinahe von der Größe und Gestalt der Ziege, aber wegen des langen Halses und der langen Beine dem Kameel ähnlich; doch hat es keinen Höcker. Man hat es Schaafkameel genannt, weil es Wolle trägt, und zwar die schönste und feinste, die man kennt. Sie hat die Farbe einer vertrockneten Rose, nimmt aber auch jede andere künstliche Farbe an. Das Pfund davon kostet in Hamburg drei bis vier Thaler; und Tuch davon gemacht, bezahlt man die Elle wohl mit zwanzig Thalern. Diese Thiere leben auf den höchsten Gebirgen in Peru, wo eine reine und kalte Luft herrscht. Man glaubt daher, daß sie auf den Pyrenäen ebenfalls fortkommen würden. Sie lassen sich schwer zähmen; auch sind sie zum Lasttragen und Reiten nicht wohl zu gebrauchen. Man schießt sie, wie Wild; wodurch ihre Anzahl immer mehr vermindert wird. In ihrem Magen findet man auch zuweilen Bezoar.

Die andere Gattung ist die Kameelziege (Lama), welche in der Bildung dem Schaafkameel, und also auch der Ziege und dem Kameel, gleicht, aber keine Wolle, sondern ein braunes

Haar hat, und viel größer als jenes ist. Sie erreicht die Höhe eines mit mäßigen Esels, und dient auch, eben so wie dieser, zum Lasttragen, indem man sie schon seit Jahrhunderten zum Hausthiere gemacht hat. In den reichen Bergwerken, zu Potosi in Amerika werden ihrer beständig etliche hundert Tausende zum tragen unterhalten. Eine trägt höchstens hundert und funfzig Pfund. Wenn man sie überladet, legt sie sich nieder, und ist auch durch die härtesten Schläge nicht wieder zum Aufstehen zu bringen. Man muß sie gleich auf der Stelle schlachten. Ihr Fleisch wird gegessen. Sie sind übrigens geduldig, leicht zu regieren und sanft. Werden sie ja durch wiederholte Mishandlungen aufgebracht, so sprützen sie einen scharfen ätzenden Saft auf ihren Feind, welcher einen Ausschlag auf der Haut verursacht.

Das Kameel selbst ist seit undenklichen Zeiten das wichtigste Hausthier im ganzen Orient. Des Arabers Reichthum besteht hauptsächlich in der Zahl seiner Kameele: auch ist der Preis derselben ansehnlich genug; denn eins der besten wird nicht unter hundert Thalern verkauft. Es dient sowohl zum Tragen als zum Reiten, zum Theil auch zum Ziehen. Eine Last von zwölf bis dreizehnhundert Pfund ist einem völlig ausgewachsenen nicht zu schwer. Es geht dabei in einem sanften

Trabe täglich zwölf Meilen. Der Dromedar ist noch schneller als das Trampelthier, und wird daher hauptsächlich zum Reiten gebraucht; er geht einen so raschen Trab, daß ein Pferd ihm nicht anders als im vollen Gallopp folgen kann. In einem Tage legt er zwölf bis funfzehn Meilen zurück. Die Kameeltreiber gewöhnen ihre Thiere, daß sie auf ein gegebenes Zeichen sich niederlegen, um die Last sich aufladen zu lassen, und auf ein anderes Zeichen wieder aufstehen. Auch lehrt man sie nach gewissen Tönen in einer Art von Takt zu schreiten, da sie denn nach Verschiedenheit dieser Töne bald langsamer bald schneller laufen. Ueberhaupt scheinen sie sich an der Musik sehr zu vergnügen. Durch Peitsche und Sporn ist nichts auszurichten, wenn sie nicht mehr fortwollen; aber Musik ermuntert sie, ihre letzten Kräfte anzustrengen. Man bedient sich gewöhnlich hiezu der Flöten.

In der Nahrung ist das Kameel sehr genügsam. Es frißt gern Disteln, wie der Esel, und allerhand stachlichte Gewächse; daher die Natur es mit knorplichten Lippen und Zahnfleisch versehen hat. In einer Stunde nimmt es so viel zu sich, das es hernach vier und zwanzig Stunden hungern kann. Sonderbar ist es, daß das Kameel den Buchsbaum liebt, der ihm doch tödtlich ist. Da man in den Wüsteneien des Orients oft mehrere Tage-

reisen macht, ohne einen Tropfen Wasser zu finden; so ist es eine besonders weise Einrichtung des Schöpfers, daß dieß Thier acht Tage und länger dursten kann. Es hat zu dem Ende, außer den vier gewöhnlichen Abtheilungen des Magens, welche man bei allen widerkäuenden Thieren antrifft, noch ein fünftes sehr großes Behältnis, worin es einen ansehnlichen Vorrath von Wasser aufbewahren kann. Es säuft daher mit einemmale, wenn es Gelegenheit dazu hat, eine ungeheure Menge. Hiervon nimmt es täglich nur immer so viel als es braucht, indem es, durch Zusammenziehung der Muskeln in seinem Wanste, das Wasser wieder in den Schlund hinaufsteigen läßt, und seinen Durst löscht. Dabei ist der Umstand merkwürdig, daß das Wasser in dem Behältnis ganz klar und frisch bleibt, und fast gar keinen Nebengeschmack annimmt. Daher auch die Reisenden, wenn sie Mangel an Wasser leiden, und kein anderes Mittel wissen, ihr Leben zu erhalten, eins ihrer Kameele niederwerfen und aufschneiden, um sich mit dem in dem Behältnis befindlichen Wasser zu erfrischen.

So sanftmüthig das Kameel auch ist, und so leicht es sich regieren läßt; so wird es doch in der Brunst selbst seinem Herrn gefährlich. Man pflegt daher die meisten zu verschneiden. Ihre Vermehrung ist nicht sehr stark. Das Weibchen trägt ein volles Jahr, wirft nur ein Junges,

und säugt es beinahe zwei Jahre. Im Frühlinge verliert es das Haar, und wird so kahl wie ein abgebrühetes Schwein. Alsdann beschmiert man es mit Fett oder Theer, um es gegen den Stich der Insekten zu schützen. Das höchste Alter desselben steht zwischen vierzig und funfzig Jahren. Man hat auch schon Versuche gemacht, diese nützliche Thiergattung in Deutschland zu erziehen. Die Erzeugung der Jungen glückte zwar; aber sie starben doch nach einiger Zeit mit den Alten. Indessen behaupten Sachverständige, daß es sehr wohl möglich sey, ihre Zucht mit großem Vortheile hier einzuführen.

Man gebraucht von dem Kameel auch die Milch, welche sehr fett ist, und von verschiedenen Völkern als ein gewöhnliches Getränk mit Wasser vermischt genossen wird. Auch macht man Branntwein davon. Die Haare, welche freilich schlechter sind, als die Kameelhaare von Angora, werden doch auch zu feinen Hüten und zur Verfertigung einiger Zeuge benutzt. Von jungen Kameelen ißt man auch das Fleisch; von alten nur im Nothfalle. Die Haut wird zu Leder und Schagrin verarbeitet. Der Mist dient unter andern mit zur Verfertigung des ägyptischen Salmiaks.

Das Rennthier.

Den Bewohnern des nördlichen Europa's und Asiens ist das Rennthier eben so schätzbar und nützlich, als das Kameel dem Orient. Das Rennthier gehört zu dem Hirschgeschlechte, und hat auch in der Bildung, in der Größe und in der Lebensart die meiste Aehnlichkeit mit den Hirschen; doch trägt es den Kopf nicht so hoch wie der Hirsch, sondern mehr vorwärts gestreckt, wie das Rind; auch ist der Hals mit einer Mähne versehen. Die deutsche Benennung ist von dem Schwedischen Nahmen Rhen entstanden; daher jetzt auch einige Rhenthier oder Rhenhirsch schreiben. In der Höhe gleicht es unserm Tannhirsch; doch ist es etwas stärker und dicker. Die wilden sind noch um ein Drittel größer als die zahmen, auch fetter und muthiger. Im Sommer sind diese alle grau, im Winter weiß. Bei den zahmen aber bemerkt man eine größere Mannigfaltigkeit der Farben: es giebt schwarzbraune, braune, weiße und bunte. Unter den zum Hirschgeschlechte gehörigen Thieren haben sie das größte Geweihe. Man findet einige mit achtzig Enden. Sie sind rückwärts gekrümmt, rund und an der Spitze breitzackig. Sie werfen es, wie die Hirsche, jährlich ab. Merkwürdig ist es, das alle weibliche Rennthiere ebenfalls, wiewohl etwas kleinere Geweihe haben, welches bei

den Hirschen und ähnlichen Thieren etwas sehr seltenes ist. Auch selbst den Verschnittenen wachsen sie nach dem Abwerfen wieder. Die Absicht des weisen Urhebers der Natur ist hierbei nicht zu verkennen. Diese Thiere gebrauchen ihr breitzackigtes Geweihe wie Schaufeln, um den Schnee wegzuschippen, der im Winter ihre Nahrung bedeckt. Es ist ihnen daher zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich. — Eine andere Merkwürdigkeit in den körperlichen Eigenschaften des Rennthieres ist ein gewisser knarrender Ton, den man bei der geringsten Bewegung ihrer Füße hört. Wenn sie still stehen, und nur ein wenig zittern oder schaudern; so bemerkt man ihn schon, ob sie gleich die Füße nicht aufheben: laufen sie aber ihren gewöhnlichen Trab, so schallt er wohl hundert Schritte weit. Die Ursache und den Zweck von diesem Geklapper hat man noch nicht mit völliger Gewißheit angeben können. Einige wollen in einer kleinen Höhlung des Hufes ein Steinchen von der Größe der sogenannten Krebssteine gefunden haben; Andere versichern, der eigentliche Sitz dieses Tones sey mehr oberwärts in den Kniegelenken. Noch unsicherer ist die Erklärung des Zwecks und der Absicht desselben, wenn man meint, er solle dazu dienen, daß sich die Heerden bei trübem Wetter nicht zu weit von einander zerstreuen, da ihr gesellschaftliches

Beisammenseyn zur Vertheidigung gegen reißende Thiere nothwendig sey.

Nur im kalten Klima befindet sich das Rennthier wohl. Sogar in seinem Vaterlande ist es im Winter viel fetter, ansehnlicher und muthiger als im Sommer; ob es gleich in dieser Jahrszeit mehr Weide findet. Es nährt sich von allerlei Waldkräutern, Blättern und Moosen, die es sich auch als Hausthier selbst zusammen suchen muß. Das Rennthiermoos liebt es vorzüglich, lebt auch im Winter allein davon, und scharrt es sich etliche Fuß tief unter der Erde hervor. Sein scharfer Geruch leitet es so sicher, daß es allemal solche Stellen trift, wo dieses Moos steht. Auch Schwämme frißt es sehr begierig, selbst den giftigen Fliegenschwamm, wovon es weiter keinen Schaden hat, als daß es taumelt und niederfällt; und dieser Zustand dauert so lange, bis der Schwamm wieder von ihm gegangen, welches geschieht ohne daß er verdaut ist. Schlachtet man es während dieser Trunkenheit und genießt sein Fleisch; so bringt dasselbe im menschlichen Körper eben die Wirkung hervor. Nach der Zeit aber ist es ganz unschädlich. — Einen besondern Appetit hat es auch nach dem Urin der Menschen, vermuthlich wegen seines salzigen Geschmacks.

Bei den nördlichen Völkern ist die Rennthierzucht der vornehmste Gegenstand ihrer Beschäftigung und ihre reichste Nahrungsquelle. Da das Klima ihnen andere Gewerbe und die Erziehung anderer Thiere theils unmöglich macht, theils sehr erschwert; so hat die Noth sie erfinderisch gemacht. Alle Bedürfnisse wissen sie durch das einzige Rennthier zu befriedigen. Der Aermste wird unabhängig und sein eigener Herr, sobald er sich ein Eigenthum von etlichen Rennthieren erworben hat. Reiche besitzen Heerden von achtzehn bis zwanzig tausend. Da sie so leicht zu unterhalten sind; so schränkt man sie auch nicht auf eine bestimmte Anzahl ein. Sie werden zu keiner Jahrszeit in Ställen gefüttert, sondern man treibt sie in die unermeßlichen Waldungen und Gebirge, die zu dieser Absicht jedermann gemein sind. Aufsicht und Beschützung ist die einzige Mühe, die diese Thiere ihren Besitzern machen. Einige wissen zu dieser Absicht mit vieler Geschicklichkeit Hunde abzurichten. Diese sind alsdann die Zuchtmeister, Wächter, Beschützer und Führer der Heerden. Abends werden sie gemeiniglich zu desto größerer Sicherheit in Ställe oder Hürden getrieben. Im September ist die Brunstzeit, und im Mai wirft die Rennthierkuh zwei Jungen. Diese bleiben zwei bis drei Jahre bei der Mutter und im vierten werden sie zu Arbeiten abgerichtet. Sie

leben vierzehn bis funfzehn Jahre; die wilden etwas länger.

Bei allem dem leiden die Rennthiere doch auch von mancherlei Plagen, wogegen menschliche Obhut sie wenig schützt oder schützen kann. Wenn in strengen Wintern die Erde mit einer Eisrinde überzogen wird, welche sie nicht zu durchbrechen im Stande sind, um ihre gewohnte Nahrung zu nehmen; so fallen sie zu Hunderten um. Späte Frühlinge tödten die zarten Jungen. Aber das größte und gemeinste Uebel verursacht ihnen ein Insekt, ungefähr so groß wie eine Wespe, und rauh wie eine Hummel, das daher den Nahmen Rennthierbremse führt. Diese Bremse ist von der Natur an das Rennthier gewiesen, daß sie ihre Eier in dem Körper desselben ausbrüten lassen soll. Sie folgt diesem Triebe, und wird dadurch eine Geißel für das geängstigte Thier. Eigentlich giebt es zwei Arten jener Bremsen, davon die eine ihr Ei in die Nase, die andere in die Haut auf dem Rücken des Rennthiers anzubringen sucht. Es ist ein interessantes Schauspiel für den denkenden Beobachter, zu sehen, wie eifrig die Bremse dem geliebten Thiere folgt und mit welcher Bangigkeit dieses den kommenden Feind flieht. Die Bremse schwebt summend über dem Thier, und ersieht den günstigen Zeitpunkt, wo sie das Ei fallen lassen kann.

Dieses dringt alsdann in die Haut und erregt ein juckendes und schmerzhaftes Geschwür. Nach neun bis zehen Monaten kriegt aus dem Ei eine dicke weiße Made, welche auf die Erde herabfällt, sich da hineinbohrt, und ihre Entwickelung zur Fliege erwartet. Von diesen Geschwüren werden die Rennthiere ausserordentlich entkräftet, und viele sterben daran, zuweilen der vierte Theil der Heerde. Deshalb verlassen die Lappländer in den Sommermonaten ihre Wohnplätze, und ziehen in die kältern Gebirge, wohin die Bremse nicht kommt.

Das Rennthier läuft schneller als ein Pferd. Es soll bei gutem Wege zwanzig bis dreißig Meilen in einem Tage machen. Man braucht es daher am häufigsten zum Ziehen der Schlitten. Einige richten es auch zum Reiten und zum Lasttragen ab.

Von den Rennthierkühen erhält man eine gute, fette Milch, die mit dreimal so viel Wasser vermischt doch noch so fett wie Kuhmilch seyn soll. Sie verwandelt sich durch bloßes Schütteln in Butter. Ein Thier giebt täglich ungefähr ein Maaß, wovon man Butter und Käse macht. Die Butter ist schneeweiß und vom Geschmack wie Schaafbutter; der Käse aber desto besser.

Das Fleisch schmeckt angenehm, und hat weit mehr Fett, als das Fleisch der Hirsche. Aus dem Blute werden Suppen und Würste gemacht.

Von der Haut verfertigt man Kleider, Schuhe Bettdecken, Zelte und dergleichen. Auch benutzt man die Haare zu Stuhlküssen, Polstern, Dekken; die Knochen zu Nadeln, Messern, Löffeln; die Sehnen zu Faden zum Nähen, zu Stricken; die Klauen zu Trinkgefäßen. Kurz es ist kein Theil am Rennthiere so gering, dem man nicht durch Zurichtung und Bearbeitung einen Werth und eine gewisse Brauchbarkeit ertheilen könnte.

Von
den fünf äußern Sinnen.

Die Gegenstände, die sich außer uns befinden, wirken auf verschiedene Weise auf unsern Körper, d. h. sie bringen in demselben, und nahmentlich in dem Nervensysteme, mannigfaltige Veränderungen hervor. Da aber die Seele mit dem Körper, und vorzüglich mit den Nerven desselben, in genauer Verbindung steht; so stellt sie sich die äußern Dinge vor, je nachdem diese auf die Nerven wirken. Gewisse Theile des Körpers sind ganz eigentlich dazu gebildet, die Einwirkungen oder Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen und sie zu den Nerven und deren feinsten Zweigen im Gehirne, der Werkstätte der Seele, zu leiten. Diese Theile heißen äussere Sinne oder Sinneswerkzeuge, zum Unterschiede von dem innern Sinne, oder dem Bewußtseyn, vermittelst dessen wir die Veränderungen in uns wahrnehmen. Wie

haben fünf äußere Sinne: das Gefühl, den Geschmack, den Geruch, das Gehör und das Gesicht.

Unter dem Gefühle in engerer Bedeutung wird dasjenige Sinneswerkzeug verstanden, welches in allen Theilen des Körpers, die mit Nerven versehen sind, seinen Sitz hat, und vermittelst dessen wir den Druck jedes unsere Haut unmittelbar berührenden Körpers empfinden, wodurch denn unsere Seele mancherley Vorstellungen von den Beschaffenheiten der Dinge erlangt. — Die eigenthümlichen äußern Werkzeuge des Fühlens sind die Wärzchen, welche sich an den Enden der Nerven unter der Haut des menschlichen Körpers befinden: und in denjenigen Theilen, wo die meisten Nervenwärzchen vorhanden sind, ist das Gefühl am feinsten, z. B. in den Fingerspitzen. — Wenn die Nervenwärzchen gegen einen Körper gedrückt werden; so entsteht in denselben eine gewisse Veränderung, welche durch die Nervenäste zuletzt zum Gehirne gelangt, und daselbst, oder vielmehr in der Seele, nach der Verschiedenheit der Eindrücke, auch verschiedene Empfindungen hervorbringt: diese heißen äußere Gefühle, weil sie durch äußere Gegenstände veranlaßt werden. So entstehen z. B. die Gefühle von hart, weich, sanft, glatt, rauh, trocken, feucht, flüssig, warm, kalt u. s. w. Die Ge-

fühle sind entweder angenehm oder unangenehm, je nachdem der Eindruck und der Grad seiner Stärke beschaffen ist: Da sich die Nerven auch im Innern des Körpers überall verbreiten; so können auch angenehme und unangenehme Gefühle durch Dinge entstehen, welche auf diese im Innern befindlichen Nerven wirken.

Mit dem Gefühle ist der Geschmack am nächsten verwandt, welche vorzüglich auf den Nervenwärzchen der Zunge seinen Sitz hat. Die Zunge besteht aus verschiedenen Muskeln; und die Haut, welche sie überzieht, hat sehr viele Nerven und Drüsen. Die letztern sondern immer die schleimigte Feuchtigkeit ab, welche die Zunge schlüpfrig erhält. Die Nerven dienen theils dazu, der Zunge Gefühl zu verschaffen; theils bilden sie die eben erwähnten Nervenwärzchen, und heißen deswegen Geschmacksnerven.— Wenn wir Speisen und Getränke in den Mund nehmen; so rühren die durch den Speichel aufgelös'ten Theile derselben, die auch immer einige Salztheile enthalten, die Nervenwärzchen, so, daß der auf diese gemachte Eindruck sich durch die Nerven bis ins Gehirn fortpflanzt und der Seele die Empfindung des Geschmacks mittheilt. Je nachdem nun die Nervenwärzchen von den aufgelös'ten Theilen der Speisen und Getränke verschiedentlich gereitzt werden, nachdem ist auch

der

der Geschmack verschieden. Die Geschmacksempfindungen sind nicht bei allen Personen, ja nicht einmal bei einer und ebenderselben Person zu allen Zeiten dieselben, sondern es findet hierin eine große Verschiedenheit Statt.

Das Werkzeug des Geruchs ist die Nase, oder eigentlich die Geruchsnerven; und das, was wir riechen, sind die überaus feinen und unsichtbaren Theile, welche von den Körpern ausdünsten und durch die Luft, vermittelst des Einathmens, der Nase zugeführt werden. Die Geruchsnerven kommen aus dem Gehirn, und ziehen sich in die Nasenhöhlen herab, welche durch eine Scheidewand von einander getrennt werden. Mit diesen Nerven sind die innern Seiten der Nasenhöhlen, und der Scheidewand versehen. Die Nasenhöhle ist von der Mundhöhle nur durch den Gaumen getrennt, und beide laufen hinten zusammen. Wegen dieser Gemeinschaft trägt die gesunde Beschaffenheit der Nase mit zu einer reinen und verständlichen Aussprache bei. Sie dient auch zum Athemhohlen. Die innere weiche Haut der Nase sondert beständig einen Schleim ab, um die Nerven feucht und empfindlich zu erhalten.

Noch künstlicher ist das Werkzeug des Gehörs, das Ohr; welches daher unsere ganze

Aufmerksamkeit verdient. Das äußere Ohr ist ein länglich gewundener, hier und da vertiefter Knorpel. Bei uns liegt es mehrentheils platt gedrückt an dem Kopfe an, und es ist fast ganz unbeweglich. Allein nach der Absicht und Einrichtung der Natur soll es hinterwärts vom Kopfe abstehen, und nach vorn zu eine hohle Muschel bilden, um den Schall wie ein Trichter aufzufangen, und ihm dem innern Ohre zuzuführen. Auch ist es mit verschiedenen Muskeln versehen, die es bewegen sollen. Und so findet man es wirklich bei mehrern wilden Völkern, welche nicht, wie wir, durch Künsteleien und durch die fest anschließende Bedeckung des Kopfes bei kleinen Kindern, die natürliche Gestalt des Ohrs verändert haben. Selbst durch die Zeugung pflanzen sich solche erkünstelte Formen fort.

Von dem äußern Ohre zieht sich eine gekrümmte, größtentheils beinerne und mit einer zarten Haut überzogene Höhle in den Kopf hinein, die man den Gehörgang nennt. Die Haut desselben ist mit vielen Drüsen versehen und gleichsam besäet, welche das Ohrenschmalz bereiten und ausschwitzen, wodurch hineinkriechende Insekten abgehalten werden, tiefer einzudringen: auch dient es zur Beschützung der zarten Theile gegen die rauhe Luft. Von außen ist der Gehörgang weit, in der Mitte enge, und am Ende wieder etwas wei-

ter

ter als in der Mitte. Hier, am Ende, liegt schief vor dem Gehörgange eine länglich runde, dünne fest ausgespannte und ungemein empfindliche Haut, die Trommelhaut genannt. Wenn ein Thierchen, z. B. Floh, bis an diese Haut kommt; so erregt es die entsezlichsten Schmerzen, und ein solches Getöse, daß der Mensch wahnsinnig wird. Zum Glück ist dieser Fall etwas äußerst seltenes, weil das Ohrenschmalz, die feinen Härchen und die vielen Krümmungen des Gehörganges auch dem kleinsten Thierchen den Weg dahin ungemein erschweren. Dicht hinter der Trommelhaut liegt die Trommelhöhle, in welcher sich vier feine mit einander verbundene Gehörknöchelchen befinden, nahmentlich: der Hammer, der Amboß, der Steigbügel und der Sylvische Knochen. Aus den Benennungen Hammer und Amboß darf man aber nicht schließen, daß, um einen Schall hervorzubringen, der Hammer an den Amboß anschlage; sondern sie werden nur wegen ihrer Aehnlichkeit mit jenen Instrumenten so genannt. Uebrigens können sie vermittelst einiger kleinen Muskeln so bewegt werden, daß das Trommelfell dadurch stärker oder schwächer gespannt wird, um durch das Erstere auch schwache Töne desto feiner zu empfinden, durch das Leztere aber die Gewalt der stärkern Töne zu mäßigen. — Von der Trommelhöhle geht eine Anfangs knöcherne und

enge, hernach aber knorplichte und weitere Röhre schief vorwärts gegen die Nase, indem sie sich gleich hinter ihr im Schlunde endigt. Wegen ihrer Gestalt heißt sie die Trompete, von dem aber, der sie zuerst beschrieben hat, die Eustachische Röhre. Durch sie kann die Luft in die Trommelhöhle hinein, und aus ihr wieder herausgehen; vermuthlich, um dem Drucke der äußern Luft auf das Trommelfell einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. — Auf die Trommelhöhle folgt das Labyrinth; in dessen Mitte eine kleine Höhle, der Vorhof, oberwärts aber drei bogenförmige Röhren, und unten ein schneckenförmig gewundener doppelter Kanal befindlich ist. Alle diese Theile des Labyrinthes sind mit einer wässerigen Flüssigkeit angefüllt: in diese verliert sich das Nervenmark des sogenannten Gehörnerven.

Die Gehörsempfindung entsteht auf folgende Art. Der Schall oder die Luftbewegungen wirken zuerst auf das äußere Ohr, pflanzen sich dann durch den Gehörgang bis zur Trommelhaut fort und erschüttern dasselbe. Dieses theilt seine Schwingungen vermittelst der Gehörknöchelchen durch die sogenannte eirunde Oeffnung dem Labyrinthe mit. Hierdurch wird das Wasser in demselben in eine zitternde Bewegung gesetzt; und dieses erschüttert gelinde das darin enthaltene

Mark des Gehörnerven, durch welchen der Eindruck zum Gehirne gelangt und sich der Seele mittheilt. Daß wir mit zwei Ohren doch nur einfach hören, kommt theils daher, weil beide zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise afficirt werden, theils daher, weil sich wahrscheinlich beide Gehörnerven mit einander vereinigen.

Eben so künstlich, wo nicht noch künstlicher, ist die Einrichtung der Augen, die uns zu Werkzeugen des Gesichts dienen. Sie liegen in knöchernen Höhlen auf einer Lage von Fett, und können durch sechs Muskeln nach allen Seiten hin gedrehet werden. Die Augenbraunen, welche aus stark über einander liegenden Haaren bestehen und sich an der bogenförmigen Erhabenheit des Stirnbeins befinden, schützen die Augen vor dem herabfließenden Schweiße: über das dienen sie zur Zierde des Gesichtes. Die Augenlieder sichern das Auge vor Gefahr, und bedecken es bei Annäherung derselben auch unwillkührlich. Die Augenwimper endlich, d. h. steife Härchen am Rande beider Augenlieder; verwahren es gegen Staub und Insekten. — Was den Augapfel selbst betrifft; so ist er eine aus mehrern Häuten und Flüssigkeiten bewundernswürdig zusammengesetzte länglich runde Kugel. Ihn umgiebt zu äusserst die sogenannte Hornhaut: unter dieser liegt die weiche Gefäßhaut, deren Vorder-

seite die Regenbogenhaut, die Hinterseite aber die Traubenhaut heißt. Die Regenbogenhaut (auch Iris genannt) hat strahlenförmige Streifen, welche bei einigen Menschen braun, bei andern blau, oder von einer andern ähnlichen Farbe sind, und wonach man die Farbe der Augen überhaupt benennt. Die Traubenhaut ist mit einem schwarzbraunen Schleim überzogen. In der Mitte der weichen Gefäßhaut befindet sich der Stern (Pupille) ein rundes Loch, wodurch man bis auf den Grund des Auges sehen kann; daher die schwarze Farbe desselben. Der Stern erweitert sich bei schwachem Lichte und im Finstern, und verengert sich bei starkem Lichte, weil die hineinfallenden Lichtstrahlen die Muskeln zum Zusammenziehen reizen. Dicht hinter dem Augenstern liegt die Seh- oder Krystall-Linse, ein linsenförmiger auf beiden Seiten erhabener Körper, der aus mehrern durchsichtigen Scheiben besteht. Zwischen diesen Scheiben ist ein heller Saft enthalten; und den ganzen Körper fließt eine zarte durchsichtige Haut wie eine Kapsel ein. Endlich bekleidet den Hintergrund des Auges die Mark- oder Netzhaut (Retina), welche aus dem Sehnerven entspringt. Dieser Sehnerve ist ungefähr so dick wie eine Federspule, und tritt aus dem Gehirne durch die Augenhöhle in den Augapfel. Hier zerspaltet er sich in einen Büschel ungemein feiner Fäserchen, und bildet

die ebengenannte Netzhaut, welche eigentlich den Eindruck von den äußern Gegenständen empfängt, und durch den Sehenerven in das Gehirn hinein leitet. Es fallen nehmlich die Lichtstrahlen von einem leuchtenden oder erleuchteten Körper durch die durchsichtige Hornhaut in die Augenöffnung, den Stern, werden durch die verschiedenen Feuchtigkeiten und die Krystall-Linse mehrmals gebrochen, und vereinigen sich zuletzt auf die Netzhaut, wo sich dann der Gegenstand, von dem die Strahlen ausgingen, überaus klein abgebildet und vermittelst des Sehenerven ins Gehirn und zum Bewußtseyn der Seele gebracht wird. — Daß wir mit zwei Augen die Gegenstände nicht doppelt, sondern nur einfach sehen, kommt daher, weil die Empfindung in beiden Augen gleich ist, und überdieß beyde Sehenerven sich in ihrem Ursprunge mit einander vereinigen.

Das Gehör und das Gesicht unterscheiden sich dadurch von den übrigen Sinnen, daß ihre Werkzeuge (das Ohr und das Auge) von den wahrzunehmenden Gegenständen nicht unmittelbar berührt werden, sondern ziemlich weit davon entfernt seyn können; weswegen auch der körperliche Reiz beim Sehen und Hören schwächer und die Empfindungen weniger angreifend sind, als bei den übrigen Sinnen. Ueberdieß ist der Bau der Gehörs- und Gesichtswerkzeuge viel

zusammengesetzter und kunstvoller. Auch erstreckt sich ihr Empfindungskreis viel weiter: denn wie mannigfaltig, wie unzählbar sind die Gegenstände, die wir durch's Gehör und Gesicht zu unserer Belehrung, unserm Nutzen und Vergnügen, wahrnehmen können; Ferner sind die Empfindungen dieser Sinne weit feiner, klärer und gewissermaßen geistiger, und sie können daher nicht nur durch die Einbildungskraft am leichtesten und lebhaftesten wieder hervorgerufen werden, sondern sie sind auch allein fähig, feinere innere Seelengefühle zu wirken. Wie sehr kann das Gemüth durch die Tonkunst, die bildenden und andere schöne Künste gerührt werden! Aus diesen und andern nennt man das Gehör und das Gesicht die **edlern**, das Gefühl, den Geschmack und den Geruch aber die **unedlern Sinne**.

Wie erstaunenswürdig ist übrigens die Weisheit und Macht des Schöpfers, der nicht etwa nur einige wenige Menschen oder Thiere mit so wunderbaren Sinnwerkzeugen hervorgebracht, sondern die Kräfte in die Natur gelegt hat, daß unzählige Millionen von Wesen mit so künstlich eingerichteten Empfindungsorganen geboren werden! Was müßte **der** für ein Thor seyn, der dieß alles nicht für das Werk eines unendlichen Verstandes, sondern — für das Werk des Zufalls halten wollte!

Einige diätetische Regeln, den Genuß der Nahrungsmittel betreffend.

Wann, wie viel, und was soll man essen und trinken? und was hat man vor, bei und nach dem Genusse der Nahrungsmittel zu beobachten, wenn die Verdauung gehörig von statten gehen soll? — Dieß sind die Fragen, die ich hier kürzlich beantworten will.

1) Wann soll man essen und trinken? Die Antwort hierauf ist leicht: iß und trinke so oft dich hungert und dürstet. Der Hunger ist ein dunkles Gefühl von dem Mangel der zur Ernährung des Körpers erforderlichen Stoffe: er entsteht theils von dem Reiben der innern Seiten des Magens oder Magenwände gegen einander;

theils und hauptsächlich aber von dem Reize des Magensaftes auf die Magennerven. Der Durst ist ein dunkles Gefühl von dem Mangel der zur Milderung der Säfte nöthigen Flüssigkeiten, und er entsteht alsdann, wenn der Mund, der Schlund, die Speiseröhre und der Magen, aus Mangel an Schleim und Speichel, trocken und die Säfte deshalb scharf und reitzend werden. Es würde indessen der Gesundheit nicht zuträglich seyn, wenn man jedesmal, so oft man nur etwas von Hunger oder Durst verspürt, sogleich essen oder trinken wollte. Hunger und Durst zumal der erstere, lassen sich leicht an eine der Gesundheit zuträgliche Ordnung gewöhnen; und man thut am besten, wenn man diese, so viel sich thun läßt, genau beobachtet. So ißt man weder zu oft noch zu selten, wenn man des Tags dreimal, nehmlich Morgens, Mittags und Abends ißt. Zu oft essen stört die Verdauung, und zu selten essen schwächt die körperliche Natur.

2) Wie viel soll man essen und trinken? Antwort: so viel als hinreichend ist, den Hunger und Durst zu stillen. Da indessen beide, besonders der Hunger, durch eine künstliche Zusammensetzung der Speisen, wodurch der Geschmackssinn zu sehr gereitzt wird, oder auch durch eine fehlerhafte Beschaffenheit des Magens

saftes, widernatürlich, das heißt, größer als das Bedürfniß des Körpers und die Verdauungskraft des Magens und der Gedärme, seyn können; so muß man auch ein gehöriges Maaß zu halten wissen. Dieß geschieht, wenn man sich nie übersättigt, d. h. wenn man jedesmal nur so viel ißt und trinkt, daß man immer noch im Stande bleibt, noch etwas mehreres ohne Widerwillen zu genießen. — Die Mäßigkeit erhält Magen und Gedärme gesund, und befördert daher die gehörige Verdauung der Speisen. Außerdem hat sie einen wohlthätigen Einfluß auf den Umlauf der Säfte, auf ihre Reinheit und Güte, und auf die Absonderungen aus denselben; ferner auf die Ausdünstung durch die Haut, auf die Stärke der festen Theile, und dadurch auf die Lebenskraft und Gesundheit des Körpers, wie auch auf den Frohsinn und die Heiterkeit der Seele. Die Nachtheile der Unmäßigkeit sind sehr groß und mannigfaltig. Sie schwächt den Magen und die Gedärme: bei geschwächten Eingeweiden aber kann die Verdauung nicht recht von statten gehen, mithin auch kein guter Nahrungssaft bereitet werden; wodurch denn das Blut und die übrigen Säfte verderben muß, weil die Quelle unrein und trübe ist. Dabei wird der Körper nicht recht ernährt; die natürlichen Verrichtungen desselben gerathen in Unordnung, weil die Verrichtung des Magens und der Gedärme

in genauer Verbindung mit ihnen steht; und es erzeugen sich früher oder später mancherlei Krankheiten. Ueberdas stört nichts das Wohlbefinden und die Heiterkeit der Seele mehr, als die Unmäßigkeit.

3) Welche Speisen und Getränke soll man wählen? Natürlich solche, welche nicht nur unsern Verdauungskräften am angemessensten sind; sondern sich auch durch dieselben am leichtesten animalisiren, d. h. in thierische Säfte und in Blut verwandeln lassen; folglich den Körper aufs beste ernähren und den täglichen Verlust an Materie und Kraft am leichtesten ersetzen. Es giebt aber eine große Menge und Mannigfaltigkeit solcher zweckdienlichen Nahrungsmittel; und jeder Mensch muß nach seiner eigenen Erfahrung wählen, was seinem Körper wohl thut, und verwerfen, was ihm übel bekommt. Uebrigens ist eine gehörige Abwechslung und Mischung von Speisen aus dem Pflanzen- und aus dem Thierreiche unserer Natur am zuträglichsten. Die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich erhalten die Säfte rein und mild; die aus dem Thierreich aber nähren und stärken den Körper. Der Gewürze, zumal der ausländischen, bediene man sich nur sparsam: denn sie reizen zu sehr, erhizzen das Blut, wirken zu heftig auf die Nerven und erregen eine widernatürliche Eßlust. Der

Jugend sind sie am nachtheiligsten, weil diesem Lebensalter ohnehin ein vorzüglicher Grad der Reizbarkeit eigen ist.

Bei folgender Diät wird sich gewöhnlich die Jugend am besten befinden. Des Morgens ein mäßiges Glas frischen Quellwassers, welches mit etwas Milch vermischt werden kann, oder auch eine Tasse warmer Milch; ein mäßiges Stück von gut gebackenem, nicht zu frischem Brode, mit nicht zu viel Butter bestrichen. Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch in gehörigem Maaße. Nachmittags etwas Butterbrod; und endlich Abends eine mäßige Mahlzeit. Zum Getränke schickt sich, außer etwas Milch, reines Quellwasser am besten; bisweilen ist auch ein dünnes gut gegohrnes Bier dienlich. — Reifes Obst außer den Mahlzeiten, zumal des Morgens ein Paar Stunden vor dem Mittagsmahl, ist sehr zuträglich. — Der Wein, zumal ein feiner und hitziger, ist der Jugend kaum zu erlauben: am allerwenigsten aber der Branntwein und die sogenannten Liqueurs. Zu viel warme Getränke, als Thee und dergl. schwächen die Verdauungskraft. Der Kaffee wirkt auf das Nervensystem zu nachtheilig, als daß man ihn für ein unschuldiges Getränk gelten lassen könnte.

4) Was hat man vor, bei und nach dem Genuß der Speisen zu beobachten? Unmittelbar

vor dem Essen muß man alles das vermeiden, was einen übermäßigen Aufwand von Lebenskraft erfordert. Daher ist jede zu starke Anstrengung und Erhitzung nachtheilig, weil die Verdauungskräfte dadurch geschwächt, mithin die Eingeweide zur Aufnahme und Verarbeitung der Speisen weniger tauglich gemacht werden. Desto zuträglicher aber ist eine mäßige körperliche Bewegung in freier Luft. Auch muß man sich, ehe man ißt und trinkt, vor Affekten hüten, die selbst ein geringes Maaß von Speise und Trank höchst schädlich machen können. Heiterkeit und Frohsinn vor der Mahlzeit erhöhen die Verdauungskräfte ungemein. Zu vieles Trinken kurz vor oder auch unter und zu bald nach dem Essen ist nicht zu empfehlen, indem es die Verdauungssäfte verdünnet. Auch darf man den Speichel nicht kurz vor und gleich nach dem Essen durch Tabakrauchen verschwenden, welches ohnehin der Jugend gänzlich abzurathen ist. — Bei dem Essen selbst hat man folgende Vorschriften zu beobachten: die Speisen nicht zu heiß zu genießen; nicht schnell, sondern langsam zu essen; die Speisen gehörig zu zerkauen, damit sie theils mit dem nöthigen Speichel vermischt, theils schon zur Hälfte verarbeitet dem Magen überliefert werden; und während des Essens, wie schon bemerkt worden, nicht zu oft und nie zu viel auf einmal zu trinken; auch nicht durch kalte

Getränke, gleich nach warmen Speisen genossen, den Zähnen zu schaden. Endlich ist das Essen in einer muntern und unterhaltenden Gesellschaft dem einsamen Essen vorzuziehen.

Gleich nach dem Genuß der Speisen hat man ungefähr eben das zu beobachten, was unmittelbar vor demselben anzurathen ist. Insbesondere hüte man sich vor zu starker Bewegung, wodurch die Verdauung gestöhrt wird, wie auch vor dem Zusammenpressen des Leibes durch zu enge Kleider oder durch Sitzen. Einige Zeit nach der Mahlzeit ist körperliche und geistige Thätigkeit der Verdauung beförderlich. Alsdann ist auch das Trinken, wozu der Durst von selbst auffordert, nützlich; weil es die fernere Auflösung der Speisen befördert, die Säfte gehörig verdünnt, und die Absonderung und den Abgang scharfer und salziger Theile durch den Urin erleichtert.

Die Erhaltung der Verdauungskraft und die Sorge für gehörige Verdauung der Nahrungsmittel ist von großer Wichtigkeit, weil durch ihre Vernachläßigung die Gesundheit sowohl des Körpers als der Seele leidet. Der Körper wird schlecht ernährt; alle Säfte werden verdorben, woraus denn mancherlei Uebel und Krankheiten entstehen. Aus den schlecht oder nur halb verdauten Speisen entwickelt sich viel Luft, welche

den Magen und die Gedärme aufblähet und allerhand Beschwerlichkeiten, besonders durch Druck auf das Zwergfell Beängstigungen in der Brust verursacht. Gicht, Hypochondrie, Krämpfe, Kolik, Hautausschläge, Katarrhe, Flüsse, Schwind- und Wassersucht, nebst unzähligen andern Uebeln sind die traurigen Folgen geschwächter Verdauungswerkzeuge und schlecht verdauter Nahrungsmittel. — Hierzu kommt, daß die zahlreichen Nerven des Magens mit allen übrigen Nerven des Körpers in genauer Verbindung stehen, und das daher Schwächung des Magens das ganze Nervensystem, mithin auch das Gehirn leidet. Da aber die Nerven des Gehirns auf die Seele und deren Wohlbefinden großen Einfluß haben: so ist leicht zu begreifen, daß Schwäche des Magens und der Eingeweide Mismuth, Traurigkeit, Unlust und Unaufgelegtheit zu Arbeiten, Mangel an Ruhe des Geistes und an Besonnenheit, und endlich Muthlosigkeit und furchtsames Wesen mehrentheils zu Folgen hat.

Einige

Einige

Vorsichtsregeln

bei

dem Umgang mit andern Menschen.

Strebe nach Vorzügen und Vollkommenheiten, aber nicht nach dem Scheine größerer Vorzüge und Vollkommenheiten, als du wirklich besitzest. Die Menschen beurtheilen und richten sich nach dem Maaßstabe deiner Ansprüche (Prätensionen). Da heißt es, wenn du dich auch nur eines kleinen Fehlers schuldig machst: „Einem solchen Menschen ist das gar nicht zu verzeihen!" Und da die Schwachen ohnehin sich eine Freude daraus machen, an einem Menschen, der sie verdunkelt, Mängel zu entdecken; so werden sie Dir einen einzigen Fehler höher anrechnen, als Andern ein ganzes Register von thörigten und boshaften Streichen.

Setze keinen zu großen Werth auf die Meinungen, welche Andere von dir haben, und suche die Menschen nicht durch den bloßen äußern Schein von Vorzügen zu blenden. Wenn du thust, was du thun sollst; so darf dich das Urtheil der Welt nicht viel kümmern. Und was ist deine ganze Garderobe von äußern Tugenden werth wenn du diesen Flitterpuz nur über ein schwaches niedriges Herz hängest, um Staat damit zu machen?

Enthülle nie auf eine unedle Art die Schwächen deiner Nebenmenschen, um dich zu erheben! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht, um auf ihre Unkosten zu schimmern. Sobald man etwas an dir bemerkt; so ist es um die Liebe und das Zutrauen deiner Nebenmenschen gegen dich geschehen.

Schreibe das nicht auf deine Rechnung, wovon Andern das Verdienst gebührt. Wenn man dir aus Achtung gegen einen edeln oder angesehenen Mann, dem du angehörst, Ehre und Höflichkeit beweist; so brüste dich damit nicht, sondern sey bescheiden genug, zu erkennen, daß dies alles wahrscheinlich wegfallen würde, wenn du einzeln aufträtest.

Fehlt dir etwas; hast du Kummer und Un-
lück; leidest du Mangel: so klage dein Leiden
iemand als dem, bei welchem du ausser dem
ermögen, dir zu helfen, auch den Willen, es
thun, sicher voraus setzen kannst. Wenige haben
ist, dir deine Bürden tragen zu helfen; fast Alle
schweren dir sie noch: ja sehr Viele werden kälter
nd treten einen Schritt von dir zurück, sobald
e sehen, daß dich das Glück nicht anlächelt.
nd wenn sie gar wahrnehmen, daß du ganz
hne Hülfsquellen bist, daß du keine Stütze hast,
iemand sich deiner annimmt; o! so wird kaum
ier und da Einer von denen, die ehemals deine
ärmsten Freunde zu seyn schienen, dich mehr ken-
en wollen.

Gegenwart des Geistes ist ein seltenes Ge-
henk des Himmels, und macht, daß wir im Um-
nge in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinen. Die-
r Vorzug läßt sich nicht bloß durch Kunst erlan-
en; allein man kann doch, wenn er einem fehlt,
n sich arbeiten, daß man nicht durch Uebereilung
ch selbst und Andere in Verlegenheit setze. Jun-
e und lebhafte Personen sollen sich dies vorzüg-
ch gesagt seyn lassen. Ihnen ist zu rathen, wenn
ine unerwartete Frage, ein ungewöhnlicher Ge-
enstand oder irgend etwas anders sie überrascht,
ur einige Minuten still zu schweigen und sich Zeit
ur Ueberlegung zu nehmen. So wie ein einziges

zu rasches, unvorsichtiges Wort oder ein in de
Verwirrung gewagter Schritt, oft Reue, Schaam
ja Schaden und Unglück zu Folgen hat; so kan
auch ein auf der Stelle gefaßter und ausgeführte
kluger Entschluß, in entscheidenden Augenblicken
wo man so leicht den Kopf verliert, uns Achtun
und Ansehen, ja Rettung und Glück verschaffen

Mache es dir zur Regel, so wenig als mög-lich von Anderen Wohlthaten zu fordern und anzu-nehmen: denn dadurch würdest du eine Verbind-lichkeit zu allerhand Gegengefälligkeiten auf dich laden, die dir oft sehr lästig werden kann, zumal da die meisten Menschen früher oder später fü kleine Gefälligkeiten große Gegendienste forderr oder doch erwarten. Du wirst aber fremden Beistandes desto besser entbehren können, je meh du dich gewöhnest, wenig Bedürfnisse zu haben, mäßig zu seyn und bescheidene Wünsche zu nähren. Wer hingegen von ungestümen Leidenschaften in rastlosem Taumel umher getrieben wird; wer von dem Luxus des Zeitalters angesteckt alles begehrt, was seine Augen sehen; wen vorwitzige Neugier und ein unruhiger Geist treiben, sich in allerhand Händel zu mischen, die ihn nichts angehen: der wird sich freilich nie der Hülfe und Unterstützung anderer Leute, zur Befriedigung seiner zahllosen Wünsche entäußern können.

Keine Regel verdient mehr empfohlen, keine heiliger gehalten und gewissenhafter befolgt zu werden, keine führt so sicher zur dauerhaften Achtung und Freundschaft, als die Regel: unverbrüchlich, auch in den geringsten Kleinigkeiten, Wort zu halten, seiner Zusage treu, und stets wahrhaftig zu seyn in seinen Reden. Der Mann, der dafür bekannt ist, nie mehr zu versprechen, als er zu halten gedenkt, und sich nie eine Unwahrheit zu gestatten, gewinnt gewiß Zutrauen, guten Ruf und Hochachtung.

Sey strenge, ordentlich und pünktlich in allen deinen Geschäften. Bewahre deine Papiere, deine Schlüssel und andere Sachen von Wichtigkeit so, daß du sie auch im Dunkeln finden könnest. Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen. Verleihe nie Bücher oder andere Dinge, die dir geliehen worden sind. Hast du von Andern dergleichen geborgt; so bringe oder schicke sie zu gehöriger Zeit wieder zurück und erwarte nicht, daß man sie bei dir abhole. Jedermann hat gern mit einem Menschen zu thun, von dem man weiß daß man sich auf seine Pünktlichkeit in Worten und Thaten verlassen kann.

Zeige theilnehmendes Wohlwollen gegen Andere, wenn du wünschest, daß Andere sich gegen

dich theilnehmend und wohlwollend zeigen. Wer ohne Sinn für Menschenliebe und Freundschaft nur sich selbst lebt, der bleibt verlassen, wenn er sich nach fremdem Beistande sehnt.

Zwei Gründe hauptsächlich sollen uns bewegen, nicht gar zu offenherzig zu seyn: zuerst die Furcht, unsere Schwächen dadurch zu verrathen; und dann die Besorgnis, daß, wenn man die Leute einmal daran gewöhnt hat, ihnen nichts zu verschweigen, sie zulezt von allem, was wir thun, Rechenschaft verlangen, alles wissen, um alles zu Rathe gezogen seyn wollen.

Allein eben so wenig soll man gar zu verschlossen und zurückhaltend seyn; sonst glaubt man von uns, es stecke hinter allem, was wir thun, etwas bedeutendes oder gar gefährliches: und das kann veranlassen, daß wir verkannt werden; es kann uns des so nöthigen Zutrauens derer, mit denen wir umgehen, berauben, und uns auf mancherlei Weise schädlich werden.

Zeige, so viel du kannst, eine immer gleiche, heitere Stirn. Nichts ist liebenswürdiger und reizender, als eine frohe, muntere Gemüthsart, die aus der Quelle eines schuldlosen, nicht von heftigen Leidenschaften beunruhigten Herzens entspringt. Bemühe dich, deinen Umgang für Andere

unterhaltend und angenehm zu machen: aber vergiß nicht, daß es unter der Würde eines edeldenkenden Menschen ist, Andern zum Spaßmacher zu dienen. Wer immer nach Wiz und Scherz hascht, der verfällt nicht nur leicht ins Matte und Abgeschmackte, sondern es entsteht daraus auch die Unannehmlichkeit, daß, wenn er auch einmal etwas ernsthaftes sagt, man es nicht recht der Mühe werth achtet, aufmerksam darauf zu seyn.

Erzähle nie Anekdoten, die irgend jemand in ein nachtheiliges Licht setzen, auf bloßes Hörensagen nach. Sehr oft sind sie ganz erdichtet, oder doch schon so vielmals nacherzählt worden, daß sie wenigstens entweder verstümmelt oder vergrößert worden, und dadurch eine ganz andere Gestalt bekommen haben. Vielfältig kann man dadurch guten unschuldigen Leuten sehr schaden, und noch öfter sich selbst großen Verdruß zuziehen. — Hüte dich auch, aus einem Hause in das andere allerhand Nachrichten zu tragen, vertrauliche Tischreden, Familiengespräche, Bemerkungen, die du etwa über das häusliche Leben von Leuten, mit welchen du viel umgehst, gemacht hast, und dergleichen, auszuplaudern. Wenn dies auch nicht aus Bosheit geschieht; so kann doch eine solche Geschwätzigkeit Mistrauen gegen dich und allerlei Zwist und Unannehmlichkeiten veranlassen.

Sey vorsichtig im Tadeln und im Widersprechen, damit du nicht beleidigend werdest. Urtheile nicht leicht über kluger Leute Handlung, wenn du nicht den Verdacht gegen dich erwecken willst, als dünkest du dir noch verständiger und klüger als sie.

Habe Acht auf dich, daß du in deinen Unterredungen nicht durch einen wässerigten, weitschweifigen Ton ermüdest. Die Gabe, mit wenig Worten viel zu sagen; durch Weglassung kleiner unwichtiger Umstände die Aufmerksamkeit wach zu erhalten; und dann wieder zu einer andern Zeit die Geschicklichkeit, einen wenig bedeutenden Umstand durch die Lebhaftigkeit der Darstellung interessant zu machen; — das ist die wahre Kunst der gesellschaftlichen Beredsamkeit — Ueberhaupt aber rede nicht zu viel, damit es dir nicht früh an Stoffe fehle, damit du nicht verrathest, was du verschweigen willst, und damit man deiner nicht satt werde. Laß auch Andere zum Worte kommen. Es giebt Leute, die, ohne es vielleicht selbst zu merken, aller Orten die Sprachführer sind; welches nicht anders als unangenehm für die Gesellschaft seyn kann.

Rede in Gesellschaften nicht zu viel von dir selbst, auch dann nicht, wenn Andere aus Höflich-

keit das Gespräch auf dich und deine Angelegenheiten bringen. Bescheidenheit ist eine der liebenswürdigsten Tugenden, besonders junger Leute; und sie macht bei allen Verständigen um so vortheilhaftere Eindrücke, je seltener sie in unsern Tagen ist.

Sey nicht kindisch eingenommen von deinen Meinungen. Lerne Widerspruch ertragen; und wenn du allenfalls ins Disputiren geräthst, welches nicht immer zu vermeiden ist, so hüte dich ja, daß du nicht hitzig, oder gar beleidigend und grob werdest. Du hast, selbst bei der besten Sache, schon halb verlohren, wenn du nicht kaltblütig und gelassen bleibst: wenigstens wirst du durch heftiges und hitziges Streiten Andere nie überzeugen.

Suche deine Gespräche nie mit Unanständigkeiten mit Anspielungen auf Dinge, die Ekel erwekken, oder sittsame Personen erröthen machen, zu würzen. Zeige auch keinen Beyfall, wenn Andere dergleichen vorbringen, sondern gieb vielmehr dein Misfallen daran zu erkennen. — Auch erlaube dir nie eine leichtsinnige oder spöttische Aeußerung über Gegenstände, die Andern ehrwürdig und heilig sind; und hüte dich, die, welche diese Regel der Sittsamkeit und der guten Lebensart in Gesellschaften übertreten, mit Wohlgefallen anzuhören.

Wenn du von körperlichen, geistigen oder moralischen Gebrechen reden, oder etwas erzählen willst, wodurch gewisse Vorurtheile lächerlich gemacht, oder gewisse Stände in ein nachtheiliges Licht gesezt werden könnten, so siehe dich vorher wohl um, ob niemand gegenwärtig sey, der das übel aufnehmen und diesen Tadel oder Spott auf sich oder seine Verwandte ziehen könnte. — Halte dich über niemandes Gestalt, Wuchs und Bildung auf. Nichts ist kränkender und empörender für einen Menschen, der unglücklicher Weise eine etwas auffallende Gesichtsbildung oder Figur hat, als wenn er bemerkt, daß diese der Gegenstand der Befremdung oder der Verspottung wird. — Außer einer sonderbaren Figur können uns auch noch andere Dinge an einem Menschen auffallend seyn; z. B. lächerliche, phantastische, abgeschmackte Gebehrden und Manieren; Verzerrungen des Körpers; Unvorsichtigkeit im Betragen; etwas Altmodisches im Anzug oder in den Sitten, u. dergl. Ein Mensch von Lebensart wird nie hierüber lachen, oder auf andere Art sein Befremden zu erkennen geben, und dadurch den, der jene Seltsamkeiten an sich hat, noch mehr in Verlegenheit setzen.

Suche keinen Menschen, auch den Geringsten nicht, in Gesellschaften lächerlich zu machen.

Ist er dumm; so hast du wenig Ehre davon, deinen Wiz an ihm zu üben: ist er es weniger, als du glaubst; so kannst du vielleicht der Gegenstand seines Spottes und dadurch, wie du's verdienst, gezüchtigt werden: ist er gutmüthig und gefühlvoll; so kränkest du ihn: und ist er tückisch und rachsüchtig; so kann er dir's vielleicht lange nachtragen, und dich früher oder später seine Rache auf die empfindlichste Weise fühlen lassen.

Schrecke, zerre und necke niemand, selbst deine Freunde nicht, mit falschen Nachrichten, Witzeleien, oder was sonst einen Augenblick beunruhigt und in Verlegenheit sezt. Eben so unschicklich scheint es, einem Freunde aus Scherz durch selbst erfundene erfreuliche Neuigkeiten ein kurzes Vergnügen zu machen, das nachher vereitelt wird. Das alles ist Neckerei, durch welche die Freuden des Umgangs nicht gewürzt, sondern versalzen werden. — Auch soll man nicht durch abgebrochene und gleichsam so hingeworfene Worte die Neugier reizen oder die Leute ängstigen, sondern lieber gänzlich schweigen, wenn man nicht ausreden will. Es giebt Menschen, welche die Gewohnheit haben, ihren Freunden allerhand räthselhafte oder geheimnisvolle Warnun-

gen ertheilen; dieß hat gar keinen Nutzen und beunruhigt nur. — Ueberhaupt muß man so wenig als möglich die Leute in Verlegenheit sezzen, sondern vielmehr sich bemühen, wenn etwa jemand im Begriff ist, eine Unvorsichtigkeit zu begehen und sich dadurch Beschämung zuzuziehen, ihm diese Verlegenheit zu ersparen, oder das, was etwa schon versehen worden ist, auf irgend eine Weise wieder gut zu machen. — Nimm auch nicht Theil daran, lächle nicht Beifall, thue lieber als hörtest du es nicht, wenn jemand einem Dritten unangenehme Dinge sagt. Ein solches feines Betragen bleibt von dem, den es angeht, selten unbemerkt, und wird oft dankbar belohnt.

Es geschieht öfters, daß uns die Gespräche Langeweile machen. Vernunft, Klugheit und Menschenliebe gebieten uns dann, wenn nun einmal nicht auszuweichen ist, Geduld zu fassen, und nicht dadurch, daß wir unsern Ueberdruß zu erkennen geben, beleidigend zu werden. Es geht ja im menschlichen Leben so manche Stunde verlohren; es wird so manche verträumt! Ist man denn der Gesellschaft, mit welcher man umgeht, nicht auch einige Aufopferung schuldig? Und sollte nicht zuweilen der Fall eintreten, daß

auch wir Andern Langeweile machen, so groß auch unsere Meinung von der Wichtigkeit unserer Gespräche seyn mag?

Eine der wichtigsten Tugenden im menschlichen Leben, die aber täglich seltener wird, ist die Verschwiegenheit. Viele Menschen sind heut zu Tage so äußerst trügerisch in ihren Versprechungen, ja in ihren Betheurungen und Schwüren, daß sie ohne Scheu jedes ihnen anvertraute Geheimniß gewissenloser Weise ausbreiten. Andere, die zwar nicht so pflichtvergessen, aber doch höchst leichtsinnig sind, können ihrer Redlichkeit keinen Zaum anlegen. Sie vergessen, daß man sie gebeten hat, zu schweigen: und so erzählen sie, aus unverzeihlicher Unvorsichtigkeit, die wichtigsten Geheimnisse ihrer Freunde oder Bekannten an öffentlichen Orten. Oder indem sie jeden, der ihnen in den Wurf kommt, für einen treuen und verschwiegenen Freund ansehen, vertrauen sie das, was ihnen ist entdeckt worden, eben so leichtsinnigen Leuten an, als sie selbst sind. Solche Menschen können gewöhnlich sogar ihre eigenen Heimlichkeiten nicht bei sich behalten, und fügen sich dadurch, daß sie an sich selbst zu Verräthern werden, oft den größten Schaden zu. — Mache dir es daher zum unverbrüchlichen Gesetze, nicht nur alle dir anvertrauten

Geheimnisse heilig zu bewahren, sondern auch überhaupt Vorsichtigkeit und einige Zurückhaltung in deinen Gesprächen zu beobachten; damit du nicht Dinge ausplauderst, deren Bekanntwerdung dir oder Andern Nachtheil bringen könnte.

Sey aufmerksam auf dein Aeußeres. Suche dein Gesicht in deiner Gewalt zu haben; und wenn du weißt, daß gewisse Mienen, (z. B. beim Lachen) deiner Bildung ein wiederwärtiges Ansehen geben, so bemühe dich, diese zu vermeiden. Schaue dem, mit welchem du sprichst, frei und offen, doch nicht starr und frech, ins Gesicht. Auch deine Stimme suche in deiner Gewalt zu haben, und bei jeder Gelegenheit so laut zu reden, daß man dich leicht verstehe, doch ohne unanständig zu schreien. — In Gesellschaften jemand etwas ins Ohr zu flüstern; einem Andern in die Rede zu fallen, oder Einem einen unschuldigen Spaß zu verderben (z. B. ein aufgegebenes Räthsel, oder ein geheimnißvolles Kunststück, das Einer machen will und das man schon weiß, zu verrathen) das alles ist gegen die gute Lebensart. — Auch mußt du dich, soviel du kannst, hüten, den Leuten, zumal Vornehmern, den Rücken zuzukehren; in Nahmen und Titeln irre zu werden, im Sprechen zu stottern und zu stocken; dich zu übereilen und zu versprechen, und was dergl. mehr ist. — Im Gang und

in allen Stellungen beobachte Anstand und Bescheidenheit. Deine Gebehrdensprache sey gemäßigt und edel. Bei unbedeutenden, affektlosen Unterredungen fahre nicht, wie Personen vom niedrigsten Stande, mit dem Kopfe, den Armen und andern Gliedern um dich her. Fasse die Leute, mit denen du sprichst, nicht am Aermel oder an den Knöpfen: stelle dich auch nicht zu nahe vor sie hin und rede ihnen nicht ins Gesicht. — In diesen und in hundert andern Dingen, die zur feinen Erziehung gehören, sey stets aufmerksam auf dich selbst; und bemühe dich, jede kleine Regel des Wohlstandes, selbst in dem Zirkel deiner Familie, deiner Bekannten und Freunde, zu beobachten, damit dir das zur andern Natur werde, wogegen die Meisten so oft fehlen, und was ihnen Zwang scheint, weil sie gewohnt sind, sich Nachlässigkeiten in dieser Art zu verzeihen, sobald sie sich unter bekanntern Personen befinden.

Kleide dich weder unter noch über deinem Stande und Vermögen; nicht phantastisch, nicht zu bunt, nicht ohne Noth prächtig und kostbar; aber reinlich und geschmackvoll. Zeichne dich nicht weder durch altväterische Kleidung, noch durch Nachahmung jeder neumodischen Thorheit aus: durch beides würdest du dich bei Verständigen in den Verdacht einer kleinlichen Eitelkeit bringen,

die sich zwar nicht eben so oft, aber bei manchen Personen doch eben so sichtbar durch affektirte Anhänglichkeit am Altfränkischen, als bei Andern durch das kindische Nachmachen jeder noch so abgeschmackten neuen Mode verräth.

(Die Fortsetzung künftig.)

Einige lustige Anekdoten.

Eine kleine Probe von altdeutschem Witze.

Dem Kaiser Rudolph von Habsburg wird bekanntlich nachgesagt, daß er ein Freund von Spaß und Kurzweil gewesen sey. In jenen Zeiten war es Sitte, daß die Kaiser im Reiche herum von einer Provinz zur andern reisten und Gerichtshof hielten. Als nun bei einer solchen Gelegenheit eines Tages zwei Gesandten aus einer Reichsstadt vor Rudolphen erschienen, und in einer wichtigen Rechtssache, welche ihrer Versicherung nach sehr zu eilen hatte, um allergnädigste Entscheidung baten; bemerkte der Kaiser, daß der Eine von den Gesandten einen grauen Kopf und schwarzen Bart, der Andere aber einen grauen Bart und schwarzen Kopf hatte. Er hörte ihren

ziemlich weitläuftigen Vortrag über die Sache, die sie anzubringen gekommen waren, und über die große Eile, die es damit hätte, geduldig an: und als sie ausgeredet hatten, erklärte er ihnen, daß er ihnen unverzüglich in ihrem Gesuche willfahren würde, sobald sie ihm die Ursache von dem auffallenden Unterschiede, der sich zwischen ihnen in Ansehung ihrer Bart- und Kopfhaare fände, entdecken würden. Die Gesandten, die sich nicht im Stande fühlten, dieses unerwartete Räthsel auf der Stelle aufzulösen, baten sich eine Frist von 24 Stunden aus, um erst selbst über die sonderbare Erscheinung recht reiflich nachzudenken. Als sie des andern Tages wieder erschienen; rief ihnen der Kaiser entgegen: „Nun wie stehts um „das Räthsel, das ich euch gestern vorlegte? Habt „ihr dessen Auflösung gefunden?" — Allergnä„digster Kaiser, antwortete der Erste, weil es „von jeher meine vornehmste Sorge gewesen ist, „wie ich mein Maul durch Speise und Trank be„friedigen möchte; so bin ich eher ums Maul, „als auf dem Kopfe grau geworden." Dem Kaiser schien die Antwort zu gefallen. Er wandte sich hierauf zu dem Andern, welcher sich mit einem tiefen Bückling folgendermaßen vernehmen ließ: „Da ich die Haare auf meinem „Kopfe mit auf die Welt gebracht habe, mein „Bart aber um mehrere Jahre jünger ist; so ist „nichts natürlicher, als daß meine Kopfhaare

„auch eher grau geworden sind, als meine Barthaare.„ — Rudolph war mit den Antworten dieser beiden Männer so zufrieden, daß er ihre Bitte gewährte; worauf sie den höchst vergnügt nach Hause reisten.

Die Heilung eines Kranken durch bloßen Zufall.

In einer gewissen großen Reichsstadt ist es den Juden nicht erlaubt, sich des Abends nach 8 Uhr außer der ihnen eigenen Gasse sehen zu lassen, wenn sie nicht von den auf sie Jagd machenden Polizeihäschern ergriffen, festgesetzt und nach Befinden gestraft werden wollen. Eines Tages verspätete sich ein Handelsjude in der Stadt: und als er um halb 9 Uhr nach Hause gehen wollte; stieß er zu seinem großen Verdrusse auf die allezeit wachsamen Häscher. Um diesen zu entgehen, lief er was seine beiden Beine vermochten, aus einem Gäßchen in das andere: die Häscher aber, die, wenns ans Laufen ging, auch mit dabei waren, verloren ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte und kamen ihm immer näher auf den Hals. Als sie nur noch einige Schritte von ihm entfernt waren, sprang der Flüchtling vor Angst

seines Herzens in ein noch offen stehendes Haus: aber seine Verfolger stürzten mit gleichem Ungestüm hinter ihm her. Er rannte die erste beste Stubenthüre ein: sie immer hinter ihm drein. Der arme Gejagte wußte in seinem Leibe weiter keinen Rath mehr, als daß er sich unter das im Zimmer stehende Bette verkroch: doch auch hier war seines Bleibens nicht. Denn als die Häscher mit ihren etwas derben Stöcken nicht auf die sanfteste Weise unter dem Bette herum zu arbeiten anfingen; war weiter nichts übrig, als auch diesen Zufluchtsort wieder zu verlassen, und sich hinter dem Bette, das nicht fest an die Wand gerückt war, so gut es gehen wollte, wieder herauszumachen, um, wo möglich, sich durch die ihn blokirenden Feinde durchzuschlagen. Er erhob sich demnach in dem schwach erleuchteten Zimmer an der weißen Wand wie ein Gespenst, setzte den einen Fuß auf das Bette, und wagte einem gewaltigen Sprung, indem er mit beiden Ellenbogen wie ein Besessener um sich stieß. Aber es half doch alles nichts: er wurde ergriffen, und ihm ein Nachtquartier angewiesen, wo er wohl schwerlich so gut mag geschlafen haben, als wenn ihn die Häscher ruhig hätten nach Hause gehen lassen. Doch dies interessirt uns weiter nicht. Was uns aber wichtig ist, und weswegen ich diese ganze Geschichte erzählt habe, ist folgender Umstand. In dem Bette, unter dem der Jude

Zuflucht und Rettung gesucht hatte, lag ein todtkranker Mann, den die Aerzte schon aufgegeben hatten, weil keiner dieser Herren zu ergründen wußte, wo es ihm eigentlich fehlte. Diesem Patienten nun trat der Jude, als er seinen verzweifelten Sprung hinter dem Bette hervor wagte, gerade auf den Leib, so daß der Kranke laut aufschrie, wodurch denn die Seelenangst das Springenden nicht wenig vermehrt wurde. Aber noch nie ist ein Fußtritt wohlthätiger gewesen. Denn durch diesen plözlichen und heftigen Druck wurde ein Geschwür in dem Unterleibe des kranken Mannes geöffnet, welches die Ursache seiner Krankheit gewesen war. Dieser befand sich von dem Augenblicke an, wo diese gewaltsame Kur mit ihm war vorgenommen worden, besser, und war in kurzer Zeit vollkommen wieder hergestellt.

Der beschämte Lügner.

In einer Gesellschaft befand sich unter andern auch ein großer Lügner, welcher nicht fertig werden konnte, von seinen Thaten und überstandenen Abentheuern zu Wasser und zu Lande zu erzählen. Zulezt machte er eine gar gräßliche Beschreibung von einem Meeressturme, den er ver-

sicherte vor drei Jahren ausgestanden zu haben. „Die äußerste Lebensgefahr, sagte er, dauerte nicht nur einen ganzen Tag, sondern auch die darauf folgende Nacht, in welchem die Angst aufs höchste stieg. Mir wird diese Nacht lebenslang unvergeßlich bleiben. Auch habe ich ein sichtbares Andenken von derselben zurückbehalten. Dieser mein grauer Kopf nehmlich kommt nicht von meinen Jahren: denn ich bin so alt noch nicht. Noch am Abend vor der gedachten Schreckensnacht war mein Haar rabenschwarz: aber bis zum Morgen hatte es die Angst so grau gefärbt, wie Sie es da sehen, meine Herren!„ — Da die Sache Einigen aus der Gesellschaft etwas unglaublich vorkam; so fing ein Schalk, der den Prahler gern lächerlich machen wollte, ganz trokken an: „Für mich hat die Begebenheit, die der Herr da erzählt, nichts unwahrscheinliches, da ich leider eine ähnliche Erfahrung gemacht habe. Ich stand nehmlich auf meiner letzten Seereise ebenfalls einen Sturm aus, der so fürchterlich war, daß diese meine Perüke, die vorher ganz schwarz war, vor lauter Angst grau ward.“ — Alles lachte, und der Lügner schien sich doch ein wenig zu schämen.

Ermunterung zur Freude.

Zu des Lebens Freuden
Schuf uns die Natur:
Aber Gram und Leiden
Schaffen wir uns nur;

Kümmern uns, und haben
Unsre große Noth:
Und doch giebt den Raben
Täglich Gott ihr Brod.

Nur durch seinen Segen
Keimt und reift die Saat;
Er giebt Sonn' und Regen
Ihr ohn' unsern Rath;

Kleidet auf dem Felde
Seine Lilien an,
Was mit allem Gelde
Doch kein König kann.

Und wir sollten sorgen?
Grübeln sollten wir?
Ach, vielleicht schon morgen
Sind wir nicht mehr hier.

Fort denn mit den Sorgen!
Fort mit Grillen weit!
Lebet nicht erst morgen,
Freunde, lebet heut!

Ungepflückt vom Stiele
Blühn und duften still
Dem der Blümchen viele,
Der sie pflücken will.

Wer sie sucht, dem sprießen
Sie auf jeder Bahn,
Bieten ihren süßen
Vollen Kelch ihm an.

Doch die Meisten sehen
Dornen nur, und scheu
Fliehen sie, und gehen
Ihrem Glück vorbei.

Alle pflückt der Weise,
Windet froh daraus
Zu der großen Reise
Sich den schönsten Strauß.

Die Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein;
Sie wird mit dem Greis nicht begraben.
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was besserm sind wir geboren:
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Geschwisterlied.

Wir wollen unser Leben lang
Uns süßer Freude weihen!
Der Wiese Duft, der Waldgesang
Soll immer uns erfreuen!
Uns grünen Saaten, Trift und Hain;
Uns rauschen Wasserfälle;
Uns mahlt des Himmels Wiederschein
Roth, weiß und blau die Quelle.

Aus Blumenkelchen lächelt uns
Der süße Blick der Freude!
Wir sehen ihn und freuen uns,
Wie Lämmer auf der Weide!
Es danket unser froher Blick
Dem Gott, der uns ins Leben
Gerufen, und so manches Glück
Aus Vaterhuld gegeben.

So wallen wir auf sanfter Bahn
Der Freude stets entgegen.
Uns lächelt mancher gute Mann,
Und giebt uns seinen Segen!
Auch ist der Freunde Zahl nicht klein,
Die gern sich an uns schließen.
Wie selig ists, ein Mensch zu seyn,
Und Freundschaft zu genießen!

O daß wir alle Hand in Hand
Durchs Leben könnten gehen,
Und unser liebes Vaterland
Mit Freuden wiedersehen;
Und an dem Ziele noch zugleich
(So wolle Gott uns lenken!)
Mit Ruhe, reifen Früchten gleich,
Das Haupt zur Erde senken.

Der Zweikampf;

eine neue Anekdote aus Paris.

Javelle, ein liebenswürdiger junger Mann, war von Montauban nach Paris gekommen, um die Zergliederungskunst noch gründlicher zu studiren, deren Kenntniß ihm als einem Arzte unentbehrlich war. Er lebte hier ordentlich, war sehr fleißig, und mehrere der hiesigen berühmtesten Gelehrten schäzten ihn ungemein. Ein Empfehlungsbrief verschaffte ihm Zutritt in dem Hause der Frau von Vineuil: die Güte, womit ihn diese Dame aufnahm, und das Bedürfnis nach Gesellschaft bewogen ihn, den Umgang mit dieser schäzbaren Familie sehr fleißig fortzusetzen.

Frau von Vineuil war eine Witwe von 48 Jahren. Sie hatte zwei Töchter, deren eine 20, die andere 8 Jahre alt war. Ihr Vermögen war unbedeutend, und alle Hofnung der Mutter

zur Versorgung ihrer Töchter beruhte auf einem einzigen Sohne, der zu Nantes in einem Handlungshause angestellt war, und die angenehme Aussicht hatte, bald als Theilnehmer der Handlung in diesem Hause angestellt war, und die angenehme Aussicht hatte, bald als Theilnehmer der Handlung in diesem Hause einzutreten. Diese günstige Aussicht des jungen Mannes stillte die Sorgen der Mutter größtentheils. Ihre Lebensart war still und ruhig. Der junge Favelle ward der Hausfreund dieser guten Familie. Da er, nach hiesiger Sitte, ein für allemal zu Tische gebeten war; so speis'te er oft in dem Hause, und ging dann wohl mit den beiden Töchtern in den Gärten der Thuillerien spaziren. Die Mutter betrachtete ihn wie einen Sohn, der die Stelle ihres abwesenden Sohnes ersetzte.

Favelle war wider seine Gewohnheit einige Tage lang nicht bei der Frau von Vineuil gewesen, und gieng Abends mit einigen jungen Leuten von seiner Bekanntschaft ins Schauspiel, um ein neues Stück aufführen zu sehen. Das Publikum war in seiner Meinung darüber getheilt: einige fanden das Stück abscheulich, andere vortreflich. Die Pariser Hitzköpfe sind bei solchen Gelegenheiten unruhiger, als man wohl in Deutschland in ähnlichen Fällen zu seyn pflegt. Hier pfiff man (ein Zeichen des Spottes), dort klatschte

man Beifall. Favelle war gegen das Stück. Ein junger ihm unbekannter Mann rief ihm zu: „Stille! stille! Ich befehle Ihnen still zu seyn!" Natürlich ward nun der Lärm noch größer: man schimpfte sich, und die Schauspieler waren fast gezwungen, den Vorhang fallen zu lassen.

Als das Schauspiel zu Ende war, fingen die Streitenden den Zank von neuem an. Favellens Begleiter hetzten an ihm, Andere an seinem Gegner. Dieser versicherte endlich nach einem langen Wortwechsel er wäre bereit, sich zu schlagen. Der junge Favelle wußte sich ungemein zu mäßigen Mit mehr Fassung, als hundert Andere an seiner Stelle gezeigt haben würden, wandte er sich an seinen Gegner und sagte zu ihm: „Bürger! wenn wir uns schlagen; so nützt das keinem Menschen etwas. Sie behaupten, von mir beschimpft zu seyn. Es ist möglich, daß mir in der Hitze ein unüberlegtes Wort entfahren ist: aber wir waren beide im Affekt, und das Unrecht ist wenigstens auf beiden Seiten gleich." — Ach! er nimmt sein Wort zurück, er predigt, er fürchtet sich; so rief man von allen Seiten. „Nein, meine Herren! sagte Favelle, ich fürchte mich nicht! und so wenig ich es für eine Schande halte, das Leben zu lieben, so zittere ich doch auch nicht vor dem Tode. Jetzt, meine Herren! müssen wir uns schlagen." Bravo! riefen die Umstehenden

„Also morgen um acht Uhr!“ sagte Favelle. Wie's beliebt! antwortete man.

Die Sekundanten kamen überein, daß die beiden Gegner sich bei einem Kaffeehause in den sogenannten elysäischen Feldern treffen sollten: man wählte Pistolen.

Favelle kam zuerst auf den Kampfplatz, fest entschlossen, sich nicht zu schlagen. Sollte ich um einer Kleinigkeit willen, so dachte er bei sich selbst, um den elenden Spöttereien einiger Laffen auszuweichen, mich der Gefahr aussetzen, getödtet zu werden, oder einen jungen Mann zu tödten, der übrigens von guter Erziehung zu seyn scheint?“ Man las diesen Entschluß auf seinem Gesichte, als die Sekundanten (nicht zwei, sondern zehen) ankamen. Er wollte sprechen; man zischelte sich ins Ohr, und sagte halblaut mit einem höhnischen Lachen: „der schlägt sich nicht!“ Das brachte ihn auf. Er faßte die Pistole; die Schritte wurden abgemessen; man schoß; Favelle blieb unbeschädigt, aber sein Gegner wankte auf die Seite und fiel, ohne einen Laut von sich zu geben, todt in einen der Alleegraben. Die Kugel hatte das Herz getroffen.

Favelle wirft seine Pistole weg, schreit laut auf, und, so sanft er gewöhnlich war, so stieß er

doch Verwünschungen gegen alle Umstehenden aus, die durch ihre Verhetzungen und unseligen Spötteleien das Unglück verursacht hatten. Mit Mühe konnten diese ihn bewegen, sich zu entfernen, indem sie ihm versprachen, den Gebliebenen nicht zu verlassen, sondern alles zu versuchen, um, wo möglich, ihn wieder ins Leben zurückzubringen. Endlich wankte er aufs Hölzchen von Boulogne zu: Verbrechen und Mord schienen auf sein Gesicht gezeichnet.

Hier traf er seinen Hauswirth, den Bürger Durand an. Der redliche Mann hatte gehört, daß Favelle sich heute schlagen sollte. „Gott sey Dank, rief er ihm entgegen, daß ich Sie noch treffe, und vielleicht Unglück verhüten kann!" Wer spricht mit mir? erwiederte Favelle. „Ihr Freund, antwortete Durand, der es redlich mit Ihnen meint. Junger Mann! handeln Sie vernünftig. Um einer Kleinigkeit willen sich schlagen zu wollen! Ein so sanfter, braver junger Mann, wie Sie, sollte eine solche Thorheit begehen? Vielleicht verhindere ich ein großes Unglück!" Es ist zu spät, antwortete Favelle. „Noch nicht! antwortete Durand; sagen Sie lieber: ich habe Unrecht gehabt! Ihr Gegner — —" Ich habe ihn gemordet! schrie der junge Mann, nnd sank ohnmächtig zu Boden.

Mit Mühe brachte ihn Durand zu sich; und nachdem er ihn endlich einigermaßen getröstet hatte, machte er ihm begreiflich, daß er Vorsichtigkeit anwenden müßte, um den Folgen dieser Geschichte auszuweichen. Es wurde ausgemacht, daß Durand allein zurückgehen wollte; Favelle aber sollte bei einbrechender Nacht sich nach Paris ins Haus der Madame von Vineuil begeben und sich daselbst so lange verborgen halten, bis sein Hauswirth ihm würde sagen lassen, daß er ohne Gefahr wieder in seine Wohnung zurückkehren könne.

Er irrte daher bis Abends spät in dem abgelegensten Theile des Wäldchens umher: aber die Einsamkeit erleichterte seinen Gram nicht. Zehnmal war er in Versuchung, sich in die Seine zu stürzen: und als es nun endlich Nacht wurde, als er allein nach Hause wankte, — o wie fürchtete er da nicht den Anblick jedes einzelnen Spaziergängers! In der Stadt bebte er bei jedem Wachthause, und besorgte, in jedem, der ihm begegnete, einen der vorgeblichen Freunde zu erblicken, die sich so viel Mühe gegeben hatten, ihn zum Mörder zu machen. Endlich kam er bei der Frau von Vineuil an, noch unentschlossen, was er ihr sagen, und ob er ihr seine traurige Geschichte entdecken sollte, oder nicht.

Er wird eingelassen. Die älteste Schwester in Thränen, kommt ihm entgegen, mit dem Aus-

ruf: „Gott! Herr Favelle! mein Bruder, mein unglücklichen Bruder ist ermordet!" — Man denke sich die Ahndungen, die das Herz des unglücklichen Jünglings zerrissen. Todenschweiß auf der Stirn, zurückwankend, und sich seiner unbewußt, wollte er wieder aus dem Hause, und ging statt dessen — nach dem nächsten Zimmer. Die Thür öffnete sich, und erblickte den Leichnam seines Gegners auf dem Sopha. Weinend umarmte die Mutter die Kniee des Todten; und die jüngere Schwester, in sprachlosem Schmerze, betrachtete stumm das blasse Angesicht des geliebten Bruders.

Favelle, wie vom Donner getroffen, will zurück. Mutter und Tochter (welche nichts weniger dachten, als daß er der Mörder wäre) halten ihn. „Ach mein Bruder! Ach mein Sohn!" tönt es in seine Ohren. „Ermordet um ein Nichts, um ein Wort! Er wollte sich nicht schlagen, er wollte sich versöhnen! Mat hat ihn aufgehetzt, ausgespottet, zur Wuth gezwungen. — Er war ihr Freund, Favelle, fügte die Schwester hinzu, ihr Freund, ohne Sie zu kennen, und er freute sich so herzlich darauf, Sie zu sehen." —

Der unglückliche Mörder sah ohne zu sehen, hörte ohne zu hören. Seine Züge waren entstellt von Angst und Verzweiflung. Das fürchterliche Bekenntniß schwebte auf seiner Zunge, und indem

er es aussprechen wollte, verwandelte es sich in einen dumpfen Schrei des Entsetzens. — Bange Ahndung ergriff bei diesem Anblicke die Mutter und die Schwestern. Mit einer Stimme, die keines Menschen Stimme zu seyn schien, schrie er endlich: „Ich, ich bins!" — Er verschwand in diesem Augenblicke, und sprachlos sanken Mutter und Töchter zurück an den Leichnam des geliebten Todten. —

Der junge Mensch war am Abend des vorigen Tages zu Paris angekommen, um seine Familie mit der frohen Nachricht zu überraschen, daß das Handlungshaus, dessen Geschäfte er bisher besorgt hatte, ihm einen Antheil an der Handlung gegeben habe, und daß er jetzt im Stande sey, für seine Schwestern zu sorgen. Das Entzücken der Familie war so groß, daß alle sich nach Favellens Besuche sehnten, um ihm diese frohe Nachricht mitzutheilen. Der junge Vineuil zeigte ausserordentliche Begierde, den Freund seiner Mutter und seiner Schwestern kennen zu lernen; und er hatte ihn noch am Morgen vor dem unglücklichen Zweikampfe vergebens aufgesucht. Hätten sie sich gefunden, so würden sie sich umarmt haben, statt sich zu schlagen. —

Was aus Favellen geworden sey, ist nicht bekannt. So viel aber kann man sich leicht vorstel-

len, daß er einen Stachel im Herzen wird mit sich genommen haben, der ihn lebenslang peinigen wird.

Und wer diese Geschichte lesen kann, ohne die Wuth der Zweikämpfe und die Nichtswürdigkeit derer, die Andere, oft wider ihren Willen, dazu nöthigen, aus ganzer Seele zu verwünschen, in dessen Brust muß kein menschliches Gefühl mehr übrig seyn.

Kurze Lebensbeschreibung eines sehr unglücklichen Kindes von sehr vornehmer Geburt.

Ludwig Kapet, der Sohn des letzten Königs der Franzosen Ludwigs des sechzehenten, ist ein neues sehr rührendes Beispiel, welches die alte Wahrheit, daß vornehme Geburt und hoher Stand den Menschen oft zum größten Unglücke gereichen, sehr auffallend bestätigt. Im Schoose der Macht und der Ehre geboren, Anfangs mit aller Sorgfalt, die seinem Range gebührte, erzogen, allein plötzlich von seiner Hohheit herabgestürzt und in Ketten geworfen, durch schlechte Miethlinge geleitet, in die Grundsätze einer abscheulichen Moral eingeweiht und durch den Umgang mit verworfenen Menschen verdorben, lehrt uns dieses mit trefflichen Anlagen geborne Kind, bis zu welcher Erniedrigung und in welches schreckliche Elend ein

ein Wesen versinkt, welches ganz verlassen und aller Bildung beraubt ist. — Doch ich muß diese kurze Lebensbeschreibung mit einigen Nachrichten von den frühesten Kinderjahren des kleinen Kapets anfangen.

Sobald der Knabe im Stande war, zu sprechen und die Gegenstände zu unterscheiden, wählte man geschickte Erzieher für ihn. Mit Vergnügen hörte er nützliche Bücher, vornehmlich von historischem Inhalte, vorlesen, und er bekam hierdurch Lust, selbst lesen zu lernen; welches ihm auch bald gelang. Beispiele unverstellter und frühzeitiger Tugend entwickelten in seinem Herzen die Begierde nach Unterricht und den Geschmack an dem Edeln und Guten, nebst einem regen Triebe der Nacheiferung, es den jungen Personen, von deren Tugenden man ihn unterhielt, gleich zu thun.

Sein Vater, Ludwig XVI. scheint zwar nicht die Fähigkeit besessen zu haben, ein großes Reich zu regieren: aber er war doch weit entfernt von der Dummheit und Unwissenheit, die ihm seine Feinde angedichtet haben. Außer den Lektionen, die sein Sohn von seinen Lehrern erhielt, machte sich dieser gute Vater ein Vergnügen daraus, ihm noch selbst einigen Unterricht, bald in Sprachen, bald in der Geschichte und in andern Wissenschaften zu geben. Vorzüglich war er in der Geographie

bewandert, an der er ein besonderes Vergnügen fand. Nicht die kleinste Burg seines Reichs war ihm unbekannt. Daher ließ er keinen Tag vorbeigehen, ohne diese Wissenschaft mit seinen Kindern zu treiben. Er verfertigte zu dieser Absicht allgemeine und besondere Charten und illuminirte sie mit viel Geschmack und Genauigkeit. Sie waren so deutlich und akkurat, daß der Knabe in weniger als anderthalb Jahren alles lernte, was ihm in seinem Alter zu wissen möglich war.

Um über die Fortschritte seines Zöglings zu urtheilen, führte ihn der König eines Morgens ziemlich weit von dem Schlosse zu Rambouillet. Als sie ins freie Feld gekommen waren, sagte sein Vater zu ihm: Ich glaube wohl, mein Sohn, daß du immer Leute genug haben wirst, um dich von ihnen bedienen und dich überall hinführen zu lassen, wohin du zu gehen wünschest. Allein man weiß doch nicht, was vorfallen kann. Ich selbst habe mich oft verirrt, bloß weil ich mich nicht in die Weltgegenden zu finden oder zu orientiren wußte. Du kennst die vier Hauptgegenden. Laß sehen, wie du deine Sache machen wirst. Hier hast du meine Boussole (ein Instrument mit einer Magnetnadel). Nimm den Weg, den du für den richtigsten hältst: ich selbst werde einen andern einschlagen, und bei dem Schlosse Rambouillet wollen wir uns wieder finden.

Es war das erstemal, daß der kleine Kapet sich allein und ohne Führer befand: zum wenigsten glaubte er es; ob man gleich aus Furcht eines Unglücks einigen in Bauern verkleideten Bedienten anbefohlen hatte, ihm von weitem zu folgen und auf ihn Acht zu geben.

Diese erste Probe des kleinen Geographen war nicht leicht, weil die Sonne sich hinter dichte Wolken verborgen hatte. Zwanzigmal entfernte er sich vom rechten Wege; aber mit Hülfe der Boussole kam er fast immer wieder auf denselben zurück. Endlich nachdem er vier bis fünf Stunden herumgeirrt war, kam er ganz mit Schweiß bedeckt und ohne jemand nach dem Wege gefragt zu haben, durch Weinberge und Gesträuche an dem verabredeten Platze an. Die Zeit des Mittagessens war schon längst vorüber, und der König fing an in Verlegenheit zu gerathen. Als er ihn von weitem mit Hülfe eines Fernglases erblickte; lief er ihm entgegen und sagte ihm mit Lächeln: „Wahrhaftig mein Lieber, ich hielt dich für verlohren!" „Lieber Vater! antwortete das Kind mit eben so viel Anmuth als Geist, neigt sich nicht mein Herz weit sicherer zu Ihnen hin, als meine Boussole gegen Norden?„

Der junge Kapet liebte, gleich seinem Vater, die Gärtnerei außerordentlich. Um ihm zwischen den

anstrengenden Geistes arbeiten eine angenehme Zerstreuung zu verschaffen, gab man ihm ein niedliches Grabscheid, eine Hacke, eine Gießkanne und andere zum Gartenwesen nothwendige Werkzeuge. Diese Geschenke nebst den angenehmen Gartenbeschäftigungen machten ihm so viel Vergnügen, daß er selbst seine kindischen Studien nun mit größerm Eifer betrieb als vorher, und in einem Monate beinah eben so viel lernte, als ehedem in einem ganzen Jahre. Als ein Herr vom Hofe eines Tags sah, wie er in seinem Gärtchen grub, daß ihm die Schweistropfen von der Stirne fielen, sagte er zu ihm: „Beim Himmel! gnädiger Herr, viel Güte, sich so zu quälen! Warum sagen sie nichts? Ein Gärtner wird Ihnen dieses mit der größten Geschwindigkeit und Leichtigkeit besorgen!" —„Das kann wohl seyn, antwortete das Kind, allein die Blumen würden meiner Muter lange nicht so angenehm seyn, wenn sie ein Anderer wartete." — In der That, nachdem er seine Blumen bearbeitet und zur Blüthe gebracht hatte, pflückte er alle Morgen in den schönen Tagen des Frühlings einige davon, band Sträuße von Violen mit Stiefmütterchen vermischt und legte sie auf den Tisch seiner Mutter, ehe sie aufgestanden war. Vergnügt über diesen Beweis von Zärtlichkeit sagte die Königin eines Tages zu ihm: „Mein Sohn, warum bindest du nicht auch soucis mit in deine Sträuß?" (Son-

cis, der Nahme einer Gattung von Blumen, heißt auf Deutsch Sorgen) „Ach! antwortete sogleich der Kleine, hast du ihrer nicht schon ohnedies genug?" Die Königin, die sehr viel Empfindung hatte, wurde durch diese Antwort so gerührt, daß sie, indem sie ihren Sohn ans Herz drückte, beinah ohnmächtig wurde. — So viel von dem natürlich guten Verstande und Herzen des Knaben. — Ich will nun eine kurze Beschreibung der letzten leidenvollen Jahre seines Lebens entwerfen.

Nachdem der Vater des jungen Kapets von der Französischen Nationalversammlung seiner königlichen Würde entsetzt und mit seirer Familie in das sogenannte Tempelgefängniß war gebracht worden; so sah er sich aller Mittel beraubt, seinen Sohn und seine Tochter so zu erziehen, wie er es wünschte. Indessen um sich in seiner Gefangenschaft einigermaßen zu zerstreuen und aus Furcht, seine Kinder möchten das, was sie schon wußten, wieder vergessen, unterrichtete er sie selbst, so viel es ihm seine traurige Lage erlaubte. Er bat sich eine Sammlung guter Schriften und sehr gut illuminirte Atlasse aus, und fing mit seinen geliebten Zöglingen an, auf der Charte zu reisen. Zudem ließ er sie bald auserlesene Stücke aus Dichtern und Rednern lesen, bald suchte er ihr Gedächtnis dadurch zu bilden, daß er sie Scenen aus den Schauspielen des Corneille und Fabeln

aus dem Lafontaine auswendig lernen ließ. Der junge Kapet hatte ein sehr gutes Gedächtnis: er war so geübt, daß er mehrere hundert Verse auswendig wußte und sie ohne zu stocken hersagte.

Ludwig XVI genoß der süßen Muße, die ihm bei allem seinem Unglücke noch übrig geblieben war, nicht lange. Er mußte dem, was er auf der Welt am liebsten hatte, ein ewiges Lebewohl sagen: Man riß ihn aus den Armen seiner Gattin und seiner Kinder, und er starb endlich unter der Guillotine. Der Zustand seines Sohnes hatte sich hierdurch ungemein verschlimmert. Denn vorher genoß er der Leitung eines guten Vaters: jezt hatte er diese seiner Schwachheit so nothwendige Stütze verlohren, und er stand verlassen und hülflos. — Den Befehlen einer revolutionären Regierung zu folge wurde der Erbe eines Königreichs, das nicht mehr existirte, von seiner Mutter und seiner Schwester getrennt und in ein entlegenes Zimmer verwiesen. Von nun an erhielt er keinen Unterricht mehr: denn man gab ihm einen Schuhflicker, Nahmens Simon, der eben so unwissend als grob und ungeschliffen war, zum Gesellschafter und Aufseher. Dieser Hofmeister von ganz neuem Schlage bemühte sich in seinem Zöglinge allen Sinn für Tugend gänzlich zu ersticken. Er flößte ihm, so viel er konnte, eine tiefe Verachtung gegen seine Eltern ein, und

versicherte ihm, daß Kenntniß und Gelehrsamkeit ein unnützer Trödel sey. Er ließ ihn dafür sehr ernstlich die sogenannten Rechte des Menschen lernen, und des Abends und Morgens revolutionäre Volkslieder singen. Wenn der unglückliche Schüler nur ein wenig Widerwillen gegen diese Beschäftigungen blicken ließ; so fuhr ihn der saubere Erzieher in rauhem Tone an und nannte ihn „kleine königliche Bestie!" — Weil der junge Kapet immer recht reinlich gehalten zu werden wünschte; so dichtete der feine Hofmeister dem Unschuldigen allerlei Fehler und Bosheiten an, und strafte ihn für selbige dadurch, daß er ihn schmutzige und zerrissene Kleider anlegen ließ. Er kleidete ihn wie einen Essenkehrer oder Schorsteinfeger, bedeckte ihn mit alten Lumpen, ließ ihm alte Schuhe anziehen, und spottete über seine Erniedrigung. —

Aus Mangel an guten Beispielen und an Bildung werden die besten Gemüther schlechter, und in kurzem gänzlich verdorben. Nie konnte man deutlicher sehen, welche ganz verschiedene Wirkungen eine gute und eine schlechte Erziehung, der Umgang mit aufgeklärten und treuen Lehrern, und das Zusammenseyn mit rohen Menschen ohne Kenntnis und Bildung, habe. Vorher war der Knabe wißbegierig, zuvorkommend und liebenswürdig gewesen, hatte sich allezeit gewählter Aus-

drücke bedient, und sich immer als einen wohl unterrichteten, feinen artigen jungen Menschen gezeigt: jetzt bemerkte man an ihm von dem allem das Gegentheil. Weil er immer nur niedrige Ausdrücke hörte; so konnte er keine andern finden, um seine Gedanken von sich zu geben. Er wurde immer ungeschickter, sorgloser, unempfindlicher und ungeschliffener. Mit einem Worte, er unterschied sich fast in nichts mehr von den unwissenden, rohen und brutalen Menschen, die ihn unterwiesen. Folgende besondere Umstände werden die Wahrheit dessen, die ich hier behaupte, beweisen.

„Als ich (so erzählt ein glaubwürdiger Französischer Schriftsteller) so wie viele andere rechtschaffene Leute, auf die Listen der in die Acht Erklärten gesetzt und zum revolutionären Tribunal gebracht wurde, machte ich im Gefängnisse mit einem Officiere der Municipalität Bekanntschaft, welcher sehr oft die Wache im Tempel gehabt hatte. Dieser Mann, der menschlicher war, als seine Mitbrüder, wurde blos deswegen, weil er das Schicksal des kleinen Kapet bedauert hatte, angeklagt und ins Gefängniß gesetzt. Das Kind gewann ihn wegen seiner Gutmüthigkeit ganz vorzüglich lieb, und wendete sich zuerst an ihn, wenn es etwas nöthig hatte: allein weil es sich nach der Sitte des Orts auszudrücken gewöhnt worden war; so

machte es sich eine Ehre daraus, alle Augenblicke zu fluchen und zu schwören: Da ist mein Glas! gieb mir, zum Henker! Wasser! — Ich danke dir ins T..ls Nahmen! u. s. w."

Die Verlassenheit und das Elend, worin sich der Sohn Ludwigs XVI befand, empören jede menschliche Empfindung. Unter der damaligen höchst grausamen Regierung ließ man ihn, so wie seine Schwester, Tag und Nacht allein. Obgleich dieses unglückliche Kind in jeder Rücksicht noch zu jung war, um sich selbst zu besorgen und zu pflegen; so säuberte doch niemand sein Gefängniß und niemand machte sein Bette. Sein Kopf und seine ganze Person waren eckelhaft unsauber. Er bekam keine lebendige Seele zu sehen und hörte bloß die Stimme der Höllenhunde, die durch die Gänge tönte. Er empfing durch ein Loch, was er den Tag über an Speisen, brauchte; und den andern Tag gab er die Schüsseln zurück, um auf dieselbe Art wieder andere zu erhalten. Es ist leicht beurtheilen, in welche Lage ein schwaches, sich selbst überlassenes Kind bei dieser Lebensart in kurzem gerathen mußte. Weil es die Wäsche nicht gehörig wechseln, sich nicht waschen und reinigen konnte; so wurde sein armer kleiner Körper von Ungeziefer zerfressen, und er war vom Kopfe bis zu den Füßen mit einer

Rinde, wie mit einem Küraße, bedeckt. Er athmete nichts als eine sehr verdorbene und stinkende Luft; ja er schlief selbst in einer schrecklichen Unreinlichkeit. Sein Blut wurde nach und nach erhitzt, seine Gesundheit ward von Tag zu Tage schwächer, und mitten in diesem Wuste überfiel ihn eine Krankheit, die seinem elenden Leben ein Ende machte.

Sey es ein besonderes Geschenk der Natur oder eine glückliche Folge der Erziehung, die Mädchen sind der eigenen Sorgsamkeit, der Thätigkeit und Reinlichkeit viel empfänglicher als die Knaben. Maria Charlotte, die Schwester des jungen Kapet, hatte nicht mehr Unterstützung als ihr Bruder: allein sie wußte sich selbst genug zu seyn, so jung sie noch und von so hohem Range sie auch war. In ihrem Gefängnisse war ihr Bette stets vom Morgen an auf das netteste zurecht gemacht: sie säuberte das Gemach bis in den kleinsten Winkel; sie kämmte sich pünktlich, nähete sich ihre Sachen, wusch ihre Wäsche, und zog sich mit eben so viel Geschicklichkeit an, als wenn sie von bürgerlicher Geburt gewesen wäre. Um die Langeweile ihrer Gefangenschaft zu vertreiben und den tiefen Schmerz ihres Elends ein wenig zu lindern, zeichnete und las sie wechselsweise. Sie stickte sich Kleider, und machte allerlei Arten niedlicher Arbeiten mit der Nadel. Hätte sie ih-

:en kleinen Bruder bei sich gehat; so würde sie Mutterstelle bei ihm vertreten und ihm sicher durch ihre zärtliche Aufmerksamkeit das Leben gerettet haben.

Was den unglücklichen Erben Ludwigs XVI. betrifft; so brachte er den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend in völliger Unthätigkeit zu, oder er trieb vielmehr nichts als lauter schädliche Dinge. Brachte man ihm sein Essen für den ganzen Tag; so verzehrte er auf einmal so viel davon als er auf viermal hätte zu sich nehmen sollen, und zog sich dadurch hartnäckige Unverdaulichkeiten zu. Er schüttete sein Wasser in die Stube und starb die übrige Zeit vor Durst. Es zerschmiß das Glaswerk, brach den Boden seines Zimmers auf, um kleine Wurfsteinchen daraus zu machen, riß seine Kleider und Matratzen in Stücke, um sich darauf herumzuwälzen und zu überburzeln. Traurige und unglückliche Folgen eines ganz verlassenen und aufsichtlosen Zustandes! Dieses Kind, welches bei seinem Vater so fleißig gewesen war, fieng an, die wenigen Bücher, die ihm noch übrig waren, zu zerreißen, und papierne Soldaten aus den schönen Kupferstichen des Telemach und Lafontaine zu machen. Nichts mehr von Schreiben, nichts von Zeichnen! Keine Wißbegierde, keine Lust zum Lesen! keine Spur von geographischen Kenntnissen! Alles war vergessen!

Der öffentliche Wohlfahrtsausschuß (so nann ten sich die, welche ihrem Vorgeben nach di Sicherheit und das Wohl des Staats besorgten hatte insbesondere zwei Menschen von dem schlech testen Charakter zur Bewachung des kleinen Prin zen bestellt, so daß diese es zu verantworten ha ben sollten, wenn er entkäme. Sie bekümmerten sich um nichts, was seine Gesundheit und seine Moralität angieng: ihre ganze Wachsamkeit schränkte sich darauf ein, daß er von niemanden aus dem Gefängniße entführt werden möchte. Ihre Besorgnisse in dieser Hinsicht waren unbegreiflich und beinahe lächerlich; indem eine Entführung aus diesem so wohl verwahrten und bewachten Gefängnisse fast unmöglich war. Indessen wollten sie, um ihre Köpfe vor der Guillotine zu sichern, lieber zu viel als zu wenig thun; und daher lös'ten sie sich unaufhörlich wechselsweise ab. Mitten in der Nacht, wenn dieses unschuldige Geschöpf sich dem Schlafe überließ und auf einige Zeit das Gefühl seines Elendes verloren hatte; schrie der Eine von ihnen mit gräßlicher Stimme ihm zu: „Kapet! Kapet! O Kapet! wo bist du?" Das unglückliche Kind wurde durch dieses fürchterliche Gebrüll aufgeweckt, fuhr aus dem Bette, lief ganz nackend an die Thüre und antwortete mit einer demüthigen und zitternden Stimme: „Hier bin ich! Was wollt ihr, Bürger?" — Dich sehen, antwor-

tete

tete Einer von den Wächtern; es ist schon gut! gehe nun wieder hin, Bestie!" — Wie? sprachen denn diese Unmenschen mit einem Hunde? oder war es nicht ein schwaches Kind, dessen Unschuld und hülfloser Zustand selbst wilde Thiere hätte besänftigen können?

Endlich wurde der grausame Robespierre gestürzt, der bisher das französische Volk tyrannisirt und die Köpfe der unschuldigsten Menschen zu Tausenden hatte fallen machen. Die Gefangenen, wovon die vornehmsten Gebäude zu Paris vollgepfropft waren, fingen wieder an, Athem zu schöpfen; sehr viele von ihnen wurden losgelassen, und auch des kleinen Kapets Schicksal wurde plötzlich gemildert. Er kam in eine viel leiblichere Gefangenschaft und wurde weit menschlicher behandelt als zuvor.

Es wurde im Vorschlag gebracht, Kapets Schwester, Charlotten von Bourbon, an den Wiener Hof auszuliefern, mit dem sie nahe verwandt war. Es gab häufige Unterhandlungen zwischen den Oesterreichischen Bevollmächtigten und den Gewalthabern in Frankreich, um die junge Gefangene, deren beide Eltern hingerichtet waren, in die Hände ihrer Verwandten zu bringen. Der glückliche Tag erschien, an dem sie an den Hof zu Wien abreiste. Aber die Freude

über diese höchst erwünschte Begebenheit wurde bald durch den Tod des jungen Kapets verbittert. Dieser unglückliche Knabe hatte zu lange und zu viel gelitten, als daß seine Natur nicht endlich häte erliegen sollen. Die Entbehrung aller Bewegung, eine ungesunde Luft und die Unreinlichkeit, worin er viele Monate nach einander hatte leben müssen, hatten sein Blut gänzlich verdorben. Scharfe und bösartige Feuchtigkeiten hatten beinah alle Theile seines Körpers angegriffen. Seine Kränklichkeit und Schwäche zeigte sich auf seinen blassen, fleischlosen und eingefallnen Wangen. Er blieb fast beständig im Bette liegen und befand sich in einer dumpfen Gefühllosigkeit. Man schickte die erfahrensten und berühmtesten Aerzte zu ihm: aber ihr Besuch und alle angewandten Mittel blieben fruchtlos. Das Uebel hatte zu sehr überhand genommen. Das unschuldige Schlachtopfer der Laster seines Jahrhunderts starb in seinem zehnten Jahre; und viel tausend gefühlvolle Herzen in allen Ländern Europa's bluteten von Mitleid und Wehmuth, als die Nachricht von seinem Tode bekannt wurde. Wie viel besser, wenn er nie das Licht der Welt erblickt hätte, oder wenn er wenigstens entfernt von einem Throne, der mit Verbrechen und Abgründen umgeben war, in einer einsamen ländlichen Hütte wäre geboren und erzogen worden!

Da der junge Gefangene von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lebte; so blieb ihm das traurige Schicksal seiner Eltern, die beide ihr Leben auf dem Blutgerüste geendigt hatten, völlig unbekannt. Auch von den übrigen merkwürdigen, und größten Theils schrecklichen Begebenheiten, die sich um ihn her zugetragen hatten, erhielt er nicht die geringste Nachricht. Eben so wenig hatte er erfahren, daß der Schuhflicker Simon, der ihn so mishandelt hatte, nebst den Andern seines Gelichters unter dem Messer der Guillotine seinen Tod gefunden hatte. Als er sich eines Tages mit einem Officier der neuen Municipalität in Gesellschaft befand; so fragte er diesen, was aus seinem angeblichen Lehrer und Aufseher geworden wäre; indem er mit einem Seufzer ausrief: „Ach! er hat mir viel Böses angethan!" — Was würden Sie mit ihm machen, wenn Sie König wären?" fragte ihn der Officier. „Ich würde alles vergeben und vergessen, was er mir gethan hat, erwiederte das Kind; allein ich wollte um des Beyspiels willen, daß er bestraft würde."

Eben so sehr als diese Antwort gereicht folgende Bemerkung, womit ich diese Lebensbeschreibung beschliessen will, dem Herzen des kleinen Kapets zur Ehre. Er war weit entfernt von jenem Stolze, den man oft an dem gemeinsten Bürger

wahrnimmt, wenn das Glück ihm günstig ist. Erzogen in dem Schloß zu St. Cloud unter den Augen der Königin empfing er auch den geringsten Fremden mit Freundlichkeit: und als er kaum fünf Jahre alt war, wußte er schon jedem, der mit ihm sprach, eine schickliche und verbindliche Antwort zu geben. Die Madame Moreau ging an einem schönen Nachmittage im Herbste mit ihren jungen weiblichen Zöglingen im Park spaziren. Neugierig, den jungen Prinzen kennen zu lernen, und angezogen durch seine freie, offene, fröhliche Gesichtsbildung, näherte sie sich ihm. Der Knabe lächelte sie freundlich an. Sie wollte ihm die Hand küssen: er aber zog sie sogleich zurück, und sagte mit der liebenswürdigsten Miene ihr: „O ich bitte Sie, küssen Sie mich ins Gesicht!“ Er bat hierauf die Zöglinge der Madam Moreau zu einem Spiele und vergnügte sich so freundlich ihnen, als wenn es seine Schwestern gewesen wären. — Man vergleiche diese sanfte Herzlichkeit mit dem empörenden Stolze Ludwigs XV. Dieser, als er ebenfalls fünf Jahre alt war, wischte sich voll Verdruß die Wange ab, auf die ihm der kleine Herzog von Brancas aus voller Freude einen freundschaftlichen Kuß gegeben hatte. Der Gegensatz ist auffallend; und man kann nicht läugnen, daß der Sohn Ludwigs XVI ein bessers Schicksal verdient hätte.

Prentjes,

Beispiel einer wunderbaren Lebensrettung.

Von ihm selbst erzählt.

Ich hatte dem General Clinton einige wichtige Depeschen zu überbringen, und befand mich daher an Bord einer kleinen Brigantine, die den 17. November 1780 in Gesellschaft eines Schooners von Quebeck nach Neuyork unter Segel gieng.

Mit vieler Mühe, und nach einem sechstägigen Aufenthalt bei der Insel Orleans hatten wir endlich die Mündung des St. Lorenzflusses glücklich erreicht, als wir einen kleinen Leck bemerkten, der bei unserm Eingange in den Meerbusen in wenig Stunden äußerst gefährlich ward.

Troz des unablässigen Pumpens hatten wir in kurzem zwey Fuß Wasser im Raum, während

sich das Eis mit der zunehmenden Kälte immer mehr um das Schiff zu vermehren anfieng. Zum Unglück war der Capitain ein Trunkenbold, der fast nicht aus der Cajüte kam. Uebrigens hatten wir in allem neunzehn Personen, worunter sechs Passagiere waren, an Bord.

Unterdessen war das Wasser bis auf vier Fuß gestiegen, und der Wind mit jedem Augenblick heftiger geworden. Die erschöpften Matrosen fiengen an den Muth zu verlieren, und faßten den einstimmigen Entschluß von dem Pumpen zu gehen. — „Lieber ruhig sterben!“ — riefen sie alle — „als sich vollends zu Tod zu arbeiten!“

Durch einige Flaschen Wein gelang es mir indessen, sie wieder zum Pumpen zu bringen, wodurch denn das Wasser um einige Fuß verringert ward. Leider schien aber der Lek mit jeder Minute größer zu werden, während das Schiff bei der Menge ungeheurer Eisschollen, die gegen die Flanken desselben drückten, unaufhörlich zurücktrieb.

Bald darauf hatten wir das Unglück, den Schooner, der auf eine Klippe gerathen war, mit seiner ganzen Mannschaft untergehen zu sehen. Wind und Wetter fiengen nun an mit jeder Minute heftiger zu werden, und unser Tod schien unvermeidlich zu seyn.

So war die schrecklichste Nacht vergangen, als unser Elend aufs höchste stieg. Es war eine große Oeffnung im Schiff entstanden, und das Wasser drang nun unaufhaltsam herein. Zum Unglück waren uns auch die Pumpen eingefroren, und wir mußten daher mit jedem Augenblicke unserm Untergange entgegen sehen. Zwar schien uns eine Menge Möven eine benachbarte Küste anzuzeigen, allein eben dieser Umstand vergrößerte nur unsere Gefahr, wegen der Klippen, die sich gewöhnlich in der Nähe der Küsten befinden.

In dieser Lage, wo wir zwischen Furcht und Hoffnung schwebten, hatten wir einige Stunden zugebracht, ohne des dichten Schnees wegen Land entdecken zu können; als das Wetter sich plötzlich aufklärte, und die Küste in einer Entfernung von drey Meilen vor uns lag. Leider war sie aber über und über mit ungeheuren Eisklippen bedeckt, so daß unser Schiffbruch unvermeidlich schien, zumal da sich unsere kleine Schaluppe bei diesem ungestümen Meere schwerlich aussetzen ließ.

Gleichwohl waren wir unterdessen dem Lande immer näher gekommen, und hatten endlich beim Herumbiegen um eine jener Klippen, eine große davon auslaufende Sandbank entdeckt, die uns einige Hoffnung zu geben schien. Wir fanden

nämlich die Tiefe um dieselbe ziemlich gleich, und durften daher hoffen, uns ihr auf funfzig bis sechzig Ruthen ohne Gefahr des Strandens nähern zu können. Vorsichtig steuerten wir nun darauf zu, aber ehe wir's uns versahen — ein entsetzlicher Stoß — Unser Schiff saß auf dem Sande fest, und die Wellen schlugen wie Berge über uns her.

Unser Mast war zertrümmert, unser Steuerruder wie ein Stäbchen aus seinen Fugen gerissen, unser Schiff über und über mit Wasser angefüllt — Ein Versuch mit dem Boote war nun das Einzige, was uns übrig blieb. Als wir es indessen mit unsäglicher Mühe über Bord gebracht hatten, wollte sich außer mir, meinem Bedienten und zwey Matrosen nur der Bootsmann und noch ein anderer junger Passagier dazu entschließen. Gleich Anfangs hatte ich mir meine Depeschen um den Leib gebunden gehabt, jetzt sprang ich, blos mit einer Axt und Säge versehen, ohne weiter an etwas zu denken, muthig in das Boot hinab. Mein Bedienter, der Bootsmann und die zwey Matrosen folgten mir glücklich nach. Nur der junge Passagier fiel hart vor dem Boot ins Meer, und konnte nur mit vieler Mühe gerettet werden.

Unsere Gefährten im Schiffe hatten uns nicht

so bald glücklich an Bord gesehen, als nun jeder uns nachzufolgen entschlossen war. Allein da wir das ohnehin sehr kleine Boot zu überladen befürchteten, sahen wir uns genöthigt, sie ihrem Schicksal zu überlassen, und ruderten also herzhaft dem Lande zu. Eine Welle hatte das Boot schon über die Hälfte mit Wasser angefüllt, als uns eine zweyte glücklicherweise ans Ufer warf.

Mit welcher Freude wir das Land betraten! — Um das zu fühlen, muß man selbst in solchen Gefahren gewesen seyn. Wir umarmten uns, wir wünschten uns Glück zu unserer Errettung, und dachten nicht an das schreckliche Schicksal, das uns noch immer bevorstand.

Wie gern hätten wir nun das Boot an das Schiff zurückgeschickt, um unsere verlaßnen Cameraden abzuhohlen. Allein es lag zerschellt an dem Sande, und würde unfehlbar gesunken seyn. Grausend tönte ihr Angstgeschrey mitten durch das Toben der Wellen zu uns herüber, allein so gern wir ihnen auch hätten helfen wollen, wir sahen nirgends eine Möglichkeit dazu.

Unterdessen fieng es an dunkel zu werden, und wir mußten darauf denken, uns vor der Kälte zu schützen. In dieser Absicht wadeten wir durch den tiefen Schnee bis zu einem kleinen Gehölze,

etwa zwey hundert Schritt vom Ufer, das uns vor dem schneidenden Nordwind einigen Schutz versprach. Zum Unglück war aber unser Feuerzeug so sehr durchnäßt, daß wir schlechterdings kein Feuer anmachen konnten, und uns daher ohne eine fortgesetzte Bewegung in der höchsten Gefahr zu erfrieren sahen.

So sehr ich das meinen Gefährten empfohlen hatte, so vermochte der junge Passagier dennoch bald darauf dem Schlaf nicht mehr zu widerstehen. Vergebens suchte ich ihn durch Bitten und Vorstellungen, ja sogar mit Gewalt davon abzuhalten; ehe ich mich's versah, hatte ihn der tödtliche Schlummer überwältigt. Ich selbst konnte mich kaum mehr wachend erhalten und mußte ihn daher seinem Schicksal überlassen.

Nachdem ich eine Zeitlang herumgelaufen war, eilte ich wieder zu ihm zurück und fand sein Gesicht beinahe völlig erstarrt. Ich hielt ihn für todt, als er mir noch einmal mit schwacher Stimme zurief. Er bat mich nämlich, wenn ich ihn überleben sollte, seinem Vater in Neuyork von seinem Tode Nachricht zu geben, und kaum hatte ich es ihm versprochen, als er wenige Minuten darauf verschied.

Dasselbe Schicksal würden die beiden Matro-

sen gehabt haben, wenn wir andern nicht mit einigen abgeschnittenen Zweigen unaufhörlich auf sie zugeschlagen hätten. Auf diese Art gelang es uns, sie wachend zu erhalten, während wir selbst in Bewegung blieben.

Der Tag brach an, wir eilten an das Ufer um nach dem Schiffe und unsern armen Gefährten zu sehen. Wie groß war unsere Freude, als wir es weit näher an der Küste erblickten! Die Ebbe fieng an einzutreten, es schien leicht zu seyn unsere Gefährten zu retten.

Ich schrie ihnen daher zu, ein Tau an den Bord zu befestigen, und dann vollends herunter zu glitschen. Sie thaten es, benutzten den Augenblick, wo die Wellen der Ebbe zurückwichen, und sprangen so glücklich an das Land. Zum Glück hatte der Capitain ein Feuerzeug bei sich, und so ward denn augenblicklich ein großes Feuer angemacht.

Der kurze Tag war unter diesen Anstalten vergangen, der Sturm fieng an ein wenig nachzulassen, und wir brachten die folgende Nacht etwas leidlicher bei dem Feuer zu. Indessen schneite es so heftig, daß wir auf einer Seite beinahe im Schnee vergraben wurden, während wir auf der andern im Wasser schwammen. Gott!

was stand uns noch alles bevor, da uns nunmehr der wüthendste Hunger überfiel!

Zwei Tage hatten wir in diesem schrecklichen Zustande zugebracht, als wir endlich am dritten Morgen unser geborstenes Schiff völlig zertrümmert, und einen Theil der Ladung mit der Fluth nach der Küste treiben sahen. Sogleich machten wir Anstalt, etwas davon zu retten und waren auch so glücklich mittelst einiger langen Stangen zwei Tonnen Pöckelfleisch und Zwieback, so wie eine Menge Bretter an das Ufer zu ziehen.

Wir beschlossen die letztern zu einer Hütte zu brauchen, und legten nun unverzüglich Hand an das Werk. Mit vieler Mühe gelang es uns endlich damit fertig zu werden, und so brachten wir denn den übrigen Theil der Nacht etwas erträglicher zu. Die Hütte hatte zwanzig Fuß in der Länge, und zehn in der Breite; sie war der Stürme wegen an mehrern Bäumen befestigt, konnte aber leider aus Mangel an Brettern mit keiner Thür gänzlich verschlossen werden.

Die folgenden zwei Tage fischten wir noch allerhand Sachen aus unserm gescheiterten Schiffe auf; allein zum Unglück war der Zwieback völlig verdorben, und unsere Ration ward daher auf ein Viertelpfund Pöckelfleisch und einige Zwiebeln fest-

gesetzt. Wir waren unserer achtzehn zusammen, und mußten daher äußerst sparsam zu Werke gehen. So hatten wir noch vier traurige Tage zugebracht, als das Meer sich endlich beruhigte und der Capitain nach dem Wracke zu fahren beschloß.

Wir hatten das Boot so gut als möglich ausgebessert und langten daher glücklich bei dem geborstenen Schiffe an. Allein es war so sehr mit Eis bedeckt, daß wir mit aller Arbeit nichts heraus bringen konnten. Erst am folgenden Morgen gelang es uns eine kleine Tonne mit Pöckelfleisch und zwei Kisten Zwiebacke, so wie drei Flaschen mit Canadischem Balsam und eine mit Oel zu retten. Eben so holten wir noch bei einer dritten Fahrt das große Segel ab, welches uns zur Bedeckung unserer Hütte von großem Nutzen war.

Unterdessen hatten wir das Unglück, drei von unsern Gefährten, den Zimmermann, den Schiffsmeister und einen Matrosen durch den Tod zu verlieren. Sie hatten versäumt, ihre erfrornen Füße mit Schnee zu reiben, und mußten unter den entsetzlichsten Schmerzen sterben. Da die Erde zu hart gefroren war, und es uns überdem an Hakken und Schaufeln fehlte, sahen wir uns gezwungen, sie in den Schnee zu legen und blos mit Zweigen zu bedecken.

Während nun unsere Lage mit der täglichen Verminderung unserer Lebensmittel immer bedenklicher wurde, beschloß ich endlich mit dem Bootsmann längs dem Ufer eines gefrornen Stromes so weit als möglich in das Land hinein zu gehen. Lange waren wir fortgegangen, ohne etwas anders, als Spuren von Elendsthieren anzutreffen, als wir endlich eine Reihe behauener Bäume, und bald darauf eine indianische Hütte entdeckten, vor der eine Stange mit einer Elendshaut stand.

So viel uns indessen diese Anzeigen auch immer hoffen ließen, so kam doch, troß alles unsers Rufens, kein einziger Indianer zum Vorschein. Wir beschlossen daher endlich, ihnen ein Zeichen zurück zu lassen, und wählten ein Stück Birkenrinde in Form einer Hand dazu, die an einer hohen Stange befestigt, gleichsam nach dem Orte unsers Aufenthalts hinzuzeigen schien.

Fröhlich eilten wir jeßt zu unsern Gefährten zurück, und hofften nun stündlich auf unsere Erlösung. Jeden Morgen vertrösteten wir uns auf heute, jeden Abend auf den folgenden Tag. Aber vergebens: schon eine Woche war vergangen, und jede Hoffnung schien verschwunden zu seyn.

In dieser entseßlichen Lage that ich endlich den Vorschlag, das Aeußerste zu wagen und längs

er Küste auf Entdeckungen auszugehen. Die Beschwerden, die Gefahren dieser Reise ließen ich leicht berechnen; daher hatten nur wenig von meinen Gefährten Muth und Kräfte dazu. Der Capitain, der Bootsmann, mein Bedienter und zwei Matrosen wollten meine einzigen Begleiter seyn, wiewohl das Boot für zehn bis zwölf Personen immer groß genug war.

Nachdem wir es nochmals so gut als möglich usgebessert, und in Ermanglung des Theers mit erdicktem canadischen Balsam calfatert hatten, heilten wir die noch vorhandenen wenigen Lebensmittel mit unsern zurückbleibenden Cameraden in gleiche Theile, und traten endlich den 4. Januar 1781. unsre schreckliche Reise an. Indessen wenn es mit dem Menschen aufs äußerste gekommen ist, scheint ihm jede Todesart ziemlich gleichgültig zu seyn.

Acht Meilen mochten wir so zurückgelegt haben, als der Wind plötzlich südost wurde, und uns in eine kleine Bucht hineintrieb, die uns ziemlich sicher zu seyn schien. Wir beschlossen demnach das Boot ans Land zu ziehen, Feuer anzumachen und hier die Nacht zuzubringen.

Es war Mittag und wir saßen gerade bei unserm spärlichem Mittagsmahle, als ich am Ufer

ein Stück Holz bemerkte, das von Menschenhän den bearbeitet zu seyn schien. Wiewohl nu rings umher nicht die mindeste Spur von ein Wohnung zu entdecken war, glaubte ich dennoc in der Entfernung einen Hügel mit einigen abge hauenen Bäumen und etwas angebautem Land zu sehen. Ich überredete also meine Gefährte noch vor Einbruch der Nacht dahin zu gehen, un vielleicht einigen wandernden Indianern auf di Spur zu kommen.

Wir machten uns demnach auf den Weg, de anfangs immer längs der Bucht hinlief. Plötz lich sahen wir eine halbverbrannte Fischerbark von Neufoundland, und setzten unsern Marsch mit verdoppelten Kräften fort. Kaum hatten wir auch die Spitze des Hügels erreicht, als wir zu unserer unaussprechlichen Freude, höchstens eine Meile davon, einige Häuser vor uns sahen.

Athemlos, voll Hoffnung und Ungeduld, eilten wir vorwärts. Wir kommen an, wir ge hen hinein — O entsetzliche Täuschung! — Alles war Menschenleer — Schon seit Jahren schienen diese Häuser nicht mehr bewohnt zu seyn.

Wehmüthig und mit gebrochenem Herzen gien gen wir nun wieder an unsern Landungsplatz zu rück, flochten uns eine Hütte von Zweigen, und

brachten so die lange schreckliche Nacht bei unserm Feuer zu. Mit Tagesanbruch lief der Wind nach Nordost, und machte es uns unmöglich in See zu gehen.

Zwei Tage hatte es so fort gestürmt; in der dritten Nacht erwache ich, und höre zu meinem Erstaunen das Rauschen der Wellen nicht mehr. Der Mond schien hell, ich wecke den Bootsmann — wir gehen ans Ufer — die ganze Bucht ist mit Eis bedeckt. Wie Berge hatten sich die gefrornen Wellen aufgethürmt. — Man denke sich unsre Lage — Ich habe keine Worte dafür.

Einige Tage hatten wir auf diese Art in dumpfer Verzweiflung zugebracht, als der Wind eines Morgens plötzlich nach Südost sprang und bald darauf das Eis unter einem furchtbaren Krachen in das Meer hineintrieb. Es stürmte dabei so heftig, daß die ganze Bucht schon Nachmittags um zwei Uhr wieder vom Eis befreit war. Da der Wind indessen die folgenden zwei Tage eben so heftig blies, wagten wir erst den dritten wieder in See zu gehen.

Der Abend brach an, noch hatten wir keinen schicklichen Landungsplatz entdeckt. Es ward Mitternacht, wir sahen nichts als hohe Klippen vor uns. Sechzehn Meilen hatten wir so zurück-

gelegt. Unsere Kräfte waren völlig erschöpft. Wir beschlossen demnach das hohe felsigte Ufer hinan zu klettern, während das Boot vor Anker blieb.

Kaum waren wir glücklich ans Land gekommen, als der Wind auf einmal wieder nach Nordwest lief. Unser Boot ward gegen die Felsen geworfen, und die Brandung schlug bis zu unserm Sitze hinauf. Ohne Obdach, ohne geistige Getränke und fast ohne Feuer brachten wir nun acht schreckliche Tage in namenlosem Elende zu.

Es war den 21. Januar, und das Wetter fieng an etwas gelinder zu werden, als wir endlich beschlossen, längs der Küste auf Entdeckungen auszugehen. Allein noch ehe wir unsere Reise antreten konnten, bekamen wir Südwind; es fieng an zu thauen und die Wege wurden mit einemmal unbrauchbar.

In dieser schrecklichen Lage beschlossen wir endlich, wieder nach unserm Boote zu sehen. So sehr es beschädigt war, schien es doch nunmehr unsere einzige Hoffnung zu seyn. Ich kam auf den Einfall, die Fugen mit Wasser zu begießen, um es gefrieren zu machen.

Es gelang über meine Erwartung. Die Lekke verstopften sich, und so wagten wir uns am 25. Januar endlich wieder in See damit.

Den ersten Tag gieng die Sache vortrefflich, wir machten zwölf Meilen und brachten die Nacht am Lande zu. Allein am folgenden Morgen fiel ein Platzregen ein, und unsere Wassercalfaterung ward zerstöret. Zum Glück bekamen wir wieder Frost, und setzten am dritten Tage unsere Reise von neuem fort. So gieng es mit abwechselndem Glücke bis zum dritten Februar, wo wir, der hohen felsigten Küste wegen, erst um fünf Uhr Morgens ans Land kommen konnten.

Hier war es, wo ich endlich auf die Vermuthung kam, daß wir uns am nördlichen Vorgebürge der Königsinsel befänden, und daß wir gewiß gerettet werden würden, so bald wir uns nur noch einige Wochen mit unsern Lebensmitteln hinhalten könnten. Allein zum Unglück war alles, ja sogar ein Pfund Talglichter aufgezehrt, und wir hatten nun schon mehrere Tage blos von wilden Hahnebutten gelebt.

Indessen beschlossen wir dennoch, so weit als möglich an der traurigen Küste hin zu rudern, bis es endlich den 17. Februar aufs äußerste mit uns kam.

Wir landeten demnach mit dem festen Entschlusse, nun nicht weiter zu gehen, gruben uns ein Loch im Schnee, trugen so viel Holz als mög-

lich zusammen, und hofften nun unsere Leiden, wo nicht auf andre Art, doch wenigstens durch den Tod in kurzem geendigt zu sehen.

Jetzt da die letzte Stunde meines Lebens gekommen zu seyn schien, stand das Bild meines Vaters, das mich unaufhörlich begleitet hatte, mit neuer Lebhaftigkeit vor meiner Seele. Ich glaubte ihn zu sehen, wie er mein Schicksal ahnete, wie er für mein Leben zitterte, wie er endlich die schreckliche Todespost empfieng. Meine Thränen flossen, mein Herz war zerrissen, ich sank in Verzweiflung auf mein kaltes Lager zurück. —

Alles weinte, stöhnte und klagte um mich her. Jeder schien den andern zum Opfer des Todes zu wählen, aber jeder hielt den schrecklichen Vorschlag auf den Lippen zurück. Ich selbst — O Gott, wenn es ein Verbrechen war — warum ließest du mich in diesem Elend verschmachten? —

In dieser schrecklichen Stimmung hatten wir schon zwei Tage zugebracht, als endlich der Augenblick unserer Rettung gekommen war. Der Tag brach an; der Himmel hellte sich auf; die Sonne blickte nach mehreren Wochen zum erstenmal wieder durch die Wolken hindurch. — Plötz-

lich

lich hören wir Menschenstimmen — O Gott! Ist es möglich? — Wir richten uns auf, wir zittern vor einer schrecklichen Täuschung — Aber nein — Wir sahen sie selbst. — Es waren zwei Wilde, ziemlich nahe bei uns. Noch hatten sie uns nicht bemerkt; eilends krochen wir nun aus unserm Loche hervor.

Sie hören ein Geräusch; sie drehen sich um; sie werden uns gewahr und starren uns mit Entsetzen an. Unsere Bärte, unsre Todtengesichter, unsere geschwollenen Glieder, unsere ganze scheußliche Gestalt — der Anblick konnte nicht anders als schrecklich seyn. Als ich mich indessen dem Vordersten genähert und ihm die Hand gegeben hatte, faßten sie Muth, sahen sich an, und setzten sich stillschweigend an unser Feuer hin.

Einige Minuten hatten sie uns so betrachtet, als sich endlich der eine in gebrochenem Französisch nach unsern Schicksalen zu erkundigen anfieng. — „Wer seyd Ihr?" — „Wo kommt Ihr her?" — „Und warum habt Ihr hier gelandet?"

Ich erzählte es ihnen mit wenig Worten, und fragte darauf: ob sie uns einige Lebensmittel verschaffen könnten? Sie bejahten es, standen dann plötzlich auf, hieben uns noch einige Aeste ab, und entfernten sich.

Sie gehen, um uns Nahrungsmittel zu hohlen! — sagte ich zu meinen Gefährten, die über diesen plötzlichen Aufbruch in Bestürzung geriethen. — Ich war mit dem Charakter der Wilden zu gut bekannt, um daran zweifeln zu können.

Indessen waren bereits drei Stunden vergangen, und ich fieng an ein wenig unruhig zu werden, als ich die beiden Indianer hinter einer Landspitze in einem Canot hervorrudern, und bald nachher auf uns zukommen sah. Sie brachten eine Blase voll Fischthran und ein großes Stück geräuchertes Wildpret mit, das in Schneewasser gekocht ward und wovon dann jeder seinen Antheil bekam.

Jetzt entstand die Frage, wie sie uns fortbringen sollten, da ihr Canot für uns alle nicht groß genug war. Es ward daher beschlossen, daß sie mich, meiner Depeschen wegen, zuerst in Sicherheit bringen, und dann die übrigen abholen sollten. So fuhr ich denn mit ihnen fort, und kam etwa eine Stunde nachher bei ihren Wohnungen an. Unverzüglich giengen sie mit dem Canot zurück, und ehe es Abend wurde, waren wir alle in Sicherheit.

Nie werde ich die herzliche Freundlichkeit ver-

gessen, mit der wir aufgenommen wurden. Es kamen uns noch drei andere Indianer und etwa ein Dutzend Weiber und Kinder entgegen; und alle betrachteten uns mit dem innigsten Mitleid. Sie gaben uns einige Otterfelle, bereiteten uns eine stärkende Suppe und hörten unsere Geschichte mit äußerster Rührung an.

Kaum hatte ich mich indessen ein wenig erholt, als ich auch sogleich für die Rettung unserer unglücklichen Gefährten, die noch an der Küste zurückgeblieben waren, wo die Brigantine gescheitert war, zu sorgen beschloß. — „Wird es wohl möglich seyn?" — fragte ich die Indianer; und hörte zu meiner großen Freude, daß ihnen die Stelle bekannt war. Sie schlugen die Entfernung auf vierzig Meilen an, versprachen aber für gute Belohnung ihr möglichstes zu thun.

Jetzt erst fiel mir ein, daß mein Bedienter einen Beutel mit hundert und funfzig Guineen gerettet hatte: und so zeigte ich ihn in der Freude meines Herzens mit triumphirendem Lächeln vor. Aber wie bald fand ich Ursache, meine Unvorsichtigkeit zu bereuen! Kaum hatten nämlich die Indianer das Geld gesehen, als ihre Gastfreundschaft auf einmal vergessen war.

Sie trieben nun ihre Forderungen aufs höchste,

und verstanden sich endlich kaum für funfzig Güi=neen dazu. Indessen machten sie sich zu meiner größten Freude schon den andern Morgen auf den Weg, und versprachen, wo möglich in vierzehn Tagen wieder zurück zu seyn.

Sie hielten Wort; am funfzehnten Tage Morgens kamen sie glücklich mit drei von unsern übrig gebliebenen Cameraden zurück. Wie viel hatten wir einander zu erzählen! Ach ihre Lage war beinahe noch schrecklicher, als die unsrige gewesen! Sie hatten sogar die Leichname der andern verzehrt. — Die Wilden empfiengen ihre Guineen, und wogen uns von nun an ihre Lebensmittel mit Golde auf; ja die Weiber wollten sogar für jeden Tropfen Wasser bezahlt seyn.

Vierzehn Tage hatte ich, meiner großen Entkräftung wegen, noch auf diese Art bei ihnen zubringen müssen; jetzt hielt ich mich für stark genug vollends zu Lande nach Halifax zu gehen. In Ansehung meiner Gefährten ward beschlossen, daß sie bis zum 15. auf einer benachbarten Pflanzung bleiben, und dann die Ueberfahrt zur See machen sollten.

Es war den dritten April, als ich mit meinem Bedienten und zwei Indianern, denen ich vierzig Guineen geben mußte, die Reise nach

Halifax antrat. Jeder von uns war mit einem Paar indianischen Schuhen, einem Paar Schneeschuhen und Lebensmitteln auf vierzehn Tage versehen. Indessen war die Reise bei weitem nicht so beschwerlich, als ich gefürchtet hatte, und wir kamen schon den zwanzigsten Tag bei der kleinen Colonie St. Peter an.

Hier fand ich so viel Freundschaft und Unterstützung, daß mir unter andern ein gewisser Herr Cavanangh gegen einen Wechsel auf meinen ihm völlig unbekannten Vater dennoch edelmüthiger Weise 200 Pfund vorschoß. Von hier setzte ich nun meine Reise längs der Küste in einem kleinem Boote fort, und langte endlich glücklich im Hafen von Halifax an.

Leider mußte ich aber hier noch zwei Monate warten, ehe ich ein Schiff nach Neuyork finden, und dem General Clinton meine verspäteten Depeschen überreichen konnte.

Gefahrvolle Flucht und Rettung des Königs Stanislaus von Polen.

Das unglückliche Königreich Polen war nach dem Tode des Königs August II. in zwei Partheien, die russische und die französische, getheilt. Jene hatte sich für den Churfürsten von Sachsen, August III., diese für den bereits erwählten König Stanislaus Leszczynsky erklärt. Plötzlich rückte eine russische Armee ins Land. Stanislaus mußte sich nach Danzig flüchten, und die Feinde schlossen die Stadt von allen Seiten ein.

Es war zu Ende des Junius 1734. Schon hatten sich die Russen der wichtigsten Außenwerke bemächtigt und die Belagerten auf das Aeußerste gebracht. Die schnellste Capitulation war das Einzige, was dem Magistrate übrig blieb. Aber was sollte aus dem Könige werden? Auf welche Art sollte er den Feinden entkommen? — Das wollen wir uns von ihm selbst erzählen lassen.

So war denn die gute Stadt Danzig, schreibt der König Stanislaus, auf das Aeußerste gebracht. Die Feinde verlangten meine Auslieferung, und hatten überdem einen Preis auf meinen Kopf gesetzt. Auf welche Weise sollte ich ihnen entkommen? Wie sollte ich ihre Wachsamkeit täuschen, ihre zahlreichen Posten vermeiden? — Wenn ich dies überlegte, so schien mir meine Rettung nur durch ein Wunder möglich zu seyn. Indessen es mußte gewagt werden; und so nahm ich endlich den Vorschlag des französischen Gesandten Marquis de Monti an.

Es war Sonntags den 27sten Junius, als ich mich gegen Abend, wo das Bombardement in der That immer heftiger wurde, unter dem Vorwande, in meinem Hause nicht mehr sicher zu seyn, fast ohne alle Begleitung zu dem Marquis begab. Hier fand ich alles in Bereitschaft, was zu meiner Verkleidung nöthig war, so daß ich in weniger als einer Viertelstunde wie ein vollkommener polnischer Bauer aussah.

Nur die Stiefel, die unseligen Stiefel, waren durch den unglücklichsten Zufall von der Welt zu enge für mich. Gleichwohl hatte ich keine Zeit zu verlieren; es gieng auf zehne; ich mußte die kurze Nacht benutzen, da es höchstens bis

zwey Uhr etwas dunkel war; wir befanden uns in der peinlichsten Verlegenheit. — —

Nach vielem Hin- und Hersuchen wurden endlich noch ein Paar alte, abgetragene Bedientenstiefel gefunden; ich probirte sie an; sie paßten mir vortrefflich; — und so nahm ich denn von dem Marquis den zärtlichsten Abschied.

Kaum war ich indessen einige Treppenstufen herunter, als ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihn noch einmal zu sehen. Ich kehrte demnach um, und fand ihn im Gebete vor seinem Crucifix. Schon glaubte er, daß ich noch etwas vergessen hätte; aber ich umarmte ihn, bat ihn sich zu beruhigen, und trennte mich nun auf ewig von ihm. —

Wenig Schritte, und ich kam durch zwei zusammenstoßende Gärten bei dem ebenfalls als Bauer verkleideten General Steinpflicht an. Unverzüglich begaben wir uns nunmehr auf den Wall, fanden den Platzmajor der Abrede gemäß schon auf uns warten, ließen uns mit ihm zusammen herunter, und fanden Kähne und Führer in völliger Bereitschaft. Ohne Schwierigkeit ruderten wir nunmehr auf dem Graben fort, bis wir in die Nähe eines kleinen Außenpostens kamen, wo

sich der Major, um unsere Passage zu erleichtern, an das Land setzen ließ.

Ruhig hatten wir indessen die Kähne ans Land gebracht, als ich plötzlich einen heftigen Wortwechsel vernahm. Ich springe aus dem Kahne, ich eile hinzu, und sehe, wie der Unteroffizier, der diesen Posten commandirte, auf den Platzmajor loszudrücken Willens ist.

Außer sich, hatte ihm dieser gerade das Geheimniß entdeckt, als ich näher kam. Der Unteroffizier betrachtete mich nun mit vieler Aufmerksamkeit, erkannte mich, machte mir eine tiefe Verbeugung und befahl der Schildwache uns passiren zu lassen. Der Major fuhr darauf in dem andern Kahne zurück, und wir ruderten nun herzhaft über die überschwemmten Felder fort. —

Dem Plan des Marquis gemäß, sollte ich noch vor Anbruch des Tages an die Weichsel kommen, mich übersetzen lassen, und so vor allen streifenden Partheyen in Sicherheit seyn.

Allein kaum waren wir eine Viertelmeile fortgerudert, als meine Führer plötzlich bei einer alten Hütte still hielten, die mitten in den überschwemmten Feldern lag. Erschrocken frage ich sie nach der Ursache, und höre zu meinem Entsetzen, daß unsre Reise erst den folgenden Abend

weiter gehen soll. Ich bitte, ich flehe, ich biete alles auf, sie von diesem seltsamen Gedanken abzubringen. Vergebens! Ihr Entschluß war gefaßt. Sie bestanden darauf, es sey zu spät, noch vor Anbruch des Tages an die Weichsel zu kommen.

Was konnte ich anfangen? Mein Schicksal war in ihren Händen. Ruhig verließ ich also den Kahn, und schlüpfte in die armselige Hütte, wo ich nichts als einige elende Bänke fand. — „Wie es auch kommen, — was es auch für ein Ende nehmen möge!“ — sagte ich zu mir selbst — „ich bin in Gottes Hand!“

Unterdessen hatte ich Zeit genug, meine drei Leute näher kennen zu lernen. Der Erste, der sogenannte Anführer, war ein unwissender, impertinenter Windbeutel, der sich ein ungeheures Ansehen gab. Er wollte die kleinsten Wege und Stege kennen, und der geringste Widerspruch brachte ihn außer sich. Die beiden andern waren ein wenig bescheidener, und schienen mit der Gegend etwas bekannter zu seyn; allein ihre viehische Unmäßigkeit hatte sie im ersten Augenblick um mein ganzes Vertrauen gebracht.

Das waren denn die drei Menschen, in deren Händen sich jetzt mein Schicksal befand! Hätte der gute Marquis die Wahl gehabt, er würde sie nie

dazu genommen haben: — aber in solchen Fällen kommt alles auf das strengste Geheimniß an; und der Erste, den man zum Gehülfen wählt, muß dann immer der Beste seyn.

Noch hatten meine drei Leute einen Vierten mitgebracht, der mir erst jetzt in die Augen fiel. Es war ein bankerottirter Kaufmann, der sich flüchten mußte, und dem diese Gelegenheit also sehr gut zu statten kam! — „Welche Gesellschaft!" — sagte ich zu mir selbst — „Er darf dich nur den Russen überliefern, und sein Glück ist auf immer gemacht!" — Von nun an konnte ich ihn nur mit Schaudern ansehen! —

So vergieng die Nacht. Montags früh den 28sten trat ich einen Augenblick aus der Hütte, und warf meine Augen auf die treue unglückliche Stadt, die mit ihren eingestürzten, rauchenden Thürmen gerade vor mir lag. Wie viele wehmüthige Gedanken giengen nicht in diesem Augenblick durch mein Herz! Wie viele Erinnerungen! Wie viele schreckliche Aussichten! — Meine Thränen flossen, ich streckte meine Hände gen Himmel, und flehte den Beistand des Höchsten an. —

In diesem Augenblicke höre ich einen Signalschuß, und sogleich fängt in allen feindlichen Batterien ein allgemeines Freudenfeuer an. Plötzlich

überfällt mich der Gedanke an eine Verrätherey. Ich sinke in Ohnmacht, und werde nur mit Mühe wieder zu mir gebracht. — Bald darauf sahen wir einen Kahn mit einem einzigen Menschen ankommen, der an den General Steinpflicht zwei geräucherte Zungen, und ein kleines Billet abgab. — „Man wünsche dem General eine glückliche Reise!" — Der Schreiber hatte sich nicht genannt. Außer uns vor Entsetzen wollten wir den Ueberbringer mit Gewalt zurückhalten; aber er sprang hastig in seinen Kahn, und ruderte eilends zurück. — Gott im Himmel! Wenn wir verrathen wären! — Welche traurige Vorbedeutungen! — In dieser quaalvollen Stimmung brachten wir nun den ganzen Tag bis Abends um zehn Uhr in der Hütte zu.

Jetzt erst fieng es an ein wenig dunkel zu werden, und so machten wir uns denn von Neuem auf den Weg. Aber, leider! war alles mit Rohr und Schilf bedeckt, so daß der Kahn nur mit äußerster Anstrengung fortzubringen war. Das Geräusch, das dadurch veranlaßt, die Spur, die davon zurückgelassen wurde, alles ließ uns eine Entdeckung fürchten. Dazu kamen eine Menge seichter Stellen, bei denen wir aussteigen, und oft bis an die Knie im Schlamme waten mußten,

um den Kahn weiter zu ziehen. So war es Mitternacht geworden, als wir an dem Damme eines Flußes ankamen, den ich für die Weichsel hielt. Meine Führer berathschlagten, was zu thun wäre, und faßten endlich einen Entschluß; der weder dem General noch mir gefiel. Letzterer sollte nämlich mit dem Kaufmann, und dem Anführer auf dem Damme zu Fuße fortgehen, während ich mit den zwei andern längs desselben im Kahne fortführe. Eine ziemliche Strecke waren wir fortgerudert, als wir uns auf einmal wieder mitten in den überschwemmten Feldern befanden.

Es fieng an Tag zu werden, wir hatten den Damm aus dem Gesichte verlohren, und sahen uns nunmehr in der schrecklichsten Verlegenheit. Wo war die Möglichkeit sich zu verbergen, da in den benachbarten Hütten alles voll Russen lag? Indessen erinnerten sich meine beiden Führer, daß sie in der Nähe einen Bekannten hätten; und so ward denn beschlossen in seine Hütte zu gehen. „Habt ihr Russen bei Euch?" — fragten sie den Bauer, der in die Thür trat. — „Jetzt nicht!" — war die Antwort. — „Aber es kommen ihrer des Tags genug hierher." — Meine Führer sahen mich an; es war die einzige Zuflucht, die mir übrig blieb; ich beschloß also muthig in

die Hütte zu gehen. Damit mich indessen der Bauer nicht erkennen möchte, führten sie mich sogleich auf den Boden, breiteten etwas Stroh für mich aus, und verließen mich mit dem Versprechen auf Untersuchung aus zu gehen.

Eine halbe Stunde mochte ich geschlummert haben, als ich erwachte, und zu meinem Entsetzen einen russischen Offizier und zwei Cosacken in der Nähe der Hütte auf einer Wiese sah. Der Offizier schien etwas zu erwarten; er gieng ungeduldig auf und ab, sah sich häufig nach den Pferden um und kam unaufhörlich wieder zu ihnen zurück. — Was war gewisser — ich mußte verrathen seyn? — Einige Minuten hatte ich diesen Leuten zugesehen; plötzlich kamen noch drei andere Cosaken mit verhängtem Zügel auf meine Hütte zugesprengt. Außer mir springe ich vom Fenster zurück, höre sie in die Unterstube gehen, und in dem Augenblicke jemanden die Treppe heraufkommen. Es war meine Wirthin; sie kam, um mich im Nahmen meiner Führer zu bitten, äußerst ruhig zu seyn. — Der Rath war überflüßig — Kaum wagte ich Athem zu schöpfen und hatte mich über und über mit Stroh bedeckt. Zwei schreckliche Stunden hatte ich so zugebracht; jedes Wort, jede schauderhafte Erzählung dieser Barbaren ge-

hört, als sie endlich das Haus verließen, und meine Wirthin zum zweitenmale heraufkam. „Sie sind fort!" — sagte sie. — „Aber warum geht Ihr ihnen denn so sehr aus dem Wege?" — Warum wollt Ihr denn nicht herunterkommen, und mit den andern trinken? — Wer seyd Ihr, wo kommt Ihr her? — Ihr seht mir nicht nach Euren Kleidern aus! — Sagt mirs! Ihr dauert mich; ich will Euch gewiß nicht verrathen!" Sie sprach so treuherzig, so theilnehmend; beinahe hätte ich ihr mein Geheimniß entdeckt. Indessen hielt ich es zurück und ließ mich bloß auf ihre Vermuthungen ein. Ich war alles, wozu sie mich machen wollte, zumal da sie glücklicherweise mein Gesicht nicht zu sehen bekam. Allein wie sehr hatte ich mich nicht in diesem Weibe geirrt! — „Ey! Ey!" — fuhr sie fort — „Wenn dem so ist, so bitte ich Euch um Gottes willen, macht daß Ihr aus meinem Hause kommt! Wenn sie Euch hier fänden, sie steckten mirs über dem Kopfe an" u. s. w. — Sie war in dem Begriff mich heraus zu treiben, wäre es mir nicht gelungen sie zu beruhigen. Indessen kostete es mir Mühe genug, ehe sie sich bewegen ließ. So vergieng der Tag; vergebens würde ich meinen Zustand zu beschreiben suchen. Was kann

schrecklicher seyn, als diese gezwungene Unthätigkeit, wenn man alles wagen, alles unternehmen möchte? Zum Glück hatte ich indessen wenigstens hundert Dukaten bei mir. Wie sehr mußte ich nun dem General Recht geben. Ich hatte ihm die ganze Summe anvertrauen wollen; er aber verweigerte es. Was hätte aus mir werden sollen, wenn ich nun völlig ohne Geld gewesen wäre? Indessen nahm meine Unruhe wegen des Generals mit jeder Stunde zu. Ich entschloß mich daher gegen Abend hinunter zu gehen. Hier erfuhr ich, daß er uns an der Weichsel erwarte, nnd daß alles zu meiner Ueberfahrt in Bereitschaft sey. Mit neuen Hoffnungen belebt, bat ich nun meine Führer, meine Abfahrt zu beschleunigen, und überließ mich ihnen sogar mit größerer Sicherheit. Sie hatten mein Geheimniß mitten in der Trunkenheit bewahrt; ihre Verschwiegenheit schien hinlänglich erprobt seyn.

Kaum war es demnach völlig dunkel geworden, als wir wieder in unsern Kahn stiegen und etwa noch eine Viertelmeile bis zur äußersten Gränze der überschwemmten Felder fortruderten. Nachdem wir hierauf einen schrecklichen Moraß durchwatet hatten, kamen wir endlich zu meiner großen Freude glücklich an dem ersehnten Weich-

seldamm

selbamme an. Eilends verließ uns nun der eine Führer, um nach dem Boote zu sehen, das seinen ersten Nachrichten zufolge für mich in Bereitschaft seyn sollte. Er geht, und kommt nach einer halben Stunde mit der traurigen Nachricht zurück, daß es verschwunden, und wahrscheinlich von den Cosaken fortgeführt worden sey. Was war zu thun? Wir sahen uns gezwungen, durch die Moräste weiter zu gehen. Endlich langen wir bei einem einsamen Hause an. Der Wirth öffnet die Thür, faßt mich ins Auge und erkennt mich. „Was seh' ich?" — rief er — „Was seh ich?" — „Nun was siehst du?" — antwortete mein Führer — „Einen von unsern Cameraden!" — „Nein! — fuhr er fort — „Ich irre mich nicht! — „Es ist der König Stanislaus!" — Unterdessen hatte ich mich von meinem ersten Schrecken erholt. — „Ja mein Freund!" — sagte ich demnach mit Festigkeit — „Ja ich bin es — Aber ich sehe es Euch an! Ihr seyd zu ehrlich, um mich verrathen zu können." Diese Offenheit hatte die glücklichsten Folgen für mich. Es war ein fester, verständiger, etwas barscher, aber redlicher und entschlossener Mann. Ich hatte ihn richtig beurtheilt; er würde bei dem mindesten Zeichen von Mißtrauen mein gefährlich-

ster Feind geworden seyn. Wenig Worte reichten hin, ihm über meine Lage Auskunft zu geben. Sein Ehrgeitz, seine Biederkeit, sein Mitleid, alles vereinigte sich, ihn zu bestimmen. Er versprach mir demnach, mich auf jeden Fall über die Weichsel zu bringen, und verließ uns, um sogleich die nöthigsten Anstalten dazu zu machen.

Der Tag brach an, es war Mittewochs den 30sten Junius. Traurig trat ich an das Fenster, und blickte auf die öde verwüstete Gegend hinaus, als ich plötzlich den ersten von meinen Führern, den sogenannten Anführer, der mich vor zwei Tagen mit dem General und dem Kaufmann verlassen hatte, eilends auf unser Haus zukommen sah.

Ich eilte ihm entgegen, meine erste Frage ist nach meinem Freunde. Welche schreckliche Nachricht für mein Herz! Sie waren einem Haufen Cosaken begegnet; jeder hatte sich zuerst zu retten gesucht. Tausendmal verwünschte ich die Feigheit dieses Führers, ihn nicht aufgesucht zu haben. — Ach! ich vermochte mich kaum zu fassen, wenn ich dachte, daß der General in die Hände der Russen gefallen wäre. Den ganzen Tag hatte ich mich mit diesem traurigen Gedanken beschäftigt, als endlich mein ehrlicher Wirth gegen 5

Uhr Abends wieder zurückkam. Er hatte zwar ein Boot gefunden, rieth mir aber durchaus von der Ueberfahrt ab. Alles sey voller herumschwärmender Cosaken, die Befehl hätten, mich aufzufangen, und daher alle Reisende aufs strengste visitirten, ja bei der geringsten Aehnlichkeit mit meiner Person in Verwahrung brächten u. s w.

So schrecklich auch immer diese Nachricht seyn mochte, mein Entschluß war gefaßt. Lieber alles gewagt, als diese ertödtende Unthätigkeit. Um indessen doch etwas Vorsicht zu brauchen, ward die Sache für jetzt verschoben und die Berathschlagung bis morgen ausgesetzt. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen, und meine Führer zeigten Anfangs nichts als Muthlosigkeit. Die glänzendsten Belohnungen hatten ihren Reiz verlohren; sie sahen nichts als den Galgen vor sich. Allein so wie die Brandweinflasche, die auf dem Tische präsidirte, etwas leerer zu werden anfieng, nahm auch die Herzhaftigkeit meiner Leute zu; und ehe ich michs versah, schien die ganze russische Armee eine Kleinigkeit für sie zu seyn.

So war 6 Uhr herangekommen, als mein braver Wirth, der alle diese drei Windbeutel an Klugheit und Entschlossenheit übertraf, wieder in

die Stube trat. Er brachte mir die Nachricht, daß das Commando Cosaken verschwunden, die Ueberfahrt möglich, und das Boot eine Meile von hier in Bereitschaft sey. Voll Freude und Ungeduld erwartete ich nun die Dämmerung, um mich endlich am Ziele meiner Wünsche zu sehen.

So traten wir denn endlich gegen 10 Uhr unsere gefährliche Reise an. Ich und mein Wirth, wir waren beritten; die drei Führer folgten zu Fuße nach. Der Weg war grundlos, mein armes Pferd stürzte einmal über das anderemal; dennoch ritten wir so schnell als möglich fort. Aber o Gott! mit welchen Gefühlen, mit welcher Beängstigung! Rings herum konnte man die russischen Wachtfeuer sehen; die kleinste Patrouille, und wir waren verlohren. — Eine halbe Meile hatten wir indessen glücklich zurückgelegt; plötzlich kam mein Wirth, der immer ein paar hundert Schritte vorausgeritten war, zurückgesprengt. Welche Nachricht! Die ganze Gegend wimmelte von Cosaken, denen er selbst nur noch mit genauer Noth entkommen war.

Kaum hatten das meine Begleiter gehört, sogleich machten sie Anstalt davon zu laufen. — „Wie?“ — sagte ich — „Wollen wir schon beim Anscheine der Gefahr den Muth verlieren?

— Laßt es uns wenigstens probiren! Wir sind Bauern, die ihre Pferde suchen. — Wenn dieser brave Mann — indem ich auf meinen Wirth zeigte — auf diese Art glücklich durchgekommen ist; warum sollte es uns nicht auch gelingen?" — Aber vergebens, ich hatte nur mit feigen niedrigen Seelen zu thun.

Während ich sie nun durch Bitten und Drohungen wenigstens von der Flucht zurückzuhalten suchte, machte sich mein braver entschlossener Wirth noch einmal auf den Weg. — „Ich will noch einmal recognosciren!" — sagte er — Vielleicht können wir an einer andern Seite glücklich seyn!" — Gesagt! gethan! — Keine Viertelstunde, so kam er mit der freudigen Nachricht zurück, daß alle Gefahr vorüber sey. Lachend hielt ich nun meinen drei Führern ihre Feigheit vor, und ritt mit meinem ehrlichen Wirthe, troß des entsetzlichen Weges, so rasch als möglich fort.

Eine gute halbe Meile hatten wir so zurückgelegt, als wir auf eine Heerstraße einbiegen mußten, wo uns ein russischer Wagen mit drei Menschen entgegen kam. Eilends versteckten wir uns hinter eine Hecke, ließen den Wagen vorbey, stiegen dann ab und giengen noch eine halbe Stunde zu Fuße fort. „Hier!" — sagte endlich mein

Wirth, bat mich einige Minuten hinter dem Gebüsche zu warten, stieg ans Ufer hinunter, und führte augenblicklich das Boot herbei. Trunken vor Freude stieg ich hinein, und langte in weniger denn einer Viertelstunde am andern Ufer an.

Ehe wir noch ausstiegen, zog ich nun meinen braven Erretter auf die Seite, griff in die Tasche, und drückte ihm so viel ich fassen konnte, vielleicht über die Hälfte meiner Dukaten in die Hand. Aber wie sehr erstaunte ich, als er sie edelmüthig zurückwies. — „Nein! Nein!“ — sagte er — „Darum habe ich es nicht gethan.“ Durch vieles Bitten vermochte ich ihn endlich zwei Dukaten anzunehmen — „als ein einziges Andenken“ — wie er sagte — Wirklich that er auch das mit einer Empfindung und einer Feyerlichkeit, die mir unvergeßlich geblieben sind. Er ruderte darauf zurück, und ich setzte nun mit meinen drei Führern meine Reise zu Fuße fort.

Der Tag brach an, als wir ein Dorf erreichten, das etwa eine Meile vom Ufer lag. Ich trete ins Wirthshaus und höre zu meinem Entsetzen, daß auch an dieser Seite feindliche Posten sind. Vergebens drang ich in meine Leute, des schnellen Fortkommens wegen, sogleich Pferde zu nehmen; sie glaubten sich nunmehr außer aller

Gefahr. Ohne auf mich zu hören, warfen sie sich auf ein Bette und überließen mir die Sorge für unsere Sicherheit. Nur mit Mühe gelang es mir endlich, den einen auf zu wecken, um wegen der Pferde ins Dorf zu gehen.

Ueber zwei Stunden hatte ich bereits auf ihn gewartet; endlich kam er völlig betrunken zurück. Indessen hatte er einen Krämer mitgebracht, der mir seinen Güterwagen gegen Ersatz des ganzen Werthes anbot. Ich war zu eilig, um lange handeln zu können, und bewilligte ihm seine Forderung von 25 Dukaten ohne Schwierigkeit. Aber es konnte nicht fehlen, diese Hastigkeit, diese blanken Dukaten mußten Aufmerksamkeit erregen. Ehe ich michs daher versah, versammelte sich eine Menge Bauern um uns her. Ich werde verlegen; ich stecke meine Dukaten wieder ein; — plötzlich fährt mein betrunkener Führer auf mich zu. Er fängt an von seiner Treue, seinem Muthe, seinen Gefahren zu sprechen; er will wissen, was er dafür bekommen, und wenn er endlich diese Belohnung erhalten soll. Mit einem Worte, wenig fehlte, so hätte er mein ganzes Geheimniß entdeckt.

Man kann leicht denken, wie mir bei dieser Scene zu Muthe seyn mußte; schwerlich konnte

die Gefahr im feindlichen Lager größer seyn. Zwar vermochte der Trunkenbold kaum zusammenhängend zu sprechen; aber er hatte einen Haufen roher, leicht zu rührender Leute vor sich. Schon waren sie im Begriff gegen ihn loszubrechen, als zum größten Glück mein Anführer das Wort zu nehmen beschloß.

„Was willst du Halunke?“ — hub er mit seinem gebieterischem Tone an — „Und worüber beklagst du dich? Ist es uns etwa besser gegangen, und muß nicht jeder sehen, wie er zurecht kommen kann?“ — Er ist besoffen!“ — fuhr er zu den übrigen fort — „Und da hat er's mit lauter Königen und Kaisern zu thun! Wer weiß, wofür er mich noch selber ansehen wird!“

Kaum hatte er geendigt, so brach der ganze Haufe in ein lautes Gelächter aus. Alle waren nun wider den Trunkenbold, und alle trieben ihren Spott mit ihm. Wie gern hätte ich ihn hier zurückgelassen; allein es schien zu gefährlich zu seyn.

Ich ließ ihn demnach auf den Wagen packen, schickte den zweiten mit einem Billet in Chiffern an den Marquis zurück, befahl dem erstern, den Fuhrmann zu machen, und setzte so meine Reise mit etwas leichterm Herzen, wiewohl ohne Boußole und Karte, nach der Nogat fort.

Es war Abends um 10. Uhr, wir hatten eine Menge Dörfer, die voll feindlicher Truppen lagen, ohne Hinderniß paßirt, und kamen jetzt bei einer einsamen Schenke, hart an dem Ufer eines Stromes an — „Gott sey gelobt" — riefen meine Leute, — „so haben wir denn endlich die Nogat erreicht." — Es kam mir etwas zweifelhaft vor, dennoch stieg ich vom Wagen, um ans Ufer zu gehen.

In diesem Augenblicke kam ein Bauer zur Schenke heraus — „Ist das die Nogat?" — fragte ich ihn — „Die Nogat!" — war die Antwort. — „Ich dachte gar! — Die Weichsel wollt Ihr sagen — Die Nogat ist anderthalb Meilen von hier!" — Wie glücklich! — Wäre ich wieder neben der Weichsel gegangen, es würde um mich geschehen gewesen seyn. Indessen wollte man uns im Wirthshause keine tröstlichen Nachrichten wegen des Uebergangs über die Nogat geben. Die Russen sollten nämlich alle Boote in Beschlag genommen und nach Marienburg gebracht haben. Man muß sich meine Unruhe denken, ich habe keine Worte dafür.

Der Tag brach an, meine Leute waren fest entschlossen nach Marienburg zu gehen: die dortige Brücke schien nur der einzige Weg für uns zu

seyn. Vergebens suchte ich sie von diesem tollen Unternehmen abzubringen: sie bestanden mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf. Was sollte ich thun. Ich versprach ihnen endlich nachzugeben — „Aber vor allen Dingen laßt uns bis ans Ufer der Nogat gehen" — sagte ich — „Ist keine Möglichkeit vorhanden, nun so folge ich euch nach Marienburg!"

Gesagt, gethan, wir setzten unsere Reise bis an die Nogat fort. Die Wege waren entsetzlich; die Straße gieng zum Theil durch lauter Gehölze; endlich kamen wir gegen Mittag in einem Dorfe an. Mit Mühe vermochte ich nun den Trunkenbold, auf Erkundigungen auszugehen. — Einige Minuten, und er kommt mit der Nachricht zurück, alle diese Leute verstünden ihn nicht.

„Nun so werde ich den Dollmetscher machen!" — sagte ich, und wollte vom Wagen steigen, als mich der Anführer mit Gewalt zurückhielt. — „Um Gottes willen nicht! — Wie leicht könnte Euch Eure Sprache verrathen." — Vergebens! — Ich reiße mich los, ich springe hinunter — plötzlich vertreten sie mir den Weg — „Und wenn wir auf der Stelle sterben sollten, wir lassen Euch nicht!" — Wüthend stieß ich sie zurück; sie drohten mich zu verlassen — „Gut!" —

erwiederte ich — „Glückliche Reise!" — und gieng eilends auf das Wirthshaus zu.

Ich öffnete die Thür, die Wirthin fragte nach meinem Begehren. Ich sagte ihr so einschmeichlend als es mein angeblicher Stand erlaubte, daß ich über die Nogat wollte, um Schlachtvieh einzukaufen; ob sie mir nicht die beste Ueberfahrt zeigen könnte? — „Schlachtvieh!" gab sie zur Antwort — „O da kommt Ihr ja wie gerufen! — Ich kann Euch verkaufen, wieviel Ihr haben wollt — und so braucht Ihr gar nicht hinüber zu gehen. Wir beyde wollen schon mit einander einig werden!"

So sehr ich den Einfall verwünschte, so schien ich dennoch äußerst vergnügt darüber zu seyn. — „Es ist nur Schade!" — sagte ich — „daß ich drüben erst Geld hohlen muß — Nachher aber könnten wir wohl einen Handel zusammen machen!"

„Aber mein Jesus!" — fiel sie ein — „Wie wollt Ihr denn hinüber kommen? — Es ist ja kein einziges Boot zum Uebersetzen da. —

„Und doch!" — erwiederte ich äußerst vertraulich — „Wenn Ihr nur wollt! — Ihr habt doch wohl ohne Zweifel öfters am andern Ufer zu thun! Es müßte schlimm aussehen, wenn

Ihr nicht Rath zu schaffen wüßtet! — Thut mir den Gefallen! — Ich mag niemanden als Euch meinen Dank dafür schuldig seyn!" —

„Ich sehe schon!' — gab sie zur Antwort — „Ihr seyd ein guter Mann! — Nun wartet! Ich will Euch meinen Sohn mitgeben, der soll Euch eine halbe Stunde von hier ans Ufer bringen. An der andern Seite wohnt ein bekannter Fischer von uns, der einen kleinen Kahn im Hause hat. Mein Sohn wird ihm ein Zeichen geben, und so wird er Euch abhohlen."

So sprach das gute Weib und ehe eine Viertelstunde vergieng, machte ich mich schon mit ihrem Sohne auf den Weg. Meine zwei saubern Gesellen schienen erstaunt zu seyn; ich befahl aber den Anführer fortzufahren, ohne weiter ein Wort zu sagen. Eine kleine Stunde nachher kamen wir glücklich an dem Ufer der Nogat an.

Der junge Mensch gab das Zeichen, und sogleich kam der Fischer aus seiner Hütte heraus. Der Kahn ward ins Wasser gebracht, und ehe eine Viertelstunde vergieng, war er bei uns. Ich befahl nun dem Trunkenbold bei der Bagage zu bleiben, versprach ihn aber seinen Kameraden noch heut zurück zu schicken, und stieg endlich mit einem gemischten Gefühle von Wehmuth,

Freude und Dankbarkeit in den kleinen Kahn hinein.

Wir rudern hinüber; wir treten ans Land — „Gelobt sey der Allmächtige!" Ich war in Sicherheit!" —

Ruhig kaufte ich mir im nächsten Dorfe einen neuen Bauerwagen, schickte meinen Führer mit einem chiffritten Billete an den Marquis fort, und langte endlich ohne weitere Abentheuer glücklich in der Stadt Marienwerder an.

Bekanntlich nahm das Schicksal des edlen unglücklichen Königes bald darauf eine günstigere Wendung. Er bekam Lothringen, welches er mehrere Jahre mit Weisheit regierte, bis er endlich in seiner Residenz Lüneville, von allen seinen Unterthanen geliebt und beweint, starb.

Einige Züge zur Charakteristik des jugendlichen Eigendünkels; in zwei Briefen von einem jungen Menschen.

Erster Brief.

Ich schrieb Dir neulich, lieber Friederich! daß wir seit dem Ende des Oktobers das Haus in der Stadt bewohnen, welches mein Vater in der Absicht gekauft hat, in Zukunft die Wintermonate hier, den Sommer aber auf dem Lande zuzubringen. Ich sagte Dir damals, daß das Stadtleben manches neue für mich habe. Du batest mich hierauf, Dir einige meiner Bemerkungen über die Sitten und die Lebensweise der Einwohner von **stadt mitzutheilen: und mein Hofmeister, Herr Weismann, den ich Deinen Brief zu lesen gab, ermunterte mich, Deinem Verlangen nach meinem Vermögen, Genüge zu thun. Dieß werde, sagte er, für mich selbst von großem Nuzzen seyn; denn der Vorsatz, mich über das, was

ich im Umgange mit andern Menschen beobachte, mit Dir schriftlich zu unterhalten, werde meine Aufmerksamkeit auf alles, was um mich vorgehe, schärfen und unterhalten. Wohlan denn! ich will heute den Anfang mit dieser Beschäftigung machen, wozu ich mehr Lust als Geschicklichkeit in mir zu finden glaube; doch nicht anders, als unter der Bedingung, daß Du über jeden Punkt, worüber Dir meine Gedanken unreif und unrichtig scheinen, mir Deine Meinung offenherzig mittheilest. Denn ob Du gleich nicht viel älter bist als ich; so hast Du doch immer in einer Stadt gelebt, welche die Vergleichung mit unserer **stadt aushält: daher wirst Du auch mit vielen Dingen, die mir ziemlich fremd sind, besser bekannt, folglich auch zu ihrer Beurtheilung geschickter seyn, als ich Neuling.

Herr Weismann hatte uns schon vor unserer Ankunft von **stadt gesagt, daß Eigendünkel und Eitelkeit von mancherlei Art unter die herrschenden Modefehler der heutigen Jugend gehören, womit wir ohne Zweifel auch hier viele junge Leute, und selbst Kinder, behaftet finden würden. Herr Weismann wiederholte bei dieser Gelegenheit, was er uns schon oft gesagt hatte, daß nämlich Eigenliebe, Selbstdünkel, eine hohe Meinung von eig-

nen Einsichten, und ähnliche Fehler eine Pest be[i]
Jugend seyn, weil nichts einen jungen Mensche[n]
so sehr hindere, im Guten zu wachsen und sein[e]
Fehler abzulegen, wenigstens tapfer zu bekämpfen
und zu dem Ende den Warnungen und Ermahnun-
gen der Eltern, Lehrer oder andern ältern Perso-
nen Gehör zu geben, als die unter jungen Leute[n]
von der heutigen Welt so gewöhnliche eitle Einbil-
dung, man übersehe diese schon; man müsse besse[r]
wissen als sie, was man zu thun und zu lasse[n]
habe u. s. w. Ueberdas setzte er hinzu, mach[e]
dieser thörigte Stolz bei allen Verständigen äußer[st]
verächtlich und verhaßt. — Durch solche Be-
merkungen suchte Herr Weismann, wie er un[s]
sagte, uns gegen die schädlichen Eindrücke zu ver-
wahren, welche diese und andere Modefehler de[r]
heutigen Welt auf unsere Gemüther machen könn-
ten. — So schlechte Meister in der Kunst z[u]
beobachten, ich und meine Geschwister auch seyn
mögen; so bedurfte es doch keiner großen Scharf-
sicht, um das durch eigene Wahrnehmung bestätig[t]
zu finden, was uns unser Herr Hofmeister vo[n]
dem Geiste, der einen großen Theil der Jugen[d]
aus den mittlern und höhern Ständen beherrscht,
gesagt hatte.

Gleich den Tag nach unserer Ankunft legte[n]

wir in dem Hause des Raths C., unsres nächsten Nachbarn, einen Besuch ab. In diesem Hause schien die einzige Tochter, ein Mädchen von 13 Jahren, die Hauptperson zu seyn, die Eltern aber freiwillig die zweite Rolle übernommen zu haben. Sie sprach über alles, worauf die Rede kam, mit; war ziemlich vorwitzig und naseweis; fiel ihren Eltern oft ins Wort, und nöthigte sie zum Stillschweigen, wenn sie etwas besser zu wissen glaubte als sie. Es ist wahr, sie besitzt für ihr Alter nicht gemeine Geschicklichkeiten. Sie singt und spielt das Klavier recht schön; sie spricht Französisch; hat viel gelesen, und besitzt schon mancherlei Kenntnisse: aber eins fehlt ihr, sagte Herr Weismann, die liebenswürdige Bescheidenheit, die dieses Alter so sehr ziert. Sie selbst und ihre Eltern verstehen die Kunst vortrefflich, mit diesen Geschicklichkeiten Staat zu machen, oder sie, wie man sagt, an den Mann zu bringen: wenigstens wußten Vater und Mutter während des kurzen Besuchs, den wir bei ihnen ablegten, Gelegenheit genug zu machen, mit den Künsten des Mädchens groß zu thun. Ich habe bei weitern hier gemachten Bekanntschaften bemerkt, daß niemand dieses Mädchen liebt, daß sogar nur Wenige ihr Gerechtigkeit und das ihr wegen ihrer Vorzüge

wirklich gebührende Lob widerfahren lassen. Man spricht von ihr, als von einer eiteln, in sich selbst verliebten Thörin, die sich durch die Bewunderung ihrer Eltern, die sie gleichsam vergöttern, den Kopf verdrehen lasse; die schon jetzt, als ein bloßes Kind, ein gegen ihr Alter seltsam abstechendes kostbares, unnatürliches und pretiöses Wesen (ich glaube so nannten sie es) angenommen habe, das ihr noch lange, vielleicht lebenslang anhängen werde: und wenn ihr in Zukunft im Umgange mit den Menschen das Lob und die Bewunderung, die sie schon in früher Jugend als einen ihr gebührenden Zoll zu fordern gewöhnt worden, nicht immer zu Theil werde; so werde sie höchst wahrscheinlich eine misvergnügte, für Andere unleidliche und für sich selbst unglückliche Person werden. —

Während der kurzen Zeit unsers Hierseyns lernte ich schon eine ziemliche Anzahl junger Leute kennen. Manche von ihnen gewannen meine Liebe und mein Zutrauen: Einige stellte Herr Weismann mir und meinen Geschwistern sogar als nachahmungswürdige Muster vor. Aber es fehlt auch hier nicht an albernen Thoren und Thörinnen, an eiteln Modegecken und an eingebildeten Menschen die mit aller Gewalt etwas ganz besonderes und

ausgezeichnetes vorstellen, und dadurch Aufmerksamkeit erregen wollen. So suchte in einer Gesellschaft, zu der wir vor kurzem eingeladen waren, ein gewisser junger Herr von Z. ungefähr 16 bis 17 Jahr alt, zu brilliren. Er gab sich nämlich alle Mühe, die Anwesenden, meistens junge Leute, glauben zu machen, er sey eine Art von Genie, ein seltener Geist, der freilich seine Sonderbarkeiten und Eigenheiten an sich habe, die man Menschen von gewöhnlichem Schlage nicht leicht zu übersehen pflege; die aber bei Personen, welche sich über das Gewöhnliche erheben, schon anders zu beurtheilen seyn*). So sprach er z. B. mit possirlicher Wichtigkeit davon, daß er bald recht viel, bald wenig, bald gar nicht schlafe, spatzieren oder in Gesellschaft gehe; daß er manchmal den ganzen lieben langen Tag vom Morgen bis zum Abend im Bette liegen bleibe, im Bette liegend lese, schreibe und denke; dann des Abends aufstehe, Felder und Wälder durchstreife, mit dem Monde und den Sternen conversire bis um

*) Der Verfasser dieser Briefe versichert, daß in der ganzen hier folgenden Charakteristik von Gecken nach dem heutigen Tone nicht ein Zug vorkommt, den er nicht in der Wirklichkeit gefunden hätte.

Mitternacht oder gar bis zum Aufgang der Sonne; daß er hingegen manchmal wochenlang wieder gar nicht zu Bette gehe, sondern völlig angekleidet auf Stühlen oder auf dem Kanapee schlafe; daß er oft in zwei bis drei Wochen kein Buch ansehe, sondern während dieser Zeit bloß auf die Gedankenjagd gehe; dann aber wieder eben so lange weiter nichts thue als lesen; wobei er aber wieder das Eigene an sich habe, daß er nicht leicht ein Buch vom Anfange bis zum Ende durchlese, sondern gewöhnlich in der Mitte, oder wo es ihm sonst beliebe, beginne; daß er auch seine prosaischen und poetischen Ausarbeitungen (denn Herr von Z. ist auch ein Dichter) oft bis zur Hälfte hinaus, vollende, ohne noch zu wissen, wovon sie eigentlich handeln sollen. — Einen Grund von allen diesen Thorheiten gab er nicht an: und als er einigemale über diesen Punkt befragt wurde, antwortete er weiter nichts, als etwa: „diese Originalität im Denken und Handeln ist im Innersten der Individualität meines Genie's gegründet; ich würde nicht Ich seyn, wenn ich anders handelte" u. s. w. — Uebrigens muß ich es diesem seltenen Genie zum Lobe nachsagen, daß es nicht aufgebracht wurde, sondern es ganz gut vertragen konnte, wenn man ihm bei solchem unsinnigen

Geschwätze ins Angesicht lachte: er lachte sogar mit, und sah dabei so aus, als freue es ihm, über die Alltagsmenschen so weit erhaben zu seyn, daß diese bei der Erblickung seiner ihnen selbst gar nicht erreichbaren Größe zum Lachen gereizt würden: wenigstens bemerkte ich, daß er Einen von denen, die der treuherzige Ton, worinn er von seinen originellen Thorheiten Bericht erstattete, am meisten belustigte, am Arm nahm, und mit einer halb geheimnißvollen, halb schalkhaften Miene zu ihm sagte: „Ich habe irgendwo gelesen, Freund, auch das Erhabenste erscheine dem lächerlich, der selbst keine Anlage für's Erhabene habe." Man lachte natürlich noch mehr; und ich hörte Einem aus der Gesellschaft leise zu seinem Nachbar sagen: „Das muß man dem jungen Menschen lassen, daß er unter die gutherzigen Narren gehört; er weiß selbst seine Sottisen auf eine solche Art zu sagen, daß man nicht böse auf ihn werden kann."

Ein anderes jugendliches Genie unterhielt einen Theil der Gesellschaft damit, daß er viele Worte machte, um seinen ganz unauslöschlichen und tödtlichen Haß gegen allen Zwang zu schildern. Seine Studien nach einem festen Plane, wie man es nenne, zu treiben, auf Schulen oder Univer-

stäten gewisse Lehrstunden ordentlich und regelmäßig zu besuchen u. s. w., würde für ihn die unausstehlichste Sache von der Welt seyn; es müsse einem Manne von Kopf und Herz freistehen, seine Geschäfte ganz nach Gefallen und Launen zu treiben. „Also (fragte ein ebenfalls noch junger Mann mit einer satyrisch trockenen Miene) den Mondtag Aesthetik, den Dienstag Astronomie, den Mittwoch Oekonomie, den Donnerstag Theologie u. s. w.?" Warum nicht? erwiederte unser Freiheitsenthusiast, wenn Einer Gefallen daran hat? Je verworrener und regelloser, desto besser; weil sich gerade hierdurch die freie Selbstthätigkeit am besten bewährt: und Freiheit ist des Geistes Leben; jeder Zwang hingegen, jede Knechtschaft sein Tod. Von politischer Freiheit schien der Mensch auch seltsame Begriffe zu haben, wenigstens warf er mit den Wörtern: „Republikanismus, Menschheitsrechte, Despotenhaß u. dgl. gräßlich um sich, wovon ich aber nicht viel verstand. Doch das muß ich Dir noch sagen. er trieb es endlich so weit, daß er ganz trocken und ernsthaft versicherte, ein Mann von Genie dürfe keinen Charakter haben: denn was man Charakter nenne, sey schon eine gewisse einförmige Regelmäßigkeit, eine gewisse Beschränkung der Frei-

heit; Freiheit, ganz unbeschränktes Wirken, eine allseitige Tendenz ins Unendliche, sey der Charakter, dies gleichsam die Moralität des Genie's. — Doch genug von diesem Kraft- und Freiheitsgenie. Uebrigens soll dieser Mensch sehr unwissend und leer an allen gründlichen Kenntnissen seyn; wie es sich denn auch bei seinem entschiedenen Hasse gegen alles anhaltende und planmäßige Arbeiten nicht anders erwarten läßt. Wahrscheinlich wird er also bei aller seiner Geniesucht lebenslang ein für die menschliche Gesellschaft unbrauchbares Subjekt bleiben.

Eine gewisse Mademoiselle Henriette J., die mehr auf sich als auf alle übrige Menschen in der Welt zu halten schien, war sehr beredt über ihre ganz sonderbaren und oft plötzlich wechselnden Launen. „Heute, rief sie, habe ich meinen lustigen Tag! Heute würde nichts in der Welt im Stande seyn, mich traurig zu machen! Heute, glaub' ich, könnte ich bei der Nachricht von dem Tode meiner besten Freunde, anstatt zu weinen, lachen!" — Um dieses Leichtsinnes willen, Cousine (sagte ein zwar junges, aber ziemlich gesetztes Frauenzimmer) würde ich Sie hassen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie zuweilen ein Vergnügen daran finden, die Gesellschaft durch über-

triebene Schilderungen der Seltsamkeit Ihres Charakters — soll ich sagen zum Besten zu haben, oder auf Ihre eigenen Unkosten zu belustigen? „Hassen? (sagte sie mit einem Lächeln, dem man es nicht ansehen sollte, dem man es aber gleichwohl nur zu deutlich ansah, daß die Worte der Cousine ihrer Eigenliebe wehe gethan hatten); auch Ihr Haß würde mir heute eher lächerlich als empfindlich seyn." — „Aber, fuhr sie fort, wenn ich auch melancholisch bin, dann ärgert oder betrübt mich selbst die geringste Kleinigkeit: es ist dann, ich gestehe es gern, gar nicht mit mir auszukommen. Vorgestern z. B. war ich in der That eine unausstehliche Kreatur. Kein Mensch konnte mir's recht machen. Ich blieb deswegen auch ganz allein zu Hause, obschon alle meine Geschwister ausgegangen waren. Gestern früh hingegen, als die üble Laune vorüber war, konnte ich unmöglich im Hause bleiben, so sehr es auch regnete. Ich lief im Wäldchen und im Gebüsche herum, bis ich so naß war, daß ich mich umkleiden mußte. So bin ich nun einmal, und ich kann mich nicht anders machen: äußerst veränderlich in allen Dingen: heute bis zum Uebermaaße empfindsam, weichherzig, und bei der geringsten Veranlassung bis zu Thränen mitleidig; morgen

gegen alles gleichgültig und durch nichts zu rühren." — In diesem Tone ging es noch eine gute Weile fort: und es schien mir, daß dieses weibliche Genie, als fast niemand aus der Gesellschaft viel aus ihren Sonderbarkeiten machen oder ihre Originalität bewundern wollte, merklich verstimmt wurde. Denn sie ging seit der Zeit mehrentheils für sich, als wenn sie in Gedanken versunken wäre, im Saale auf und nieder; oder sie wandelte am Arme einer gewissen Mademoiselle G. einer guten Tröpfin (wie ich von ihr urtheilen hörte) ohne allen eigenen Charakter und Willen, die sich in alle Capricen der geniesüchtigen Henriette vortrefflich zu fügen wußte, — mit starken Schritten im Garten herum.

Außerdem lernte ich in dieser und in einigen andern Gesellschaften verschiedene junge Leute kennen, die mir in die Klasse derer zu gehören schienen, die man eigentlich Prahler nennt. Sie machten sich mit allerhand Dingen groß, worin nur Menschen von ihrer Denkungsart eine Ehre zu suchen pflegen. Sie rühmten sich mitunter mancher dummen, verwegenen und unbesonnenen oder gar schändlichen Streiche, deren Du und ich uns schämen würden. Einer insbesondere, ein junger Herr R. zeichnete sich dadurch aus, daß er den

starken Geist zu machen suchte, und nicht nur über manche Vorurtheile des Aberglaubens, sondern auch über sehr ehrwürdige Gegenstände spottete. Selbst die edelsten Empfindungen des menschlichen Herzens schonte er nicht; alles hieß ihm Schwachheit, thörigtes Vorurtheil u. s. w. Er drückte sich oft so aus, daß man hätte glauben sollen, weder Sittlichkeit noch Religion wäre ihm heilig. Zuletzt behauptete er, es sey nicht möglich in der Welt vergnügt zu leben, so lange man es nicht zu der Art des Leichtsinns gebracht habe, alles, so ernsthaft und wichtig es auch in den Augen des großen Haufens sey, gewissermaaßen en bagatelle zu behandeln, wie er sich mit einem etwas vornehmen Tone ausdrückte. Erst nachdem er diese Maxime angenommen, habe er sich erträglich befunden. — Bei allem dem, höre ich, soll es dieser junge Herr N. nicht ganz so böse meinen, wie seine Reden lauten, sondern aus Eitelkeit schlimmer zu scheinen suchen als er wirklich ist. Auch gelang es ihm, durch seine Großsprecherei ein Häuflein junger Leute um sich her zu versammeln, die ihm theils mit Bewunderung, theils mit beifälligem Lächeln oder Lachen zuhörten. — Die Komödie belustigte mich: das aber ärgerte mich, daß man einen gewissen jungen F., der sich

auch in diesem Kreise befand, mit seinen Tugenden vexiren zu wollen schien, und daß dieser schwach genug war zu erröthen, und sich von der Zeit an Mühe gab, leichtsinniger und unmoralischer zu scheinen als er war. —

Einige junge Personen dieses Schlags hatten für mich und meine Geschwister die freundschaftliche Aufmerksamkeit, uns mit den Sitten der städtischen Welt etwas näher bekannt zu machen. Sie benahmen sich bei diesem Modernisirungsgeschäfte zum Theil auf eine plumpere, zum Theil auf eine feinere Art. Ich stellte mich Anfangs sehr treuherzig, und unwissender als ich war, um mit diesen sich mir aufdringenden Lehrmeistern meinen Spaß zu haben, und um sie desto genauer kennen zu lernen. Als sie dies merkten, wurden sie zurückhaltender, und gaben mich endlich ganz auf. —

Doch genug für heute! Mit nächster Post erhältst Du noch einen Brief von ähnlichem Inhalte. Bis dahin lebe wohl!

Zweiter Brief.

Ich fahre heute fort, liebster Friederich! Dich mit einigen Bemerkungen über die Sitten der hiesigen Jugend zu unterhalten.

Ich will Dich vor allen Dingen mit dem etwa 17 Jahr alten Herrn H., der ein und ein halbes Jahr auf dem akademischen Gymnasium zu W. gewesen ist, bekannt machen. Dieser sprach mit sehr ernster, oft geheimnißvoller Miene, von den Erfahrungen, die er in der Welt gemacht, von der Menschenkenntniß, die er sich erworben, und von den Maximen, die er in seiner eigenen Praxis bewährt gefunden hätte. Er sagte das alles mit einem Tone von Wichtigkeit, oder, wie sich Herr Weismann ausdrückte, mit einer Altklugheit, die mit dem jugendlichen Aussehen des Menschen (denn er sahe beinahe eben so unbärtig aus als ich und Du) gar possirlich kontrastirte. Er nahm sich sogar die Freiheit, bejahrte Männer von großen Kenntnissen und Erfahrungen zu corrigiren und eines Bessern zu belehren. „Das was Sie da sagen, mein Herr, mag in der Theorie ganz wahr seyn; aber in der Praxis findet es sich anders, wie jeder, der die Welt kennt, weiß" — „Mich haben die Beobachtungen, die ich theils an mir selbst, theils an meinen Freunden

und Bekannten angestellt habe, von dem Gegentheile dessen, was Sie da behaupten, belehrt." — Mit solchen und ähnlichen anmaßenden und ungebührlichen Aeußerungen scheute er sich nicht, gegen gelehrte und gebildete Männer, die Alters halber seine Väter oder wohl gar seine Großväter hätten seyn können, herauszurücken. Kurz, die ganze Rolle, die dieser Monsieur H. in Gesellschaften spielt (und die Sache wird dadurch noch ärger, daß man ihn zum Besten hat und durch Widerspruch reizt), muß überaus viel Komisches haben (welches ältere und einsichtsvollere Personen ohne Zweifel noch viel besser, als ich, zu fühlen im Stande sind), da mein Vater und Herr Weismann nie ohne Kopfschütteln und Lachen von diesem drolligten Menschen und seinem unerträglichen Eigendünkel sprechen können.

Ich will Dich nun auch mit einigen jungen Herren in Bekanntschaft bringen, die erst vor kurzem von der Universität zurückgekommen sind. Es ist doch bemerkenswerth, daß diejenigen unter ihnen, die allgemein als geschickte Jünglinge gerühmt werden, sich auch durch Bescheidenheit und zurückhaltende Vorsichtigkeit im Reden auszeichnen; zumal wenn angesehene und ältere Personen zugegen sind. Destomehr Eingenommenheit

von sich selbst und aufgeblasenes Wesen ist bei manchen andern zu bemerken. Sie führten allenthalben, wo ich sie noch in Gesellschaften sah, allerhand große Worte im Munde, die sie, wie Herr Weismann glaubt, wohl selbst nicht verstehen. So wissen sie z. B. sehr viel vom Zeitgeist zu sagen. Ich fragte meinen Vater, was sie doch wohl mit diesem Worte meinten? worauf er mir antwortete: unter Zeitgeist verständen diese Herren den Ton, die Denkungsart und die Sitten der Studenten auf der Universität, auf der sie studirt hätten. Aus großer Unbekanntschaft mit der übrigen Welt glaubten sie, man denke und handle in allen gesitteten Ständen eben so wie unter den Studenten; was diesen wichtig sey, das sey allen gebildeten Menschen wichtig oder solle es wenigstens seyn; wie man in der Studentenwelt über Ehre und Schande und hundert andern Dingen urtheile, so urtheile man überall, wo die Vernunft nicht alle ihre Rechte verloren habe. Nun weißt Du also, bester Friederich! was der Zeitgeist ist! Mein Vater setzte noch dies hinzu, daß unerfahrenen Studenten diese sonderbaren und irrigen Begriffe allenfalls zu verzeihen seyen, da selbst gewisse berühmte Professoren der Philosophie (er nannte hier einige mir noch un-

bekannte Nahmen) die die Welt um kein Haar besser, als ihre Studenten zu kennen scheinen, eben so vom Zeitgeiste reden und schreiben, als sey derselbe eigentlich auf den Universitäten zu suchen. Einer dieser Gelehrten versichere sogar in allem Ernste, der Zeitgeist werde von den Studenten gemacht. Wie das den jungen Herren schmeicheln müsse, meinte mein Vater, lasse sich leicht denken. — Ich bemerkte überdies, daß, wenn die Rede auf wissenschaftliche Dinge kam, diese jungen Männer jederzeit sehr entscheidend sprachen. Die Wörter: allgemein, schlechterdings, einzig möglich, unmöglich, durchaus und absolut nothwendig, von nun an u. dgl. waren ihnen überaus geläufig. Einer insbesondere, Nahmens L., sprach viel von Tendenz, dem Unendlichen, Selbstsetzung, Selbstschöpfung und dergleichen Dingen mehr, von denen ich herzlich wenig verstand: und, wenn ich recht bemerkt habe; so ergieng es allen andern Anwesenden, die wie sich jemand ausdrückte, nicht in diesen Jargon eingeweiht sind, nicht besser als mir. So viel begriff ich zur Noth, daß unser Herr L. mit großem Ernste behauptete und mit Händen und Füßen bekräftigte, daß von nun an, nachdem dieser oder jener Philosoph der Welt die und

die Wahrheit verkündigt habe, alles anders sey als vorher; daß seitdem alle Wissenschaften eine ganz veränderte Gestalt angenommen haben, oder ehestens annehmen werden, und — was weiß ich alles? Ich gestehe gern, daß mir diese Dinge zu hoch sind. Indessen kann ich nicht bergen, daß es mir äußerst seltsam vorkommt, und zweifelsohne wird es Dir auch so vorkommen, daß das ganze liebe menschliche Geschlecht, mit allen seinen so hoch gerühmten Weisen, von Anbeginn, in Blindheit und Finsterniß herumgetappt seyn soll, bis denn endlich diese jungen Herren erschienen und ihm die Augen öffneten.

Was mir noch besonders an diesen hochweisen Jünglingen auffiel, war ihr Geschmack in der Poesie. Sie machten erstaunlich viel Wesens von einigen neuen Dichtern, deren Namen ich mich nicht erinnerte je gehört zu haben. Sie lasen auch allerhand Gedichtchen, Sonnete, Epigramme von ihnen vor, die mir theils ganz unverständlich waren, theils mir so kraftlos und unschmackhaft vorkamen, daß ich nicht zu begreifen vermochte, wie man so etwas schön und witzig finden könne. Als jemand aus der Gesellschaft etwas zum Lobe einiger ältern Dichter, z. B. eines Hagedorns, Wielands, Klopstocks sagte, machte

der

der Eine von den jungen Herren, der sich ein besonders schöner Geist zu seyn einbildet, ein etwas mitleidiges Gesicht. Ein anderer fieng gar an, den Hans Sachs und Jakob Böhm, als Genies der ersten Größe zu rühmen. Hierüber wurde laut gelacht; welches der junge Schöngeist etwas übel zu nehmen schien. — Des Abends fragte ich meinen Vater, ob er nicht glaube, daß diese jungen Männer die Gesellschafen ein wenig zum Besten haben wollen; ich könne mir unmöglich vorstellen, daß alles, was sie behaupten, ihr völliger Ernst sey. „Da irrest Du, lieber Ludwig! antwortete mein Vater: sie meinen es nur gar zu ernstlich. Du wirst das einsehen lernen, sobald Du die Welt, und insbesondere unser Zeitalter, etwas besser kennen wirst. Auch gute Köpfe lassen sich durch die Begierde, etwas neues und noch nie gehörtes zu sagen, und dadurch zu glänzen, zur Behauptung der größten Ungereimtheiten verleiten." — Aber ist denn niemand der sie widerlegt oder eines Bessern belehrt? fragte ich in meiner Einfalt. — „Wiederlegt? eines Bessern belehrt? erwiederte mein Vater: dadurch wird Uebel nur noch ärger. Denn jeder Widerspruch, jeder Versuch einer Belehrung beleidigt und reizt die Eigenliebe solcher Menschen dergestalt,

daß sie nur noch hartnäckiger auf ihren Behauptungen bestehen. An Beifall und an Nachbetern kann es ihnen desto weniger fehlen, je mehr Talent sie haben, ihren Ungereimtheiten einen gewissen blendenden Schein der Wahrheit mitzutheilen, und je mehr Dreistigkeit sie besitzen, ihre Sachen in dem entscheidendsten, absprechendsten Tone der eigenen Ueberzeugung, und mit verächtlicher Herabsetzung aller anders Denkenden vorzubringen. Am wenigsten wird es ihnen unter jungen Leuten an Verehrern mangeln, die alles, was sie sagen, als pures Evangelium annehmen, und dadurch selbst zu glänzen und als große Genies zu erscheinen hoffen, daß sie jenen sogenannten und so gerühmten Original-Geistern in glaubiger Einfalt nachlallen; was Leute von gesundem Menschenverstande (von ihnen Alltagsmenschen genannt) in dem neuen Evangelium unverständlich finden, ganz wohl begriffen zu haben versichern; und darin, was der ganzen übrigen Welt als aberwitzig und unvernünftig vorkommt, große Weisheit zu entdecken vorgeben. Solche nachlallende Genies sind nun die sich selbst so wohl gefallenden jungen Herren, die wir seit einigen Wochen haben kennen lernen; und ihre Menge ist heut zu Tage unter der Jugend aus den höhern

und mittlern Ständen unzählbar." — So weit mein Vater.

Uebrigens muß ich Dir noch sagen, daß es diesen Kraftgenies bei der hiesigen Jugend ziemlich zu glücken scheint. Schon spielen sie in manchen Gesellschaften die Hauptrollen; schon hört man den hohen Ton, in dem sie zu sprechen gewohnt sind (Herr Weismann nennt ihn den Orakelton von **), nachlallen, schon sind gewisse originell klingende Wörter, die diese jungen Männer hier aufgebracht haben, so ziemlich im Umlaufe; schon haben sie in der Kunst, ganz gemeine Sachen (wie ich Herrn Weismann sagen hörte) in einem Schwall von gesuchten, mysteriös klingenden Phrasen dergestallt einzuhüllen, daß mancher hohe Weisheit zu hören glaubt, viele Jünger gemacht; kurz, sie haben sich schon in ein solches Ansehen zu setzen gewußt, daß sich eine Menge junger Leute täglich mehr nach ihnen zu bilden und ihnen den guten Ton abzulernen sucht. — Das Lächerlichste bei der ganzen Sache scheint mir dies zu seyn, daß man auch hier schon Sonnete nach **ischer Manier drechselt, die theils an Abgeschmacktheit, theils an Sinnlosigkeit ihres gleichen nicht haben; ja daß man sogar dramatische und romantische Herrlichkeiten in **ischem Ge-

schmacke schreibt, wo die Gartenmauern reden, die Bäume spatzieren gehen, die Abendwolken niesen und die Sterne bald seufzen bald liebäugeln u. s. w.

Lebe wohl, lieber Friederich, und erwarte nun eher nicht wieder eine Zeile von mir, als bis Du mir einen recht langen Brief wirst geschrieben haben.

Alwins Glaubensbekenntniß.

Alwin war die Hoffnung seiner tugendhaften Eltern, der Liebling seiner Geschwister, und die Freude aller, die ihn kannten. Aber desto häufigere Thränen flossen auch um ihn, als ihn ein allzu früher Tod, in einem Alter von achtzehn Jahren, wegnahm. Doch als der erste Schmerz vorüber war, priesen ihn alle, die sein schönes Leben gekannt hatten, glücklich, daß er schon so frühe zur Ewigkeit gereift war. Er war, in diesen wenigen Jahren, in dem, was dem Menschen das Größte und Wichtigste seyn soll, in wahrer Weisheit und Tugend, weiter gekommen, als so viele, die vier= oder fünfmal länger leben: und dabei hatte er der Uebel und Leiden des Lebens nur sehr wenige aus Erfahrung kennen gelernt. War er daher nicht eher zu beneiden als zu beklagen? Zudem hörte er auch selbst mit seinem Tode nicht auf, gutes in der Welt zu wirken. Die

Erinnerung an sein schönes tugendhaftes Leben stiftete destomehr Segen bei seinen Hinterbliebenen, je zärtlicher er auch noch nach seinem Abschiede von ihnen geliebt wurde. Sein unermüdetes Streben nach denen Kenntnissen, die den Menschen weiser und besser machen, sein gesetzter Charakter, sein tiefes, inniges Gefühl für alles Gute und Nachahmungswürdige, sein wohlwollendes, liebevolles Herz, seine strenge Gewissenhaftigkeit, sein allezeit reger Eifer in Erfüllung seiner Pflichten, und was sonst einen jungen Menschen des Beifalls und der Liebe werth macht, erhielt sein Andenken bei seinen Geschwistern und Freunden heilig, so lange sie lebten. Er war das Muster, dem sie nacheiferten. Das Andenken an ihn und seine Tugenden war der Schutzgeist, der sie vor den Thorheiten und Lastern, denen die Jugend so sehr ausgesetzt ist, bewahrte, und sie auf dem Wege der Tugend erhielt. Sie erzählten noch ihren Kindern von dem guten Alwin, und ermahnten sie, seinem schönen Beyspiele nachzuahmen. So blieb er der Segen und der Stolz seiner Familie, auch nachdem sein zu frühe verblüheter Körper in Staub zerfallen war. — Hätte dieser Jüngling sein Leben dem Leichtsinne geopfert, oder gar mit Ausschweifungen und Lastern befleckt;

wie bald würde er vergessen worden seyn? oder hätte man sich seiner erinnert wie wenig würde man von ihm haben sagen können, was zu seiner Ehre gereicht hätte! — Die nützlichen Betrachtungen, wozu die Vergleichung des tugendhaften Alwins mit andern jungen Leuten von gewöhnlichem Schlage Veranlassung genug enthält, überlasse ich meinen jungen Lesern, und wünsche, daß keiner unter ihnen sey, bei dem nicht die Ueberzeugung und das Gefühl von dem hohen Werthe einer frühen Tugend dadurch lebendiger werde.

Man fand unter Alwins Papieren mehrere von ihm verfertigte Aufsätze über allerhand interessante Gegenstände, welche mit einer Einsicht und Reife des Geistes geschrieben waren, die man von seinem Alter nicht hätte erwarten sollen. Ich will einen derselben, der die Ueberzeugungen des vortrefflichen Jünglings in Betreff der Religion enthält, und gewissermaßen für ein kurzes Glaubensbekenntniß desselben kann angesehen werden, diesmal meinen jungen Lesern mittheilen. Gefällt er ihnen; so bekommen sie vielleicht in Zukunft mehrere dieser Aufsätze zu lesen.

Nichts ist dem Menschen, wenn seine Vernunft nur einigermaßen geweckt ist, natürlicher, als die Frage: Woher ist das alles, was ich um mich sehe? und woher bin ich selber? Ich nehme wahr, daß alles, was in der Welt entsteht, daß jede mit mir und andern Wesen vorgehende Veränderung ihre Ursache hat: es streitet sogar wider die Natur meiner Vernunft, zu denken, daß irgend etwas ganz von selbst, oder, welches eben so viel ist, ohne allen Grund und wirkende Ursache entstanden sey. Und ich sollte mir einbilden, daß die ganze Welt ohne eine erste und höchste Ursache vorhanden sey?

Noch weniger kann ich dieses denken, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf die vortreffliche, bewundernswürdige Einrichtung und Ordnung, welche in der Welt herrscht, richte. Welche Schönheit, welcher Zusammenhang, welche Zweckmäßigkeit überall im Kleinen und im Großen! Der regelmäßige Lauf der großen Weltkörper, die Abwechslung der Jahrszeiten, des Tags und der Nacht, der Witterung; die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Erdbodens, welche durch Wärme und Kälte, durch Thau und Regen, durch den Einfluß der Luft und so viele andere Dinge befördert wird; die unzähligen Arten von Gewächsen,

welche diese Erde in allen Zonen und Weltgegenden zu einem Wohnplatze so vieler Gattungen lebender Geschöpfe tauglich machen; die Millionen von Vögeln, die in der Luft, von Fischen, die im Wasser, von Insekten und Gewürmen, die zum Theil sogar unter der Oberfläche des Erdbodens, auf den wir wandeln, leben, deren jedes an dem Orte, wo ihm die Natur seine Wohnung angewiesen hat, Nahrung und alles das findet, was ihm zur Erhaltung seines Lebens und selbst zu seinem Vergnügen nöthig ist; die höchst bewundernswürdigen Triebe und die mit ihnen übereinstimmenden Anlagen und angebornen Geschicklichkeiten der lebenden Geschöpfe, vermöge welcher sie das, was ihre Natur fordert, verrichten oder verfertigen, ohne es jemahls gelernt zu haben; — diese und tausend andere eben so weise und herrliche Einrichtungen sollten keinen verständigen Urheber haben? Widerspricht es nicht aller Menschenvernunft, daß der Bau des Auges und des Ohres, daß die ganze körperliche Einrichtung, sowohl der Menschen als der Thiere, daß mit einem Worte, alles, was sonst in der Welt meine Bewunderung in so hohem Grade erregt, von und durch sich selbst das geworden sey, was es ist; daß dieses unermeßliche Ganze, worin durchaus

die größte Harmonie herrscht, wo ich überall die herrlichsten Absichten durch die wirksamsten Mittel erreicht sehe; daß dieser Zusammenhang und diese Zweckmäßigkeit ohne einen sehr weisen und mächtigen Urheber so sey und so fortbestehe; daß so viel Ordnung ohne ein ordnendes, so viel Absicht ohne ein beabsichtigendes Wesen, so viel Zweckverbindung, ohne einen Verstand, der nach der vollkommensten Einsicht in die Natur und den Zusammenhang der Dinge jedem seine Stelle angewiesen, zu Stande gekommen sey und so ungestört frtdaure? In Wahrheit, nichts wäre widersinniger und ungereimter, als so etwas nur als möglich, ich will nicht sagen als wahrscheinlich zu denken!

Wenn ich also nicht meiner eigenen Vernunft widersprechen, ja wenn ich ihr nicht völlig entsagen und die Unvernunft aufs höchste treiben will; so muß ich das Daseyn eines Schöpfers und Regierers der Welt annehmen, der außer einer Macht, die alle meine Begriffe übersteigt, eine eben so große Weisheit besitzt: ich muß an ein erstes, ewiges Wesen glauben, das nicht nur alles, was da ist, hervorgebracht hat, sondern auch überall in der weiten Schöpfung Ordnung erhält, und alles so leitet und regiert, daß seine Absichten unausbleiblich erreicht werden.

Aber freilich reicht das alles, was ich vermittelst der Betrachtung der Natur oder der sichtbaren Welt von Gott erkenne, noch nicht hin, um mir von ihm einen hinlänglichen bestimmten Begriff zu machen, und mich in Ansehung seiner Gesinnungen gegen mich vollkommen zu beruhigen. Ist er auch eben so gut, als er weise und mächtig ist? Verdient er in eben dem Grade mein Vertrauen, indem er meiner Bewunderung würdig ist? Und was ist der letzte und höchste Zweck, wozu er dieses Weltall geschaffen, was die letzte Absicht, in der er besonders das menschliche Geschlecht hervorgebracht hat? — Auf diese und viele ähnliche Fragen finde ich in der Betrachtung dieser übrigens so herrlich eingerichteten sichtbaren Welt keine befriedigende Antwort. Zwar sind unzählige Quellen der Freude und des Vergnügens, welche von der Güte des Schöpfers laut zu zeugen scheinen, für die lebenden Wesen in der Natur geöffnet. Aber ich nehme auch eine Menge von Uebeln und Leiden wahr, denen der Mensch und alles, was lebt, unterworfen ist: und dieses könnte mir denn zu allerhand schwermüthigen Zweifeln Anlaß geben.

Doch vielleicht finde ich in einer aufmerksamen Untersuchung meiner eigenen geistigen Anla-

gen eine befriedigende Beantwortung der Frage: was ist die letzte Absicht Gottes mit den Menschen, was sein Wille und seine Gesinnung gegen sie? — Ja, so ist es wirklich! Gott offenbart sich mir in meiner innern geistigen Natur, die sein Bild ist, viel deutlicher und für mich genugthuender, als vermittelst dieser sichtbaren Schöpfung.

Gott, der mir die Vernunft gab, die mich so weit über die Thiere erhebt, besitzt doch ohne Zweifel die höchste Vernunft. Und hieraus schließe ich nun weiter mit vollem Rechte, daß das, was das eigentliche Wesen und den Adel meiner Vernunft ausmacht, sich auch bei Gott, und zwar in viel höherm Grade, als ich nur zu denken vermag, finden müsse. Nun aber besteht das Höchste und Vortrefflichste, oder der eigentliche Adel und die Würde meiner vernünftigen Natur in der Moralität, d. h. in dem Vermögen, den Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Tugend und Laster, oder dem sittlich Guten und Bösen einzusehen, das Gute zu billigen, zu lieben und aus freier Wahl auszuüben, das Böse aber zu mißbilligen, zu hassen und zu meiden. Folglich muß ich auch meinem Schöpfer, so wahr er die höchste Vernunft besitzt, und so wahr er es ist, der mich mit

moralischen Anlagen und Kräften begabt hat, Moralität, und zwar die höchste Moralität, d. i. Heiligkeit beilegen. Ich muß demnach als gewiß annehmen, daß er einen großen Unterschied unter den Gesinnungen und Handlungen freiwollender Wesen mache; daß es ihm nicht gleichgültig sey, wie diese Wesen handeln; daß er am Guten Wohlgefallen, am Bösen aber das größte Misfallen habe. Und da ich, vermöge meiner moralischen Natur, mich genöthigt fühle, dem sittlich Guten unter allem, was ich mir nur denken kann, den höchsten Werth beizulegen; so kann ich auch, ohne alle Gefahr zu irren, annehmen, daß in Gottes Urtheil das sittlich Gute das Vortrefflichste und Höchste sey. Wie kann er aber urtheilen, daß Tugend und sittliche Güte das Vortrefflichste und Beste sey, was sich nur denken läßt, ohne es zu seiner vornehmsten Absicht zu machen, Tugend und sittliche Güte auch außer sich zur Wirklichkeit zu bringen? — Und nun kenne ich also den höchsten nnd letzten Zweck, wozu Gott die Welt schuf. Er schuf sie nämlich, daß sie vernünftigen, der Tugend fähigen Wesen zur Wohnung dienen sollte. Er richtete sie so und nicht anders ein, damit diese ihre vernünftigen Bewohner nicht nur die Mittel, ihr Leben zu

erhalten, sondern auch Gelegenheit, Aufforderung und Antrieb zur Uebung und Ausbildung aller ihrer Kräfte, vorzüglich ihrer moralischen Kräfte, auf derselben finden möchten: denn das höchste Ziel dieser Bildung ihrer Kräfte ist doch kein anderes, als ihre stets wachsende sittliche Veredelung, oder Tugend. Das Denkvermögen des Menschen soll zu dem Ende geübt und gestärkt, seine Gefühle verfeinert und seine Begierden in Ordnung gehalten werden, damit er nicht nur das Gute immer richtiger kennen und beurtheilen lerne, sondern auch vermöge seiner Vernunft zu einer immer größern Herrschaft über seine sinnlichen Neigungen und Leidenschaften gelange, und das Gute je länger je mehr lieb gewinne. Zu diesem beständigen Wachsen in der Vollkommenheit, zu diesem steten Weiser- und Besserwerden der Menschen soll alles, was diese Welt enthält, sowohl das Angenehme als das Unangenehme, als Mittel dienen. Nähme ich an, die Glückseligkeit der Erdbewohner sey der letzte Endzweck der Schöpfung; so würde ich es nicht erklären können, warum dieselben während ihres ganzen irdischen Daseyns mit so großen und vielen Uebeln zu kämpfen haben, oder doch von demselben bedrohet werden. Daß aber diese Uebel und Unannehmlichkeiten den

großen Nutzen haben, daß dadurch die Anlagen und Kräfte ausgebildet werden, ist keinem Zweifel unterworfen. Wie viel träger, leichtsinniger, gedankenloser würden die Menschen seyn, wie weit würden sie in der Entwickelung ihrer edelsten Anlagen und Vermögensarten zurückbleiben, wenn nicht durch die Leiden des Lebens ihr Muth und ihre Geduld geprüft würde, wenn nicht das Verlangen den befürchteten Uebeln auszuweichen oder zuvorzukommen, und sich von den ihnen wirklich zugestoßenen Plagen zu befreien, ihr Nachdenken, ihre Erfindsamkeit und Thätigkeit spornte? Und wie viele sind der Untugenden, von denen die Menschen nur durch bittere Arzeneien geheilt werden können! — Die mannigfaltigen Uebel in der Welt dürfen demnach keine Zweifel an der Weisheit Gottes bei uns erregen: sie dienen vielmehr gerade umgekehrt zu den deutlichsten Beweisen für diese höchste Weisheit und Güte des Schöpfers. Sie durften in einer Welt nicht fehlen, deren höchster Zweck die stets fortschreitende sittliche Vervollkommnung ihrer vernünftigen Bewohner ist. — Doch ich gehe weiter.

Bei einer aufmerksamen Erforschung meines Innern finde ich ferner, daß in meiner vernünftigen Natur etwas liegt, das mich nöthigt zu un-

theilen, daß jedes moralische Geschöpf durch Tugend eines angemessenen Grades von Glückseligkeit würdig, durch Untugend und Laster aber derselben unwürdig werde und im Gegentheil Unglückseligkeit und Strafen verdiene; — mit andern Worten: daß sowohl das Gute als das Böse vergolten werden müsse, wofern es gerecht zugehen solle. Ich kann es unmöglich billigen oder gut heißen, daß der rechtschaffene Mensch immer unglücklich, der Lasterhafte aber glücklich sey und bleibe. Gewiß urtheilt Gott, so wahr er der Beste und Heiligste ist, eben so, und er wird gewiß auch nicht unterlassen, jedem seiner vernünftigen Geschöpfe das Maaß der Glückseligkeit oder Unglückseligkeit, der Belohnung oder Bestrafung, dessen es würdig ist, zu ertheilen: er wird jedes gerecht behandeln. Daß dieß geschehen werde, dafür bürgt mir meine Vernunft und mein innigstes Gefühl. — Ich muß also glauben, daß sich Gott als den gerechtesten Vergelter des Guten und des Bösen beweisen werde. Wie könnte er aber das, wenn er nicht das Innere jedes Menschen durchschaute und alle seine Gedanken und Gesinnungen wüßte, d. h. wenn er nicht allwissend wäre? oder wenn er nicht das Vermögen und die Mittel in Händen hätte, einem jeden das zu-

zutheilen,

zutheilen, was ihm gebührt, d. h. wenn er nicht allweise und allmächtig wäre? — So gewiß ich demnach an eine gerechte Vergeltung glauben muß, so sehr fühle ich mich auch genöthigt, dasjenige Wesen, welches ich mir als den einzigen und höchsten Vergelter denken muß, mir als das vollkommenste aller Wesen vorzustellen, dessen Weisheit, Macht, Güte und alle übrige Eigenschaften ganz unbegränzt sind, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, und keinem Wechsel und keiner Veränderung unterworfen ist. — Auf diese Weise lerne ich also, vermittelst der aufmerksamen Betrachtung meiner eigenen moralischen Natur, den Schöpfer, dessen Daseyn mir die sichtbare Welt predigt, als ein vollkommen gutes, weises, gerechtes, allmächtiges, ewiges und von allem unabhängiges Wesen, d. i. als Gott erkennen und verehren.

Diesen Gott bete ich also nicht bloß als den Urheber meines Daseyns, als meinen Erhalter und Versorger an, sondern ich fühle mich auch zur tiefsten Unterwürfigkeit und zum Gehorsam gegen ihn als meinen höchsten Gesetzgeber und Richter verbunden. Denn von wem kommt dieses heilige Gesetz der Tugend, das mir so tief in die Seele geschrieben ist? Von wem anders, als von dem,

der mir diese vernünftige Seele gab? Nun fühle ich mich zur Tugend und Rechtschaffenheit nicht bloß aus Achtung gegen meine Vernunft und gegen mich selbst oder gegen meine eigene Menschenwürde, sondern auch aus der noch viel größern Achtung, aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen das vollkommenste und heiligste Wesen verpflichtet: und ich bin ihm diesen Gehorsam schuldig, nicht nur weil er mein Oberherr ist, von dem ich gänzlich abhänge, der mich ewig glücklich und unglücklich machen kann; sondern auch weil ich ihn als den Heiligsten und Besten verehre, und weil mich mithin nichts in meinen eigenen Augen so sehr erheben kann, als sein Beifall und sein Wohlgefallen, und auch nichts im Gegentheil mich so tief vor mir selbst erniedrigt, als sein Mißfallen. — Hierzu kommt endlich noch dieses, daß ich mir Gott auch als das erhabenste Muster sittlicher Güte, oder als das höchste Ideal moralischer Vollkommenheit vorstelle: und so wenig ich, als ein geschaffenes, endliches Wesen, ihn je an Vollkommenheit zu erreichen oder ihm gleich zu kommen vermag; so sehr muß ich mich doch bemühen, ihm in allem meinem Wollen und Handeln immer ähnlicher zu werden. Dieses beständige Wachsen, dieses unablässige Weiterstreben im Guten ist meine höchste Bestimmung.

Und dieser aus der Betrachtung meiner eigenen moralischen Natur entsprungene Glaube an Gott, als das heiligste und gerechteste Wesen, nebst den aus diesem Glauben entsprungenen Gefühlen der Ehrfurcht, der dankbaren Liebe und des Vertrauens, ist allein wahre, ächte Religion. Gott bloß fürchten als den Rächer des Bösen, oder aus Eigennutz und Lohnsucht seine Gebote äußerlich beobachten, verdient den Nahmen der Religion nicht. Zwar darf ich mich auch der Hoffnung freuen, daß er meine Tugend nicht werde unvergolten lassen; ich darf mich des trösten, daß wenn ich ihm durch wahre Rechtschaffenheit wohlgefällig bin, er selbst meine Glückseligkeit besorgen, und vermöge seiner weisen und guten Vorsehung alle meine Schicksale zu meinem Besten lenken werde. Aber diese trostvolle Hoffnung, dieses beruhigende Vertrauen ist doch nicht die Hauptsache bei meiner Religion: sondern das Wesen derselben besteht vielmehr in den Gefühlen der tiefsten Ehrfurcht und der unbeschränktesten Unterwürfigkeit, welche unmittelbar aus der Vorstellung seiner höchsten Vollkommenheit entstehen und eine moralisch gute Denkungsart zur unausbleiblichen Folge haben.

Und warum macht es mir denn meine Vernunft, warum Gott durch meine Vernunft so ernstlich zur Pflicht, mein ganzes Leben hindurch unablässig zu streben, daß ich immer weiser und besser werden möge? Wozu soll ich mir so viel Mühe geben, so viel Aufmerksamkeit auf mich selbst verwenden, so über mich wachen, damit meine Neigungen und Begierden stets in Ordnung gehalten werden und meine Vernunft zu einer immer größern Herrschaft über meine Leidenschaften gelange? wozu meine Bequemlichkeit, meine Ruhe, mein Vergnügen, um der Ausübung schwerer Pflichten willen, so oft verläugnen oder gar aufopfern? Gewiß fordert das alles mein Schöpfer in keiner andern Absicht von mir, als daß ich hier in diesem Erdenleben nur erst den Anfang mit meiner Vervollkommnung machen und dieselbe dereinst in einem andern Leben ohne Ende fortsetzen soll. Ja! ich bin nicht bloß für diese Welt geschaffen! Ich lebe nicht hier, um einige geringe Anfangsschritte zu meiner Verbesserung zu thun, und dann auf ewig unterzugehen. Wäre dieß mein Loos, so wäre mir das Gesetz der Sittlichkeit und alle die sittlichen Vermögensarten ganz umsonst gegeben. Denn was könnte wohl zweckloser seyn, als ein Gesetz, das mich verbände,

keinen Fleiß und keine Mühe zu sparen, und gegen alle Feinde und Hindernisse meiner Tugend muthig zu kämpfen, um es im Guten immer weiter zu bringen und eine Stufe der moralischen Vollkommenheit nach der andern zu ersteigen, wenn zuletzt der Tod mein ganzes Daseyn endigte und die Früchte aller meiner löblichen Bemühungen und Anstrengungen zu nichte machte? In diesem Falle wäre mir die Vernunft nebst ihrem Gesetze nicht nur ohne alle Absicht, sondern sogar zur Strafe und Marter gegeben. Ich würde dann weit glücklicher seyn, wenn ich nichts von dem Unterschiede zwischen Tugend und Laster wüßte, und, gleich den Thieren, kein anderes Gesetz, als meine Triebe, kennte. Das würde in Wahrheit weit besser für mich seyn und viel mehr Weisheit von Seiten des Schöpfers verrathen, als daß mir durch die mir auferlegten schweren Pflichten das Leben verbittert würde, ohne daß dies weiter einen angemessenen Erfolg oder Nutzen hätte. Nein! nein! so unweislich, so unvernünftig, so zwecklos, so widersinnig konnte Gott nicht handeln! Er hat gewiß höhere Absichten mit mir, die unendlich weit über dieses kurze Leben hinausreichen! Indem er von mir fordert, ich solle mich ohne Unterlaß und Ende bemühen, immer voll=

kommener und besser zu werden; so erweckt er in mir die zuversichtliche Hoffnung, daß ich auch ohne Ende fortleben werde: denn ohne dieses letztere wäre die Erfüllung jener Forderung nicht möglich, folglich sie selbst widersinnig (denn etwas offenbar unmögliches zu fordern ist doch wohl widersinnig) und zu weiter nichts dienend, als mir mein so kurzes Daseyn zur Last zu machen. — Wonnevolle, erhabene Aussicht! mein Geist geht nicht mit dem Tode meines Körpers unter, sondern er lebt ewig! er steigt ewig von einer Stufe der Erkenntniß und der Sittlichkeit zur andern höher empor, womit er hier nur einen kleinen Anfang macht! Er wird dort frey seyn von den drükkenden Fesseln des Körpers, die seine höhere Thätigkeit hier so sehr erschweren; frei von den Uebeln dieses Erdenlebens, womit er hier zu seiner Prüfung umgeben war! Er lebt dort ein höheres, geistigeres Leben, erkennt Gott, das Urbild aller Vollkommenheit und Güte, immer besser, und fühlt sich durch stets zunehmende Aehnlichkeit mit ihm immer größer und seliger. —

Auch die Ueberzeugung, daß Gott gerecht ist, läßt mich an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele nicht zweifeln. Widerfährt denn hier auf Erden dem Tugendhaften und dem Lasterhaften,

was jedem gebührt? Wird hier der Gute immer nach Würdigkeit belohnt und der Böse nach Verdienst bestraft? O wie oft sehe ich im Gegentheil den Rechtschaffenen, den Freund und Wohlthäter seiner Mitmenschen, den muthigen und standhaften Bekämpfer jeder unordentlichen Leidenschaft, den über alle niedrige Selbstsucht erhabenen Verehrer der Tugend, den redlichen, gewissenhaften, uneigennützigen Mann, dem die pünktlichste Ausübung seiner Pflichten über alles geht, der Glück und Ruhe, und was das Leben angenehm macht, ja das Leben selbst, jeden Augenblick seiner Pflicht aufzuopfern bereit ist, oder gar wirklich aufopfert, — wie oft sehe ich diesen verkannt, gering geachtet, gedrückt und verfolgt, sein mühevolles irdisches Daseyn unter Kummer und Leiden endigen! Und es sollte kein anderes Leben zu erwarten seyn, wo diesem Tugendhaften, der hier ein Opfer seiner Rechtschaffenheit ward, der Lohn seiner zum Theil im Verborgenen, von menschlichen Augen nie entdeckten guten und edlen Thaten, zu Theil werden wird? Wie wäre da Gott gerecht? —

Und sollte dem Lasterhaften, dem es hier nach Wunsche gieng, und der bis ans Ende über die von ihm unterdrückte Unschuld triumphirte, nicht eine Zeit der Rechenschaft bevorstehen, wo er er-

halten wird, was er verdient hat? Unmöglich würde ich Gott als den Heiligsten meiner Verehrung und Anbetung würdig achten können, wenn ich hieran zweifeln müßte! — Und was wäre ich, wenn ich den Trost der Unsterblichkeit entbehrte? O! ich wäre dann das unglücklichste aller Geschöpfe, und auch der geringste Wurm in meinen Augen beneidenswerth. Denn das unvernünftige Thier weiß nichts von dem ihm bevorstehenden Tode: es fürchtet ihn daher auch nicht, und genießt seines Lebens so lange es währt, ohne dessen nahes Ende zu ahnden. Ich hingegen sehe meinen Tod lange voraus, und würde ihm mit einer Art von Verzweiflung entgegen gehen, wenn mich nicht die Religion durch den Glauben an ein ewiges Leben jenseits des Grabes aufrichtete. Ohne diesen Glauben müßte ich annehmen, daß dem Menschen, dem einzigen unter allen irdischen Geschöpfen, das seinen Schöpfer erkennt und verehrt, gerade das Vernunftvermögen, wodurch er ihn erkennt, in so fern zur Strafe und zur Marter gegeben sey, weil er vermöge dieser seiner Vernunft den Tod voraussieht, von dem die vernunftlosen Geschöpfe nichts ahnden und nichts fürchten. Hieße das aber nicht meinen Schöpfer lästern, wenn ich ihm diese Grausamkeit gegen

das einzige von allen lebenden Wesen, das in der Vernunft sein Bild an sich trägt, zutrauen wollte? —

Dieß sind die Aussprüche meiner Vernunft über Gott, meine Verpflichtungen gegen ihn und meine Bestimmung nach diesem Leben: und mit diesen Aussprüchen stimmen auch die Lehren des großen und liebenswürdigen Weisen, Jesus Christus, auf das vollkommenste überein. Sollte diese Zusammenstimmung mit der Vernunft, die ich in den Lehren keines von allen Weisen antreffe, die je als Lehrer der Menschen auf Erden aufgetreten sind, verbunden mit der erhabenen und in ihrer Art einzigen Tugend Jesu, mich nicht bewegen zu glauben, daß er der in Wahrheit sey, für den er sich ausgab, der Geliebte und Vertraute des Allerhöchsten, der Mittler zwischen Gott und den Menschen! Die unsichtbare Gottheit ist ein zu erhabenes Wesen als daß die Vorstellung ihrer höchsten Vollkommenheiten auf das Herz des größten Theils der schwachen, sinnlichen Menschen den Eindruck machen sollte, welcher erfordert wird, um sie zur Nachahmung jener Vollkommenheiten zu reizen. Darum erschien dieser beste und vor-

trefflichste aller Menschen als das Bild der Gottheit, d. i. begabt mit allen göttlichen Tugenden, in so fern diese in der Gottheit wohnen und wirken können. Durch ihn ließ sich die Gottheit gleichsam zu den Menschen herab, um die Menschen zu sich herauf zu ziehen. In ihm erscheint die Tugend nicht nur in einer Erhabenheit, sondern auch in einer Schönheit und Liebenswürdigkeit, daß ihr kein noch nicht ganz verdorbenes Herz widerstehen kann. Jesus Christus war also die Mittelsperson, durch die Gott sich den Menschen näherte und diese sich näher brachte. — Aber er stellte uns in seiner Person nicht nur ein Muster der Tugend zur Nachfolge auf; sondern wir sollen auch aus seinem Beispiele und aus seinen Schicksalen lernen, welches die Bestimmung der Tugend diesseits und jenseits des Grabes sey. Sein Leben war eine Reihe von Aufopferungen und schweren Leiden um der Tugend willen; er starb endlich als ihr Märtyrer den schmerzvollsten und schmählichsten Tod: aber er tröstete sich einer seligen Unsterblichkeit, und wies seine und der Tugend Freunde, die über sein trauriges Schicksal trostlos und in Schmerz versunken in ihrem Glauben an Gott und Tugend zu wanken anfingen, auf das Leben der Vergeltung, wo der Allerhöchste

nach Gerechtigkeit richten und belohnen wird. Die heilige Geschichte erzählt sogar, daß er durch seine wundervolle Auferstehung aus dem Grabe und durch seine sichtbare Auffahrt von der Erde einen recht sinnlichen Beweis gegeben habe, zu welcher Ehre und Herrlichkeit die hier oft so tief erniedrigte und durch harte Leiden geprüfte Tugend nach diesem Leben bestimmt sey.

Durch den Glauben an die Unsterblichkeit meines bessern Theils, meines Geistes, wird mir alles klar, was mir vorher dunkel war. Ohne ihn tappe ich gleichsam in nächtlicher Finsterniß und in Irrgängen trostloser Zweifel: durch ihn hellt sich mir jede Dunkelheit auf — Diese Aussicht in eine zukünftige Welt macht mir mein irdisches Daseyn und dessen gewissenhafte Anwendung unendlich wichtig. Sie giebt mir Muth zu jedem Kampfe, Entschlossenheit und Kraft zu jeder schweren Pflicht, Stärke jeder Versuchung zu widerstehen, und einen mächtigen Antrieb, mit jedem Tage weiser und besser zu werden. Diese herrliche, erhabene Hoffnung, durch den Tod in eine bessere Welt überzugehen, versüßt mir alle Freuden dieses Lebens, und macht mir dessen Lei-

den erträglich. Sie würzt und veredelt die schönsten und süßesten Empfindungen meines Herzens. O wie erfreuend ist für mich der Gedanke, daß ich mit den guten und mir theuren Menschen, an deren Seite ich durch dieses Leben gehe, nicht bloß für die so vergängliche Erdenwelt durch die Gefühle der Liebe und Freundschaft verbunden bin, sondern, daß wir uns dort wieder finden werden, um uns auch dort noch, und zwar mit höherer und edlerer Liebe ohne Ende zu lieben.

Leite mich,
Weisheitsvoller Glaube,
Windet meine Bahn im Staube
Durch die Nacht der Labyrinthe sich!
Stärke mich zum Dornengange!
Kühle mir die heiße Wange
Bei des Mittags Stich!

Sey mir Stab,
Tröstender Gedanke,
Wenn zur Freundesgruft ich wanke,
Zitternd sink' auf der Geliebten Grab!
Gieb mir einst der Ruhe Lächeln,
Neigt mit einem schweren Röcheln
Sich mein Haupt hinab!

Brüder auf!
Muthig alle Plagen
Aufgenommen, ausgetragen!
Bald verronnen ist des Pilgers Lauf.
Weinet nicht, singt Freudenlieder
An den Grüften unsrer Brüder!"
Streuet Rosen drauf!

Man kann leicht denken, welchen Eindruck besonders der Beschluß dieses Aufsatzes, den man acht Tage nach Alwins Tode fand und in der Familie vorlas, auf die Herzen seiner Hinterbliebenen müsse gemacht haben.

Friedrich Fitzallen:

oder Geschichte eines ungerathenen Sohnes; zur Warnung für Knaben und Jünglinge.

Friedrich Fitzallen wurde auf einem Landgute im nördlichen Irland, Nahmens Ballyvolin-Thal, gebohren, wo sein Vater, der Oberste Fitzallen, nach einer langen Reihe im Dienste seines Vaterlandes zugebrachter Jahre, in Ruhe lebte. Die Erziehung des Knaben war nicht die beste. Seine Mutter, die mit ihrem Gemahle ziemlich uneinig lebte, verdarb das Kind schon frühe, theils durch Verzärtelung, theils dadurch, daß sie ihm gegen seinen Vater, als gegen einen lieblosen, hartherzigen und grausamen Mann, wie sie ihn nannte, einen Widerwillen beibrachte; woher es denn rührte, daß sich seine von Natur hitzige, ungestüme und trotzige Gemüthsart von

Tag zu Tag verschlimmerte; bis es endlich dahin kam, daß der Bube zum Tyrannen im Hause ward.

Als der junge Fitzallen zehen Jahre alt war, verlohr er seinen Vater durch einen plötzlichen Tod. Auf den Rath seines Großvaters von mütterlicher Seite, des Herrn Patrick, ward beschlossen, ihn auf eine Schule nach Londonderry zu thun. Der Knabe ließ sich dieses auch gern gefallen, weil er sich nichts anders vorstellte, als daß er zu Londonderry in dem Hause seines Großvaters, der in dieser Stadt wohnte, ein bequemes und gutes Leben haben würde. Als er aber an Ort und Stelle kam, und hörte, daß er in der Schule selbst wohnen und da bleiben sollte; so gerieth er hierüber in eine unbeschreibliche Wuth, so daß er sogar seinen Großvater schlagen wollte. Herr Patrick aber, der ein Mann von Entschlossenheit war und solchen Scherz nicht verstand, lehrte den Trotzkopf auf der Stelle durch eine Tracht derber Schläge seine Tollkühnheit bereuen: und Friedrich hatte auch schon Verstand genug, um zu begreifen, daß er in Londonderry nicht mehr so den Herrn und Meister würde spielen können, wie er es in dem Hause seiner Eltern gethan hatte. Er ergab sich demnach in sein Schicksal.

Unter den jungen Leuten, mit denen er in dieser Lehranstalt in Bekanntschaft kam, war einer Nahmens Langford, der ihm an Arglist und Bösartigkeit nichts nachgab. Wegen dieser Aehnlichkeit ihrer Gemüthsart entstand bald zwischen ihnen eine Vertraulichkeit, die sie zu unzertrennlichen Gefährten machte. Sie ersannen und verübten gemeinschaftlich manchen boshaften Streich, wodurch sie nicht nur ihre Mitschüler beleidigten, sondern auch sich gegen ihre Lehrer und Vorgesetzten sehr gröblich vergingen. Die Strafen, die sie sich hierdurch zuzogen, dienten, anstatt sie zu bessern, nur dazu, sie zur Rache zu entflammen. Langford verfiel endlich in eine tödtliche Krankheit, an der er auch unter den schrecklichsten Gewissensqualen starb, nachdem er vorher dem Direktor der Schule einige bisher verborgen gebliebene sehr frevelhafte Streiche bekannt hatte, in deren Ausführung Friedrich Fitzallen sein treuer Gefährte und Theilnehmer gewesen war. Weil der Direktor hierdurch den jungen Fitzallen von einer solchen Seite kennen lernte, daß er ihn unmöglich länger in seiner Schule dulden konnte; so gab er ihn seinem Großvater zurück, nachdem er ihm die Bosheiten, deren er sich bisher schuldig gemacht, aufs ernstlichste vorgehalten und ihn zur Besserung ermahnt hatte.

Mittlerweile

Mittlerweile hatte sich Friedrichs Mutter wieder vermählt; und da das Regiment, bei dem ihr neuer Gemahl als Officier stand, gleich nach ihrer Hochzeit Befehl zum Einschiffen bekommen hatte; so war sie mit nach Westindien abgesegelt, und hatte ihren ungerathenen Sohn unter der Aufsicht ihres Vaters gelassen, der nun selbst nicht recht wußte, was er mit ihm anfangen sollte, und daher auf den Einfall kam, ihn auch nach Westindien zu schicken. Aber der junge Mensch, dem es in Europa gut genug war, hatte zu einer so weiten Reise gar keine Lust: und da sein Herz nichts von kindlicher Liebe gegen seine Mutter fühlte; so lockte ihn auch die Hoffnung, dort wieder zu ihr zu kommen, auf keine Weise in diese entfernte Weltgegend.

Da durch Müßiggang und Unthätigkeit auch gutartige und gutgesinnte junge Leute gar leicht verdorben werden; wie gefährlich und schädlich mußte es erst für einen Menschen von Friedrichs verkehrter Gemüthsart seyn, wenn er ohne Beschäftigung sich selbst überlassen blieb! Daher bestand Herr Patrick darauf, daß er den Soldatenstand ergreifen mußte, zu welchem er noch die mehreste Neigung verspüren ließ. Es wurde eine Lieutenantsstelle unter dem 61sten Regimente für

ihn gekauft; und er bekam bald hernach, bei dem Antritte seines siebzehenten Jahres, Befehl, mit dem Regimente nach Westindien abzugehen. So groß auch sein Unwille und sein Verdruß hierüber war; so sah er doch ein, daß er sich einer Verfügung, wogegen keine Widersetzlichkeit Statt fand, gehorsam unterwerfen müßte.

Die Ueberfahrt ging schnell, die Reise war glücklich, und das Regiment langte zu rechter Zeit auf der bestimmten Insel an. Der erste Umstand, der Friedrichs Erstaunen erregte, war der, daß das Regiment unter dem er stand, dasjenige, in dem sein Stiefvater diente, ablösen sollte. So wenig auch Friedrichs Herz der Empfindungen der Liebe und Freundschaft fähig war, so viel vermochten die Regungen des Eigennutzes über dasselbe. Nichts also, als die Hoffnung, Nutzen aus den Erfahrungen seines Stiefvaters zu ziehen, bewog ihm, die Larve kindlicher Liebe anzulegen, und sich unverzüglich nach des Herrn Hauptmanns Macnamara Quartier zu erkundigen.

Zu der Zeit, als sich Herr Macnamara mit der Frau Oberstin Fitzallen vermählte, war er nur erst Fähndrich: nach seiner Vermählung aber kaufte er sich eine Compagnie. Allein wegen sei-

ner ausschweifenden Verschwendung sah er sich nach kurzer Zeit genöthigt, sein Hauptmannspatent wieder um die Hälfte von dem, was es ihm gekostet hatte, zu verkaufen: und um die Zeit, da sein Stiefsohn auf der Insel ankam, hatte der Herr Hauptmann bereits nicht nur seine Stelle; sondern auch sogar seine Frau verlassen, welche letztere hierdurch in einen höchst dürftigen und hülflosen Zustand war versetzt worden. Durch eine Krankheit, welche die Folge ihrer langen Leiden und Kümmernisse war, wurde ihr Elend noch viel drückender. Anstatt nun daß Friedrich seiner trostlosen Mutter mit offenen Armen hätte zu Hülfe eilen sollen, versagte ihr nicht nur der Unmensch allen Beistand, sondern er vermehrte auch noch ihr Elend durch die bittersten Vorwürfe, die er ihr wegen ihrer unbedachtsamen Aufführung machte. Indessen machte die traurige Lage dieser unglücklichen Frau, in der sie vergebens ihre Zuflucht zu dem Mitleiden ihres Sohnes hatte nehmen wollen, Eindruck auf ein anderes gefühlvolles Herz, welches durch keine Blutsverwandtschaft mit ihr verbunden war. Denn sie erhielt von einem Unbekannten, dessen Nahmen sie nie erfuhr, eine Summe Geldes zugeschickt, wodurch sie hinlänglich in Stand gesetzt wurde, sich nach Eng-

land einzuschiffen, wo sie den Schutz und Beistand, der ihr von ihrem unnatürlichen Sohne war versagt worden, in den Armen ihres Vaters suchte und fand.

Friedrich Fitzallen gab während seines ganzen Aufenthalts in Westindien so viele Proben seines leidenschaftlichen und bösartigen Charakters, daß sich in dem ganzen Regimente kein einziger Mensch befand, der so durchgängig verachtet und verabscheut worden wäre, wie er.

Endlich kam der Tag seiner Rückkehr nach England. Und da zugleich die Zeit herannahete, wo er zum Besitz seines väterlichen Erbgutes gelangen sollte; so ward er durch sein übermüthiges und trotziges Betragen, wodurch er alle, die ihm nahe kamen, beleidigte, mit jedem Tage unausstehlicher. Ein junger Mann von Geist und Muth, und dabei von leutseliger, liebenswürdiger Gemüthsart, hatte dieses hochmüthige und befehlshaberische Benehmen schon längst mit Aergerniß angesehen: aber da ihm doch noch nie eine persönliche Beleidigung von dem trotzigen Menschen widerfahren war; so vermied er jede Gelegenheit, wo sein Unwille gegen ihn hätte ausbrechen können. Endlich aber wurde er doch einmal auf eine so empfindliche Art von ihm beleidigt, daß

er dem übermüthigen Burschen schlechterdings sagen mußte, er fordere von ihm wegen seiner unanständigen Begegnung eine genugthuende Erklärung. Der starrsinnige und ungestüme Friedrich, der von Kindheit an nie gewöhnt worden war, seine Affekten im Zaume zu halten und seinen Zorn zu mäßigen, schoß einen grimmigen Blick auf den jungen Mann, zog in der Wuth den Degen, und stieß ihm denselben, ehe er Mittel zu seiner Vertheidigung ergreifen konnte, in die Brust.

Diese That war zu abscheulich, als daß nicht, sobald sie vollbracht war, Schrecken, Reue und Verzweiflung die Seele des unglücklichen Friedrichs hätten ergreifen sollen: und wahrscheinlich würde er zu dem Verbrechen einer Mordthat auch noch das einer Selbstentleibung hinzugefügt haben, wenn ihn nicht die Umstehenden daran gehindert hätten. Er wurde augenblicklich festgenommen; man legte ihm Ketten an, und brachte ihn in diesem traurigen Zustande zu Schiffe, um nach Europa geführt zu werden. Und als er nun in dem bestimmten Hafen angekommen war; so gewährte er dem zusammengelaufenen Volke ein Schauspiel, das theils Abscheu theils Mitleiden erregte.

Die schreckenvolle Nachricht von Friedrichs Schicksale kam gar bald seiner unglücklichen Mut-

ter zu Ohren: und da sie sich den quälenden Vorwurf machen mußte, durch eine sehr fehlerhafte Erziehung den Grund zu dem Unglück ihres Sohnes gelegt zu haben; so gerieth sie in einen Zustand der Verzweiflung, wovon eine unheilbare Schwermuth die Folge war, von der sie weder die zärtliche Sorgfalt ihres Vaters, noch die theilnehmenden Bemühungen ihrer übrigen Freunde jemals wieder zu befreien vermochten.

Herr Patrick sah wohl ein, daß weder Fürbitte, noch Ansehen im Staate vermögend wären, seinem unglücklichen Enkel das Leben zu retten: aber er hielt es doch für Pflicht, die Sache zu versuchen, und wenn er auch nicht im Stande wäre, ihm das Leben zu erhalten, doch so viel als möglich, zum Troste seiner letzten Stunden beizutragen. In dieser löblichen Absicht überließ er seine niedergeschlagene Tochter der Aufsicht und Fürsorge ihrer Freunde, begab sich auf ein Irländisches Paketboot, gelangte binnen 36 Stunden nach Holyhead, und reiste von dannen mit äußerster Eile nach Winchester, wo sein Enkel gefangen saß.

Dieser befand sich in einem sehr trostlosen Zustande. Seit dem Augenblicke, da er gefangen gesetzt worden war, hatte sich ihm kein Mensch

genähert, der ihm durch Bedauern und Wohlwollen sein Elend erleichtert hätte. Der mürrische Gefangenwärter hatte ihm entweder seine dürftige Portion von Nahrung schweigend hingesetzt, oder ihn allenfalls höhnisch gefragt, ob er sie nach seinem Geschmacke fände. Wie tröstlich mußte daher nicht für ihn die Thräne des Mitleids aus dem Auge seines Großvaters, und wie unerwartet erfreulich die Gegenwart eines Menschen seyn, der Theilnahme und Liebe gegen ihn fühlte!

Als Herr Patrick mit seinem vierspännigen Wagen vor dem Thore des Gefängnisses hielt, und die Neugierde des zusammen gelaufenen Volkes rege gemacht hätte, hörte er auch schon die Flüche und Verwünschungen, die der murmelnde Haufe gegen seinen unglücklichen Enkel ausstieß, welcher sich durch seine Härte gegen die Soldaten, die unter seinen Befehlen gestanden, den allgemeinen Haß zugezogen hatte. — Mit klopfendem Herzen und wankenden Schritten folgte der bekümmerte Mann dem Kerkermeister zu dem dunkeln Gefängniß: und als die schwerfällige Thür dazu aufging und er den elenden Verbrecher ansichtig ward; verrieth ein Strom von Thränen den Schmerz seines gepreßten Herzens. — Auf ein Bund Stroh hingestreckt lag der bedauernswürdige

Sohn der vielgeliebten Tochter: und als er sich aufraffte, um zu sehen, wer zu ihm hereinträte; erfüllte das Klirren der Ketten das großväterliche Herz mit Entsetzen. „Friedrich! schluchzte der arme alte Mann, elender, unglücklicher Junge! Mußte ich darum so lange leben, daß ich dich nach langer Abwesenheit in diesem Zustande sähe?" —

„O schonen Sie, schonen Sie meiner! rief der unglückliche Jüngling aus. Ich bin der elendeste Mensch, den die Erde trägt: aber mein Unglück wird mir völlig unerträglich, und ich möchte wahnsinnig werden, wenn ich sehe, wie sehr Sie um meinetwillen leiden." —

Herr Patrick nahm ihn freundlich bei der Hand, hieß ihn, sich auf das Strohlager niedersetzen, von dem er so eben aufgestanden war, und suchte die heftige Bewegung seines Gemüthes zu stillen. Er brachte einige Stunden unter religiösen und andern nützlichen Gesprächen bei ihm zu, und war so glücklich zu bewirken, daß Friedrich mehr Gelassenheit und Ergebung in sein Schicksal zeigte, als er ihn verließ.

Als sich Herr Patrick nach den Umständen erkundigte, womit Friedrichs Mordthat verbunden gewesen war; so sah er wohl ein, daß die Hin-

richtung seines Enkels unvermeidlich war. Doch beschloß er, für den unglücklichen Jüngling, dessen Rettung auf dem Wege des Rechts nicht zu bewirken war, um Gnade und wenigstens um Milderung seiner Strafe zu bitten. Er richtete hierdurch auch so viel aus, daß Friedrich aus dem Kerker, worin er so lange eingesperrt gesessen hatte, in eins von denen Gefängnissen gebracht wurde, die sonst nur für böse Schuldner bestimmt sind. Sein Schicksal ward hierdurch weit erträglicher; und er wartete nun in Geduld den furchtbaren Richterspruch ab, der ihn verurtheilte, sich vor dem Thron des Ewigen zu stellen.

An dem letzten Abend vor dem Tage, der zu der Hinrichtung des unglücklichen Menschen angesetzt war, langte noch ein expresser Bote aus Irland mit der traurigen Nachricht an, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hätten, die Hauptmännin Macnamara je wieder herzustellen. Ihr Vater wurde durch diese Nachricht in die größte Betrübniß versetzt, und für ihren Sohn, der schon ohnehin durch die bitterste Reue gepeinigt wurde, war es eine sehr empfindliche Strafe, noch vor seinem Tode erfahren zu müssen, daß er durch seine lasterhafte Aufführung das Leben seiner unglücklichen Mutter verkürzt hatte.

Endlich schlug auch für ihn die lezte Stunde, welche seinem durch Missethaten und Verbrechen bezeichneten Leben, im zwanzigsten Jahre seines Alters, ein Ende machen, und dem häufig versammelten Volke die Folgen einer ungebändigten Gemüthsart, die sich keine Schranken gefallen lassen will, vor Augen stellen sollte. Die Hinrichtung war eben so feierlich, als traurig und erschütternd; und sie ließ in den Gemüthern der Zuschauer einen tiefen, warnenden Eindruck zurück.

Nachdem der entseelte Körper die gewöhnliche Zeit am Galgen gehangen hatte, wurde er einem von den Bedienten des Herrn Patrick übergeben, der in einer kleinen Entfernung von dem Richtplatze mit einem Sarge wartete. Hier wurde der Leichnam in einem schon zugerichteten Grabe verscharrt und folgende Inschrift darauf gesetzt:

„Wenn ungestüme Leidenschaften dein Gemüth beherrschen, Wanderer! so verweile „bei diesem Grabmahle: denn hier liegt ein „Jüngling, der in der Blüthe seines Lebens „als ein Opfer derselben fiel.“

Einige Vorsichtsregeln für den Umgang mit andern Menschen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Frage aufgeworfen wird, ob es gut sey, viel oder wenig in Gesellschaft zu erscheinen; so läßt sich hierauf keine auf alle Menschen passende Antwort geben, weil die Umstände, Bedürfnisse und Verhältnisse der Menschen so sehr verschieden sind. Im Ganzen aber kann man dies zur Regel annehmen, daß man sich nirgends aufdringen und die Leute überlaufen solle; daß es besser sey, wenn gefragt wird, warum wir so selten erscheinen, als wenn man seine Verwunderung darüber zu erkennen giebt, daß wir so oft kommen. — Auch muß man wissen, wann es

Zeit sey, wieder fortzugehen; damit man nicht durch seine Gegenwart überlästig werde.

Es ist rathsam, nur mit wenigen und vorher sorgfältig geprüften Personen vertraulich zu werden. Gar viele Menschen pflegen die zu mißbrauchen, zu vernachläßigen und gering zu achten, welche mit ihnen auf einem vertrauten Fuß umgehen: so lange man ihnen aber einigermaßen fremd bleibt; so wird man von ihnen geschont, geehrt und aufgesucht.

Man hüte sich vor der thörigten Eitelkeit, mit aller Gewalt glänzen, bewundert und hervorgezogen werden zu wollen, oder zu verlangen, daß aller Menschen Augen nur auf uns gerichtet und ihre Ohren nur für uns gespitzt seyen: denn wenn diese Forderungen und Erwartungen nicht erfüllt werden; so werden wir uns aller Orten zurückgesetzt glauben, eine traurige Rolle spielen, uns und andern Langeweile machen oder wohl gar erbittert und menschenscheu die Gesellschaft fliehen und von ihr geflohen werden. Ein bescheidener, von eitelm Eigendünkel freier Mensch ist gewöhnlich in jeder

Gesellschaft vergnügt, weil die Ansprüche und Forderungen, die er an die Achtung, Höflichkeit und Gefälligkeit Anderer macht, beinahe immer erfüllt und oft noch übertroffen werden.

Mache in deinem äußern Betragen einigen Unterschied unter den Menschen, mit welchen du umgehst. Bewillkomme nicht jeden durch Darreichung deiner rechten Hand; umarme nicht jeden; drücke nicht jeden an dein Herz. Was bewahrest du den Bessern und Geliebten auf, wenn du die Zeichen deiner Achtung und Liebe an jedermann verschwendest? und wer wird deinen Freundschaftsbezeugungen trauen oder ihnen einigen Werth beilegen, wenn du so schlecht damit Haus zu halten weißt?

Suche dir immer gleich zu bleiben. Sey nicht heute warm, morgen kalt; heute der lustigste Gesellschafter, morgen trocken und stumm wie eine Bildsäule. Mit so wetterwendischen Menschen ist übel umzugehen. Sie überhäufen uns, wenn sie gerade in guter Laune sind, oder niemand um sich haben, der vornehmer als wir,

oder spaßhafter, oder ein größerer Schmeichler ist, mit allen Zeichen der herzlichsten, vertraulichsten Freundschaft. Wir bauen darauf, und wollen wenig Tage nachher den Freund wieder besuchen, der uns so warm und herzlich geladen hat, doch ja recht oft zu kommen. Wir gehen hin, werden aber sehr frostig und verdrüßlich empfangen, weil man gerade nicht wohl gelaunt ist: oder man läßt uns ohne Unterhaltung in einer Ecke sitzen und antwortet uns nur ganz kurz und mit abgebrochenen Worten, weil man gerade von Leuten umgeben ist, die vornehmer sind oder besser schwatzen und schmeicheln können als wir. Von solchen Menschen muß man sich entfernt halten oder sich unvermerklich von ihnen zurück ziehen: und wenn sie nachher in einem Augenblicke von Langerweile unsere Freundschaft wieder suchen; so sey man gleichfalls kalt gegen sie und lasse sie es merken, daß man die Unzuverläßigkeit ihres Charakters kennt und nichts mit ihnen zu thun haben will.

Habe Geduld mit den Eigenheiten und selbst mit den Schwachheiten derer, mit welchen du umgehst. Wenn daher z. B. jemand ein Geschicht-

chen oder sonst etwas vorbringt, das er gern erzählt; so laß es ihn nicht auf eine unangenehme Weise merken, daß die Sache dir alt und langweilig ist. — Und wenn die Leute unschuldige Liebhabereien haben, gern von Pferden oder von Hunden reden, es gern sehen, daß man mit ihnen auf die Jagd gehe, Kräuter oder Insekten mit ihnen sammle u dgl., so bequeme dich, wofern es ohne Versäumniß und ohne große Ungemächlichkeit geschehen kann, in diesen Kleinigkeiten nach ihnen.

Die Frage: mit wem man am meisten umgehen solle? läßt sich nur nach eines jeden besondern Lage beantworten. Hat man die Wahl; so wähle man sich die Weisern zu seinem Umgange, Leute, von denen man lernen kann, die uns nicht schmeicheln und uns an Einsichten und Kenntnissen überlegen sind. Doch giebt es auch Lagen, in welchen es nützlich und lehrreich ist, uns unter Menschen von allerhand Fähigkeiten zu mischen; ja wo es Pflicht ist, nicht bloß mit Leuten umzugehen, von denen wir, sondern auch mit solchen, die von uns lernen können. Eine tadelnswerthe Eitelkeit aber ist es, wenn jemand nur mit solchen

Personen Umgang pflegt, die er weit zu übersehen glaubt, und die er als untergeordnete Wesen nur nach seinen Launen und Einfällen zu lenken, oder zur Erreichung seiner Absichten zu mißbrauchen sucht.

Verflechte niemand in deine Privatzwistigkeiten, und fordere nicht von denen, mit welchen du umgehst, daß sie Theil an den Uneinigkeiten nehmen sollen, die zwischen dir und Andern herrschen.

Sey dienstfertig, aber nicht zudringlich: das heißt, suche Andern mit Rath und That zu nützen, wenn du darum angesprochen wirst; aber nöthige ihnen deine Dienste nicht auf. Die Wenigsten wissen dir Dank dafür; und selbst wenn uns die Leute um Rath fragen, sind sie gewöhnlich schon entschlossen zu thun was ihnen gefällt. — Belästige nicht zu oft und ohne Noth deine Bekannten mit kleinen, unwichtigen Aufträgen, z. B. etwas für dich einzukaufen, Briefe für dich zu schreiben u. dgl. — Mische dich auch nicht in Familienhändel: denn man fährt dabei oft in der besten Absicht sehr übel. — Vor allen Dingen

hüte

hüte dich, Zwistigkeiten schlichten und Versöhnungen stiften zu wollen; es sey denn zwischen geliebten Personen, die man genau kennt: mehrentheils wirst du beide Parteien gegen dich aufbringen, und oft werden sie sich vereinigen, um gemeinschaftlich über dich herzufallen.

Beurtheile die Menschen nicht nach dem, was sie reden, sondern nach dem, was sie thun: aber wähle zu deinen Beobachtungen solche Augenblicke, in welchen sie von dir unbemerkt zu seyn glauben. — Oft wirst du bei gehöriger Aufmerksamkeit und Klugheit auch schon aus gewissen Kleinigkeiten auf den Charakter einer Person schließen können. So ist es zur Beurtheilung eines Menschen nicht ganz unbedeutend, ob er z. B. lieber allein seinen Weg geht, oder sich immer an eines Andern Arm hängt; ob er in gerader Linie fortschreitet, oder bald auf die eine, bald auf die andere Seite abweicht, oft an seinen Nebengänger stößt und ihn auf die Füße tritt; ob er durchaus keinen Schritt allein thun, sondern stets Gesellschaft haben, immer sich an Andere anschließen muß; ob er nie einen Entschluß zu fassen pflegt, ohne erst Andere um Rath gefragt oder sich erkundigt zu

haben, wie es sein Nachbar oder seine Bekannten machen; ob er mit jedermann der ihm vorkommt, von sich und seinen Angelegenheiten spricht; ob er gewohnt ist, bei jeder Gelegenheit sich und seine Rechtschaffenheit zu rühmen; ob er Andern gern in die Rede fällt und niemand zum Worte kommen läßt; ob er gern geheimnisvoll thut, die Leute auf die Seite ruft, um ihnen ganz gemeine Dinge in das Ohr zu sagen; ob er gern entscheidet, ein Rechthaber ist und keinen Widerspruch vertragen kann u. s. f. — Aus diesen und ähnlichen Wahrnehmungen läßt sich allerdings vieles schließen: doch hüte man sich, aus einzelnen Zügen dieser Art, auf eine zu rasche und übereilte Weise, über den ganzen Charakter zu richten.

Sey nicht zu parteiisch eingenommen für Menschen, die dir freundlicher begegnen als Andere. — Baue nicht eher auf treue Liebe und Freundschaft, die immer Stich hält, als bis du erst solche Proben gesehen hast, die wenigstens einige Aufopferung kosten. Die mehresten Menschen, die uns mit ganzem Herzen ergeben zu seyn scheinen, treten zurück, sobald es darauf ankommt,

Vortheilen oder Vergnügungen, die ihnen am Herzen liegen, um unsertwillen zu entsagen.

Wenn in einer Gesellschaft etwas vorfällt oder etwas gesprochen wird, das dir seltsam oder lächerlich vorkommt; so hüte dich, dein Befremden dadurch an den Tag zu legen, daß du Einen von den Anwesenden mit Verwunderung oder mit Lächeln ansiehest. — Willst du von einem in der Gesellschaft mit deinem Freunde etwas reden; so gebrauche die Vorsicht, die Person, von welcher du redest, nicht dabei anzusehen. — Und ist dir daran gelegen, etwas zu hören, das, in einiger Entfernung von dir, gesprochen wird; so wende deine Blicke nicht dahin; man wird sonst aufmerksam auf dich: und man hört ja auch nur mit den Ohren, nicht mit den Augen.

Von deinen Grundsätzen, so lange du sie für richtig erkennst, gehe nur äußerst selten, und da, wo es auf Tugend und Rechtschaffenheit ankommt, **nie** ab. Ohne die höchste Noth Ausnahmen von einer einmal festgesetzten Lebensregel zu machen, ist sehr gefährlich, und führt immer weiter, vom

Kleinen zum Großen. Bleibe also standhaft bei dem, was du dir einmal zum Gesetze gemacht hast: aber hüte dich, dir eher etwas zum Gesetze zu machen, als du die Sache sorgfältig von allen Seiten geprüft und alle mögliche Fälle überlegt hast.

Was dir aber heiliger als alles Uebrige seyn soll, ist die Vorschrift: Bemühe dich immer so redlich, so menschenfreundlich und wohlwollend, so entfernt von aller Falschheit und von schändlichem Eigennutze mit deinen Nebenmenschen umzugehen, daß du ein gutes Gewissen bewahrest. Bei keinem deiner Schritte müssest du das Urtheil dieses deines innern Richters zu scheuen haben! Nie müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen! Gehe nie schiefe Wege, und baue dann sicher auf Gottes Beistand und auf Menschenhülfe in der Noth. Wirst du auch eine Zeitlang von dem großen Haufen gemeiner Seelen verkannt, verfolgt dich auch wohl ein widriges Geschick; o so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens und von der Redlichkeit deiner Absichten dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben. Du kannst sicher darauf rech-

nen, daß die Zeit kommen werde, wo dir auch die Menschen werden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bis dahin schweige und dulde, und quäle weder dich selbst noch Andere mit Klagen. Dein kummervolles, aber durch den Ausdruck eines guten und schuldlosen Herzens sich empfehlendes Angesicht wird im Umgange weit mehr Interesse, Wohlwollen und Theilnahme erwecken, als das fade oder tückische Lächeln des glücklich scheinenden Thoren oder Bösewichts.

Die alten Deutschen.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Die alten Deutschen unterhielten keine gedungene Soldaten, sondern jeder freie Mann war ein gebohrner Krieger. Bei einer sogenannten Landwehre oder einem Vertheidigungskriege mußte jeder Wehrhafte, d. i. jeder dem die Waffen zu führen oben gedachter maaßen feierlich war erlaubt worden, mit zu Felde. Wenn aber Einfälle in fremde Länder unternommen wurden, welches jedoch selten von ganzen Nationen, sondern nur von diesem oder jenem Anführer geschah; so suchte dieser so viele Leute zu seinem Vorhaben zu bereden als er konnte: und wer sich dann einmal zur Theilnahme an einem solchen Zuge anheischig gemacht hatte, der mußte auch Wort halten.

Die Waffen der meisten deutschen Nationen waren große Spieße; Pfriemen (eine kleinere Art von Spießen); Schilde, die aber zum Theil nur von Weiden geflochten waren; selten Sturmhauben und Harnische. Die Pfriemen gebrauchten sie auch als Wurfspieße; eigentlicher Pfeile aber bedienten sie sich erst in etwas spätern Zeiten. Sie liebten das Handgemenge, weil sie da ihre persönliche Stärke und Tapferkeit am besten zeigen konnten. Ungemein viel aber schadete ihnen der Umstand, daß sie fast ganz nackend am Leibe, und sowohl gegen die scharfen römischen Dolche in der Nähe, als gegen die Pfeile in der Ferne zu wenig bedeckt waren. — Während des Treffens hatten sie ein eigenes Kriegsgeschrei, Barritus genannt, welches mit einem leisen Gemurmel anfing, nach und nach aber dergestalt wuchs, daß es dem Getöse ähnlich war, welches von den sich an Felsen brechenden Wasserwogen entsteht.

Daß die Deutschen tapfer gewesen sind, das beweist das Geständniß sowohl ihrer Feinde als auch ihrer Freunde. Ihre Nachbarn, die Gallier, getrauten sich nicht, sich mit ihnen an Tapferkeit zu vergleichen. Einige Gallische Nationen hielten es sogar für eine große Ehre, ihren Ursprung von den Deutschen abzuleiten. Auch

die Römer waren bei aller ihrer stolzen Eigenliebe billig genug, den Deutschen, was die Tapferkeit betrifft, nach ihnen selbst, unter allen andern Nationen den ersten Platz einzuräumen. Kein Titel war den Römischen Kaisern angenehmer und schmeichelhafter, als Germanicus (der Ueberwinder der Deutschen); ja es ward endlich sogar Mode, diesen Titel zu führen, man mochte ihn verdient haben oder nicht. Auch ließ es Rom nicht an prachtvollen Triumphen fehlen, die es über die Deutschen hielt: aber Deutschland blieb immer unbezwungen. Das Seltsamste war dies, daß man eben die Münzen, worauf Deutschland als überwunden vorgestellt war, den Deutschen selbst auszahlen mußte, um sie in Ruhe zu erhalten. — Die Römer selbst suchten nicht nur eine Menge deutscher Krieger in ihre Dienste zu ziehen, sondern sie vertrauten auch deutschen Feldherren zuletzt das Commando über ihre eigenen Armeen an.

Die Nation bestand theils aus edeln, theils aus freien Männern. Eine seltsame Erscheinung, daß bei Menschen, die in Thierhäute gekleidet waren und mit ihrem Viehe unter einem Dache wohnten, schon ein Adel anzutreffen war. Vermuthlich bestand derselbe aus den Nachkom-

men derjenigen Männer, die jeder Völkerschaft ihre erste Einrichtung gegeben, die obrigkeitliche Aemter zuerst bei ihr verwaltet und in gewissem Betrachte ihre ersten Stifter und Gesetzgeber gewesen waren. Deswegen blieb man auch bei diesen adelichen Familien stehen, wenn Könige oder Fürsten zu wählen waren, da man hingegen die Anführer im Felde blos nach der Tapferkeit wählte. — Die alten Deutschen hatten auch **Knechte** oder **Leibeigene**; und, welches ihnen Ehre macht, sie gingen menschlich mit ihnen um. Zwischen Herren und Knechten war in der Lebensart wenig Unterschied. Der Knecht hatte seine eigene Wohnung und Haushaltung wie der Herr: nur daß er gewisse Abgaben, die in Getreide, Vieh und Kleidungsstücken bestanden, entrichten mußte. Selbst die Kriegsgefangenen hatten insgemein kein härteres Schicksal zu gewarten, obschon die unmenschliche Art, wie die Römer nicht selten ihre deutschen Gefangenen behandelten, sie ebenfalls hätte zur Härte reizen können. Zu Rom machte man nämlich Fechter aus ihnen, die sich unter einander ermorden mußten, um einen müßigen Pöbel durch Verspritzung ihres Blutes zu vergnügen; oder man zwang sie, zur Belustigung des Volks mit wilden Thieren zu

kämpfen; oder man warf sie denselben wohl gar ohne Waffen vor, wie selbst Constantin mit einigen deutschen Fürsten gethan hat. Das erträglichste für sie war noch, wenn man sie unter die römischen Legionen steckte, oder ihnen Felder anwies, und die verödeten römischen Provinzen durch sie bevölkerte.

Was die Religion betrifft; so waren die alten Deutschen, wie die meisten andern wenig kultivirten Völker, ziemlich abergläubisch. Sie beteten die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde (Hertha) an. Diese Art der Abgötterei scheint die früheste bei fast allen Nationen, und dabei die verzeihlichste zu seyn. Die Menschen empfanden mit einer Art von dankbaren Freude den wohlthätigen Einfluß der Sonne, die auch noch überdas durch ihr prachtvolles Ansehen und durch ihren blendenden Glanz auf die Sinne und die Einbildungskraft einen so gewaltigen Eindruck macht. Besonders konnte den Deutschen in ihren kalten und waldigten Gegenden nichts angenehmer seyn, als wenn sich die Sonne nach den langen Winternächten ihnen wieder näherte. — Der Mond that ihnen, besonders bei ihren Jagden, welchen die Nacht günstiger ist als der Tag, und bei ihren Reisen durch die großen Waldungen

und Gehölze, zumal im Winter, die besten Dienste. — Das Feuer schützte sie gegen die Kälte und war daher ihre angenehmste Gesellschaft; — und die Erde gab ihnen und ihrem Viehe Nahrung. Es ist daher kein Wunder, daß sie gegen diese Wesen, die sie sich als wohlthätige Gottheiten dachten, große Dankbarkeit empfanden und sich auch für die Zukunft ihrer Wohlthaten zu versichern suchten. — Ueberdas hatten sie einen Gott des Donners, den sie Thor nannten, und von dem der Donnerstag noch wirklich den Namen hat; desgleichen eine Göttin der Liebe, welche Freya hieß, und dem Freitage den Nahmen gegeben hat. — Ein so kriegerisches Volk, wie die Deutschen waren, mußte auch seine Kriegsgötter haben. Unter diesen war keiner berühmter als Othin oder Wodan. — Die Deutschen unterschieden sich dadurch von andern weit gesittetern Völkern, daß sie glaubten, die Götter wären zu groß, als daß sie in die Wände und Mauren der Tempel eingeschlossen oder in menschlicher Gestalt abgebildet werden dürften. Anstatt der Tempel dienten ihnen die geheiligten Haine oder Wälder, in welchen ihre Heiligthümer aufbewahrt und die Opfer verrichtet wurden. Diese Haine wurden in großer Ehre

gehalten: niemand durfte sich unterstehen, einen Baum darin zu fällen, denn einen solchen Frevel, meinten sie, würden die Götter auf der Stelle bestrafen. — Sie glaubten ein zukünftiges Leben; und daher rührte zum Theil ihre Verachtung des Todes. Uebrigens bestunden die Beschäftigungen und die Glückseligkeit des zukünftigen Lebens, ihrer Meinung nach, darin, daß man sich unter einander mit Gefechten belustigte, und köstliches Bier aus großen Hörnern und den Hirnschädeln erschlagener Feinde trank, welches sie oft auch schon in diesem Leben thaten. Dem Todten wurden seine Waffen mitgegeben: man verbrannte sein Pferd und seine Hunde, manchmal auch noch obendrein einige Knechte mit ihm, damit er sich derselben noch in der andern Welt bedienen möchte. Die grosien Gebeine, die man in den Grabhügeln findet, sind nichts anders als dergleichen Pferdeknochen, die man oft aus Unwissenheit für Riesengebeine gehalten hat. Man gab den Todten manchmal auch Geld mit, damit sie auf der Reise in die andere Welt keinen Mangel leiden möchten. Weil dieses Geld in den folgenden Zeiten mehrmals bei den Kohlen des Leichenbrandes gefunden worden; so hat sich daher der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der

Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden seyn müßten. Endlich ging der Aberglaube des Pöbels so weit, daß die Kohlen selbst für Gold und Silber gehalten wurden, das durch Bezauberung das äußere Ansehen der Kohlen erhalten hätte. — Um das Andenken merkwürdiger Männer desto besser zu erhalten, begruben sie selbige Anfangs unter großen Bäumen. In der Folge warfen sie Erdhügel auf, um den Ort zu bezeichnen, wo die Aschentöpfe und die Gebeine der Verstorbenen begraben lagen. Manchmal bezeichneten sie die Grabstätten mit ungeheuren Steinen, welche auch zugleich zur Sicherheit der Todten dienen sollten, damit sie nicht beunruhigt oder des ihnen Mitgegebenen beraubt würden.

Dies ist das Merkwürdigste von den Sitten der alten Deutschen, welche sich durch Freiheitsliebe und Tapferkeit vor so vielen andern Nationen auszeichneten, und das, was ihnen an Kenntnissen, Verfeinerung und Bequemlichkeiten des Lebens mangelte, durch viele rühmliche Eigenschaften und wichtige Vorzüge ersetzten. Wenigstens hatten sie keine Ursache, die so hoch gerühmten Griechen und Römer zu beneiden, die bei ihrer Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit so viele

Uebel zu erdulden hatten, welche unsere Vorfahren bei ihrer genügsamen Dürftigkeit kaum dem Namen nach kannten.

Nöthige Vorsicht gegen Unbekannte.

Folgende Begebenheit kann jungen Leuten zur Warnung dienen, daß sie sich nicht auf Reisen in unzeitige Bekanntschaften einlassen, und sich nicht durch unüberlegte Vertraulichkeit mit völlig unbekannten Menschen Verdrüßlichkeiten, oder gar großes Unglück zuziehen.

Ein junger Mensch, Namens Rüther, reiste vor einigen Jahren mit dem Postwagen von Paderborn nach Münster, um sich an diesem Orte dem Ingenieurwesen zu widmen. Unterwegs, noch ehe er auf die erste Poststation (Neuenkirchen) kam, traf er mit einem Menschen zusammen, der sich für einen verunglückten, ehemals in Russischen Diensten gestandenen Sekretär ausgab. Er suche, sagte er, irgendwo in Deutschland unterzukommen, in dem gegenwärtigen Augenblicke aber sey er aller Aussichten beraubt, und nicht

einmal mit dem nöthigen Reisegelde versehen, um seine Reise nach Münster zu Fuß fortzusetzen. Von Mitleiden gerührt, bezahlt der junge Rüther zu Neuenkirchen einen Platz für den Unglücklichen auf dem Postwagen, sorgt zugleich für dessen übrige Bedürfnisse, mit dem Versprechen, zu Münster noch ferner für ihn zu sorgen und alles mögliche zur Verbesserung seiner traurigen Lage zu thun.

Der vorgebliche Russe (eigentlich ein verkappter französischer Emigrant) der nur ein wenig gebrochen Deutsch sprach, unterhielt sich während der Reise mit seinem jungen Wohlthäter in Französischer Sprache, und wußte den gutherzigen unerfahrnen Jüngling, der nichts weniger als Arglist vermuthete, auf eine geschickte Art, ganz unvermerkt, über den Zweck seiner Reise, über seine Vermögensumstände und seine übrigen Verhältnisse auszuforschen. Zu Münster trennte er sich von ihm, doch nicht ohne die heiligsten Versicherungen seiner Dankbarkeit. Er gab vor, er hätte sich entschlossen, nach Hamburg zu reisen, um sich dort auf irgend einem Handlungskomtoir eine Unterkunft zu verschaffen; und empfing beim Abschiede von seinem edelmüthigen Gefährten noch 4 Kronenthaler als Reisegeld. Aber der Nichtswürdige

würdige hatte sich schon einen Plan auersonnen dessen schlaue Ausführung bewies, daß er ein ausgelernter Bösewicht war.

Der junge Rüther besuchte am Abend das Schauspielhaus. Auffallend war es ihm, jenen Menschen hier zu finden, der seiner Meinung nach schon abgereist war: und dieser wußte allerhand Ursachen von der Verzögerung seiner Abreise von Münster anzugeben. Während der Unterhaltung bot der Unbekannte dem jungen Rüther einige Erfrischungen, dergleichen in den Schauspielhäusern verkauft werden, als Kuchen, Obst u. dgl. an; und dieser nahm sie ohne Bedenken und Argwohn, aß davon, und bat nach geendigtem Schauspiele den Fremden, ihn am folgenden Tage zu besuchen, wenn er alsdann noch nicht abgereist seyn sollte.

Kaum hatte sich der junge Mensch nach seinem Logis begeben, als er Uebelkeiten und Neigung zum Erbrechen spürte. Der Leib schwoll ihm mit jedem Augenblicke mehr an, und sein Zustand ward so bedenklich, daß man schleunigst nach einem Arzte schicken mußte. Dieser entdeckte an dem Patienten bald alle Zeichen einer Vergiftung: und ob er gleich durch den Gebrauch der erforderlichen Mittel allen gefährlichen Folgen zuvorkam;

so befand sich der Kranke dennoch fortdaurend so schlecht, daß er das Bette zu hüten genöthigt war.

Die Ursache eines so sonderbaren Zufalls konnte man auf keine Weise entdecken. Am allerwenigsten fiel irgend ein Verdacht auf unsern Unbekannten; welcher, wie sich Rüther von ihm ausgebeten hatte, nicht ermangelte, sich am andern Tage in dessen Wohnung einzufinden, um sich nach seinem Wohlseyn zu erkundigen. Als er ihn wegen seiner Unpäßlichkeit noch im Bette liegend fand; gab er seine, wie es schien, ungeheuchelte Theilnahme an dem Unfalle seines Freundes durch alle Aeußerungen und Merkmahle eines redlichen, wohlwollenden Herzens zu erkennen. Er erbot sich sogar, ihm während seiner Krankheit beizustehen, und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er vollkommen wieder hergestellt seyn würde. Der junge Rüther, der diese Anerbietungen für Aeusserungen einer freundschaftlichen und dankbaren Gesinnung hielt, nahm sie mit Freuden und mit gerührtem Herzen an.

Es wird unverzüglich dem Fremden ein Zimmer neben dem seinigen eingeräumt. Von nun an ist dieser beständig um ihn, wartet seiner, und kommt nicht von seinem Bette. Der junge Mensch

setzt in seinen Freund nicht das geringste Mißtrauen, und ahndet die Gefahr nicht, die ihm droht. Auf dieses unbegränzte Zutrauen hatte der Bösewicht, der dasselbe durch den Schein der redlichsten Ergebenheit und Freundschaft zu erhalten und zu vermehren wußte, zum Voraus gerechnet; und vermittelst desselben hoffte er sicher zu seinem Zwecke zu kommen, welches ihm auch nur allzusehr nach Wunsche gelang.

Als nämlich eines Tages der Patient in einen tiefen Schlaf gefallen war; benutzte der Fremde diesen Zeitpunkt, um sich unbemerkt des Schlüssels zu einer auf dem Zimmer stehenden Kommode zu bemächtigen, worin der Kranke sein Geld und seine andern Sachen von einigem Werthe aufbewahrte. Er schloß auf, so geräuschlos und so geschwind er konnte, durchsuchte alles, und fand ein zusammen genähetes Päckchen mit 25 Karolins. Schnell steckte er es zu sich, und entfernte sich so geschwind als möglich.

Wie erstaunte Rüther, als er beim Erwachen die Kommode geöffnet, und das Geld nebst seinem vorgeblichen Freunde verschwunden sah! Nothwendig mußte jetzt sein Verdacht auf diesen seinen gewesenen saubern Gesellschafter und Aufwärter fallen. — Man versuchte es, ihm auf die Spur

zu kommen; und man war so glücklich, ihn in dem Augenblicke zu entdecken, als er Münster zu verlassen im Begriffe war. Man suchte ihn in der Güte zum Geständnisse und zur Zurückgabe des Gestohlenen zu bewegen. Aber der Mensch war ein zu verhärteter und zu verworfener Bösewicht, als daß er durch Schonung und durch gelinde Mittel zur Erkenntniß und Wiedergutmachung seines begangenen Unrechts zu bewegen gewesen wäre. Man war daher genöthigt, die öffentliche Gerechtigkeit um ihre Hülfe zu bitten.

Der Verdächtige wurde auf obrigkeitlichen Befehl eingezogen. Und da man ihn aufs sorgfältigste durchsuchte, fand es sich, daß er die gestohlene Summe unter der Fußsohle im Stiefel verborgen hatte. Jetzt gestand er im Verhöre sein Verbrechen. Auch bekannte er, daß er vorher im Schauspielhause absichtlich seinen Wohlthäter in einem Kuchen vergiftet hätte, um sich auf die oben beschriebene Art seines Geldes zu bemächtigen.

Der Bösewicht wurde ins Gefängnis geworfen, um da seine wohlverdiente Strafe zu erwarten. Er entging ihr aber dadurch, daß er seine vorherigen Verbrechen mit einem Selbstmorde

vermehrte. Denn man fand am andern Morgen, daß er sich mit seinem Schnupftuche erdrosselt hatte.

Wie sehr bewährt sich durch diesen Vorfall das alte Sprichwort: Traue, schaue, wem!

Von dem Winterschlafe der Thiere.

Außer dem gewöhnlichen Erholungsschlafe, in welchen sowohl Menschen als Thiere von Zeit zu Zeit versinken, um nach kurzer Ruhe mit erneuten Kräften wieder zu erwachen, finden wir auch bei vielen Thieren die höchst bewundernswürdige Einrichtung, daß sie mit eintretender Winterkälte in Erstarrung und Betäubung fallen, worin sie bis zur wiederkehrenden Wärme des Frühlings bleiben: und dies nennen wir den Winterschlaf.

Zu denen Thieren, die dem Winterschlafe unterworfen sind, gehören von den Säugthieren, die Fledermäuse, der Dachs, der Igel, die Spitzmaus, die Wasserspitzmaus, der Hamster, das Murmelthier, die Zieselmaus, der Siebenschläfer, die große und kleine Haselmaus. — Von

dem Winterschlafe der Vögel ist nichts sonderliches bekannt; außer daß man im Winter Uferschwalben im Schlamme der Teiche und Flüsse erstarrt gefunden hat, die sodann, nachdem man sie in die Stubenwärme gebracht hatte, wieder auflebten und herumflatterten. — Die Amphibien halten wohl alle, theils einzeln, theils in großen Gesellschaften Winterschlaf. — Ob die Fische einen täglichen Erholungsschlaf haben, ist noch nicht ausgemacht: weniger zweifelhaft aber ist es, daß sie alle einem Winterschlafe ausgesetzt sind. — Auch Insekten schlafen. Ich darf als Beispiel nur unsere Stubenfliegen anführen. Und die Puppen vieler Insekten sind im Winter so durchfroren, daß sie wie Eiszapfen klingen, wenn man sie auf die Erde fallen läßt. Und gleichwohl bleibt das darin befindliche Thier am Leben. — Auch von den Würmern endlich bringen viele den Winter unter der Erde in Erstarrung und Betäubung zu.

Ich will nun die merkwürdigsten Erscheinungen bei dem Winterschlafe, vorzüglich der Säugthiere, anführen.

Nicht alle entschlafen zu gleicher Zeit, welches daher zu rühren scheint, weil einige ein lebhafteres, andere ein schwächeres Vorgefühl der

herannahenden Winterkälte haben. Wenn die Zeit ihres Entschlafens gekommen ist; so suchen sie ihre Nester und Höhlen, oder ihre zu diesem Zwecke tief in der Erde zubereiteten Winterquartiere auf. Hier legen sie sich in gekrümmter Richtung auf die Seite, nachdem sie alle Ein- und Ausgänge verstopft haben.

Während dieser Betäubung unterbleibt alle Ausdünstung und Ausleerung: doch findet noch ein langsamer Kreislauf, so wie eine obgleich kaum merkliche Wärme des Blutes statt.

Bei einigen Thieren ist der Schlaf sehr unterbrochen. Gewisse Arten der Fledermäuse erwachen bei gelinder Witterung mitten im Winter und flattern ganz froh und lustig umher. Tritt aufs neue Kälte ein; so begeben sie sich abermahls zur Ruhe, und nur die anhaltende Frühlingswitterung hält sie fortdauernd wach. — Der Dachs geht selbst im Winter zuweilen des Nachts, bei gelindem Wetter, zum Wasser um zu trinken; ja er sucht sogar im Januar und Februar, bei anhaltender warmer Witterung, Wurzeln, oder Eicheln und Buchekkern, die unter dem abgefallenen Laube verborgen liegen. — Die Spitzmaus, die im Freien lebt, macht sich im späten Herbste unter den Wurzeln der Bäume und Sträuche ein

Lager von klein zerbissenen Grashalmen, wo sie sich in der kalten Jahrszeit aufhält und schläft, ohne zu erstarren. — Die Haselmaus erwacht bei jeder warmer Witterung im Winter; und bei jeder geringen Verwundung, die ihr im festesten Schlafe zugefügt wird, läßt sie Zuckungen sehen und einen dumpfen klagenden Ton hören.

Andere Thiere schlafen ganz fest. So sieht man die große Speckmaus selten eher herumflattern als in den warmen Frühlingstagen. Der Igel füttert sich schon im Herbste sein Lager aus, verscharrt sich beim ersten Froste tief in dasselbe, und liegt bis zum warmen Frühlinge in einer beständigen Betäubung darin begraben. Der Hamster erstarrt in seiner Winterwohnung beim ersten Schnee, und seine Erstarrung dauert bis zur Entblößung der Erde in den wärmern Tagen des Märzes.

Manche, wie z. B. die Murmelthiere, liegen fünf bis sechs Monate in Erstarrung. Andere schlafen nur kurze Zeit. Die Zwergfledermaus kann mehr Kälte und Regen, als die andern Fledermäuse, ertragen, und man sieht sie oft herumflattern, wenn die andern noch an kein Aufwachen denken.

Man kann sie aus diesem ihrem Winterschlafe

aufwecken, wenn man sie in eine allmählich zunehmende Wärme bringt. Trägt man die Haselmaus plötzlich ans Feuer; so erstickt sie, oder es zerspringen ihre zarten Blutgefäße.

Beim Erwachen nimmt man verschiedene Bewegungen an ihnen wahr. Einige taumeln erst einige Zeit hin und her, fallen öfters um, und machen allerlei possirliche Uebungen, bis es ihnen nach Verlauf einiger Stunden gelingt, ihre vorige Natur und Lebensweise wieder anzunehmen. Das Murmelthier hingegen ist, sobald es erwacht, gleich munter, scherzhaft und lustig.

Die meisten nehmen während des Winterschlafs gar keine Nahrung zu sich. Ihr Magen und ihre Gedärme sind im Winter ganz leer, wie ausgewaschen, und besonders der Magen gewöhnlich sehr klein und gleichsam zusammen geschrumpft. — Diejenigen, welche unterbrochen schlafen, nehmen in den Zwischenzeiten, wo sie wachen, Nahrung zu sich.

Einige zehren während dieses langen Schlafes von ihrem Fette. Sobald die Erde gefroren und mit Schnee bedeckt ist, wird der Dachs von der Schlafsucht befallen und zehrt alsdann von dem auf seinem Leibe angesetzten dicken Specke. Eben dieß ist auch der Fall bei dem Igel, der gleich-

falls im Herbste viel Fett zu diesem Ende sammelt.

Was die Ursache dieses Winterschlafs betrifft; so ist dieselbe vornehmlich in der Kälte zu suchen. Man hat Schlafratten, Igel und Zieselmäuse zur Sommerszeit in Eiskeller gebracht und sie daselbst eingeschläfert, so daß sie in einigen Tagen ganz unempfindlich geworden sind. Indessen bewirkt bei einigen Thieren die Kälte nicht allein den Winterschlaf, ob sie gleich eine wesentliche Bedingung desselben ist. Der Hamster z. B. bedarf dazu auch noch die gänzliche Entfernung der frischen Luft. Man hat Hamster in Kasten, die mit Stroh ausgefüttert waren, der größten Kälte ausgesetzt, und sie sind nicht eher eingeschlafen, als bis man diese Kasten in die Erde eingegraben und vor dem Einflusse der freien Luft verwahrt hatte. Eben so sind sie auch in der größten Kälte nach und nach aufgewacht, sobald sie nur von der Luft berührt wurden. Licht und Finsterniß trug bei ihnen nichts dazu bei. So darf auch wenn das Murmelthier erstarren soll, keine äußere Luft hinzudringen. Dieß sieht man aus der sorgfältigen Verstopfung des Eingangs, welche sie von innen nach außen zu verrichten. Ihr Winterlager ist eine drei bis sieben Fuß im Durchmesser haltende

Höhle, wo sie aufs Heu zu fünf, neun, funfzehn Stück, hart an einander, mit dem Kopfe gegen den Hintern gekehrt, ganz kalt liegen, so daß sie ohne Athem und Leben zu seyn scheinen.

Bei veränderter Lebensweise verlieren diese Thiere den Winterschlaf. Spitzmäuse in den Häusern sind den ganzen Winter durch wach, und pflanzen sich auch in allen Jahrszeiten fort. Murmelthiere kann man in warmen Zimmern auch im Winter wachend erhalten. Selbst der Siebenschläfer erstarrt an hinlänglich warmen Orten nicht; und von Amphibien ist dieses ebenfalls bekannt, wie wir solches unter andern an unsern Laubfröschen in Gläsern sehen. Und was die Insekten betrifft; so haben Naturforscher an den Stubenfliegen gezeigt, wie man sie auch im Winter ziehen könne, wenn man allenfalls an denen, die im Sommer zur Welt kommen, nicht genug haben sollte.

Immer ist der Winterschlaf eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Warum findet er sich aber nicht bei allen, sondern nur bei einigen, und zwar gerade bei diesen Thiergattungen? Eine Frage, auf die, wie auf so viele andere Fragen über Naturerscheinungen, noch zur Zeit keine befriedigende Antwort gefunden ist. Bis sie sich

etwa findet, wollen wir uns einstweilen mit der begnügen, daß auch diese Verschiedenheit, die wir im Thierreiche bemerken, dem großen unverkennbaren Gesetze der Mannigfaltigkeit vollkommen gemäß sey. Diese Mannigfaltigkeit verdient um desto mehr bewundert zu werden, da sich dem aufmerksamen Forscher unter so unzähligen und so verschiedenartigen Klassen von Wesen doch auch wieder solche Verhältnisse der Uebereinstimmung, der Angemessenheit und Zweckmäßigkeit entdecken, vermittelst welcher alles zu einem großen erstaunenswerthen Ganzen verbunden erscheint.

Technologische Bemerkungen über die Verfertigung des Glases.

Das Glas ist eine sehr alte Erfindung, welche man gewöhnlich den Phöniciern zuschreibt. Plinius erzählt, daß sie durch folgenden Zufall veranlaßt worden sey. Phönicische Kaufleute, welche Salpeter auf ihrem Schiffe führten, landeten nicht weit von Sidon an dem einen Ufer des Flusses Belus. Hier wollten sie sich ihr Essen bereiten, und da es ihnen an großen Steinen fehlte, um ihre Kessel höher zu setzen, so nahmen sie statt derselben von ihrer Schiffsladung große Stücke Salpeter, welche sie auf den Sand legten, und ihre Kessel darüber setzten. Der Salpeter gerieth hierauf in Brand, das Feuer vermischte denselben mit dem feinen Sande; und als die Flamme verlosch, zeigte sich eine flüssige, durch-

sichtige Masse, welche die Grundlage des Glases wurde. Durch weiteres Nachdenken hierüber, und durch öftere Versuche lernte man nach und nach die vollständige Bereitung des Glases.

Die eigentliche Zeit der Erfindung ist nicht bekannt. Hiob erwähnt des Glases zuerst, und setzt es dem Golde gleich. Die Sidonier und Aegypter machten sich vorzüglich durch diese Kunst berühmt; und als Aegypten eine römische Provinz wurde, kam sie auch nach Italien, von woher sie sich dann weiter in Europa verbreitete. Jetzt wird das Glas bekanntlich in solcher Menge verfertigt, daß es zu den gemeinsten Waaren gehört.

Der vornehmste Stoff des Glases ist Kiesel-Erde, welche deshalb auch glasartige Erde genannt wird. Könnte man sie ohne weitern Zusatz bequem schmelzen, so würde zur Verfertigung des Glases auch nichts weiter nöthig seyn; denn die Natur selbst stellt es aus dieser Erdart, unter der Gestalt des Bergkrystalls, am allervollkommensten dar. Da sie aber für sich nicht leicht in Fluß zu bringen ist, so setzt man Salze hinzu, welche die Schmelzbarkeit jener Erde befördern.

Folglich gehören zur Bereitung des Glases außer der glasartigen Erde auch noch Salze, besonders Laugensalze. Die übrigen Zusätze dienen

theils nur zur Erleichterung der Arbeit, theils zur Verbesserung des Glases.

Von der verschiedenen Reinigkeit der glasartigen Erde und der Salze, so wie von der Verschiedenheit der übrigen Zusätze, hängt auch die verschiedene Beschaffenheit und Güte des Glases ab. In Ansehung der Feinheit und Güte hat man vornehmlich drei Sorten: grünes Glas, weißes Glas und Krystallglas.

Die Arbeiten in den Glashütten überhaupt sind folgende: Das Gemisch von Kieselerde und Asche, worin das nöthige Laugensalz enthalten ist, wird in einem besondern Ofen kalcinirt, um beide Bestandtheile desto genauer mit einander zu verbinden; sodann wird es aus dem Kalcinir-Ofen noch glühend in den eigentlichen Schmelz-Ofen gebracht, wo es in Gefäße, die aus feuerfestem Thone gemacht sind, geschüttet wird. Sind es Kiesel, Quarze oder Bergkrystalle, so werden sie vor dem Kalciniren in einem steinernen Mörser zerstoßen. Wenn das Gemisch ganz zerflossen ist, (es steht gewöhnlich 24 Stunden bis 2 Tage im Feuer) so nimmt man mit dem Schaumlöffel die oben auf schwimmende Glasgalle ab, und dann tritt der Glasblaser hinzu, und bläset oder formt die Gefäße. Es ist nämlich in dem Schmelzofen

eine

eine Art Fenster angebracht, durch welche man zu den mit der geschmolzenen Fritte angefüllten Gefäßen reichen kann. Durch diese Oeffnungen steckt der Glasblaser ein eisernes Blaserohr, welches unten einen hohlen Knopf, und oben ein hölzernes Mundstück hat, zieht mit dem Knopf aus der flüssigen Glasmasse so viel als nöthig ist, heraus, und bläset davon eine hohle Blase, aus welcher er durch Schwenken in der Luft und mit Hülfe einer Schere und anderer Werkzeuge allerlei Gefäße bildet. Da die Masse langsam erkaltet, so behält er Zeit genug, sie nach Gefallen zu behandeln; sollte sie aber zu früh hart werden, so bringt er sie mit der Pfeife noch einmal in den Schmelzofen. Auf diese Weise werden die meisten gläsernen Gefäße geformt, selbst das Tafelglas, welches zu Fensterscheiben dient, wird erst walzenförmig geblasen, und dann in den sogenannten Streckofen auf dem Boden desselben ausgebreitet; doch bildet man auch einige in besondern Formen. Alle fertigen Stücke werden in thönernen Kapseln in den Kühlofen gebracht, wo sie bei einer mäßigen und stufenweise abnehmenden Hitze nach gerade kalt werden müssen; denn wenn sie auf einmal erkalteten, so würden sie

eine allzu große Sprödigkeit erhalten. Das sieht man an den Glastropfen (Glasthränen) und den sogenannten Bologneser Flaschen, welche so leicht zerspringen, weil sie plötzlich abgekühlt sind.

Zu dem gemeinen grünen Glase nimmt man nur schlechten Kies und gewöhnliche Asche; Einige thun auch etwas Kochsalz dazu, welches den Fluß befördert. Mischt man Eisenschlacken darunter, so wird es schwarzbraun. Das Verhältniß dieser Materie ist ohngefähr: zu 3 Theilen Asche und Salz kommt 1 Theil Sand.

Das weiße Glas besteht aus reinem weißen Kies und Potasche. Zur mehrern Reinigung dieses Glases bedient man sich des Braunsteins, der dieser merkwürdigen Eigenschaft wegen auch Glasseife heißt. Ein wenig Kreide erhöht die weiße Farbe, und ein Zusatz von Arsenik befördert das Schmelzen der Masse. Gewöhnlich nimmt man zu 3 Theilen Kiessand 1 Theil Potasche und etwa nur 1/3 Kreide und noch weniger Arsenik und Braunstein. Wird zu viel Braunstein zugesetzt, so erhält das Glas eine violette oder schwärzliche Farbe, und um diese

wieder zu zerstören, muß man Kohlenstaub, Zinn oder Blei, oder sonst einen Körper von ähnlicher Beschaffenheit beimischen. In den Glashütten pflegt man in diesem Fall die fließende Glasmasse auch mit einem eisernen Stabe umzurühren.

Eben diese Materien, etwas sorgfältiger gewählt und bearbeitet, geben das Krystallglas. Die reinsten Kiesel, Feuersteine, Quarze oder Bergkrystalle mit Soda, oder wenigstens sehr gereinigter Potasche sind die Hauptbestandstheile desselben. Auch setzt man wohl zur Beförderung des Flusses dieser Masse etwas Salpeter und Borax hinzu.

Von der Fritte oder Masse, welche zum Krystallglase genommen wird, macht man auch die Spiegel, wiewohl nicht in den gemeinen Glashütten, sondern in eigenen Spiegelgießereien. Die kleinen werden wie das Tafelglas geblasen, die größern aber mehrentheils gegossen. Der Guß geschieht auf einer metallenen Platte,

und über die ausgegossene Masse wird eine stark erwärmte metallne Walze gerollt. Hierauf bringt man die gegossene Tafel in den Kühlofen; und wenn sie hinlänglich abgekühlt ist, in ein verdunkeltes Zimmer, wo sie so gestellt wird, daß man jedes Pünktchen und Bläschen bemerken kann; und wenn sich dergleichen findet, so wird die Tafel mit einem Diamant zu kleinern Spiegeln zerschnitten. Eine große Tafel ohne Bläsgen ist sehr theuer.

Durch das Gießen ist die Oberfläche der Tafel noch nicht vollkommen glatt geworden; sie muß daher noch geschliffen und polirt werden. Das Schleifen geschieht dadurch, daß zwey gleich große Tafeln mit feinem Sand über einander abgerieben werden. Die eine wird auf einem Tische fest gekittet, die andere auf einem Brete; zwischen beide streuet man feinen Sand, legt sie auf einander, und reibt sie entweder vermittelst eines Mühlwerks, oder mit den Händen hin und her. Wenn hierdurch alle Ungleichheiten weggenommen sind; so fängt man an, sie zu poliren. Man hebt nämlich die obere Tafel ab, und nimmt an deren Stelle ein mit wollenem Tuch oder Filz überzogenes Bret, bestreuet es mit fein zerriebenem Bolus, geschlämmtem Tripel, und endlich mit Zinnasche, und reibt dann so lange, bis die Tafel völlig glatt ist. Der Rand oder die Façette wird von einem Glasschleifer geschliffen.

Hierauf bekommt die eine Seite der Tafe eine Unterlage von Staniol und Quecksilber. Staniol oder Zinnfolio ist eine von Zinn ganz dünne geschlagene Platte, welche durch Walzen geglättet wird. Diese legt man auf einen glatten steinernen Tisch, schüttet Quecksilber darauf, welches das Zinn auflöset, und sich damit vermischt (amalgamirt), hebt dann die Glastafel behutsam darauf und beschwert sie mit Gewichten. Das durch Quecksilber aufgelös'te Staniol trocknet ungefähr in 24 Stunden an die Glastafel an; und so ist der Spiegel fertig, der dann nur noch in einen Rahmen gefaßt werden darf.

Die berühmteste Spiegelmanufaktur war ehemals zu Murano, einer nahe bei Venedig gelegenen Insel, wo die Gläser von ausnehmender Reinigkeit bereitet werden. Als man aber in Frankreich die Kunst erfand, das Glas in Tafeln zu gießen, und man also auch größere Spiegel verfertigen konnte als zu Murano, wo sie noch jetzt geblasen werden, so verlohr jene Manufaktur von ihrem Ruhm. Man macht jetzt in Paris Spiegel, die neun Fuß lang, fünf Fuß breit, und einen halben Zoll dick sind, und in Spanien zu St. Ildefonse sieht man sie 162 Zoll lang, 93 Zoll breit und 1 Zoll dick. Auch in Sachsen und im Brandenburgischen werden Spiegel von ungemeiner Größe, neunzig bis hundert Zoll hoch, verfertigt.

In den ältesten Zeiten machte man Spiegel von Metall; doch haben auch die gläsernen Spiegel ein hohes Alter.

In England macht man zu Vergrößerungsgläsern und Fernröhren eine besonders gute Art Glas, welches Flintglas genannt wird. Man soll dazu 24 Theile Kies, 8 Theile Salpeter und 7 Theile Bleikalk nehmen. Es ist schmelzbarer, schwerer, dichter, zäher und glatter als gemeines Glas; auch springt es nicht so leicht bei dem Schleifen und bei einer schnellen Abwechselung der Wärme und Kälte.

Die dicken und nach dem Mittelpunkt zu gewölbten Gläser, welche zu den Laternen gebraucht werden, sind aus der Mitte großer Glastafeln geschnitten, die man Kronenglas nennt. Diese Wölbung bildet sich da, wo die Masse an der Pfeife hängt, mit welcher das Glas geblasen wird; man nennt sie die Galle (Blase).

Man hat auch gefärbtes Glas. Das Färben geschieht mit metallischen Kalken, welche zu dem reinsten Krystallglase hinzugethan werden, wenn die Fritte desselben schon im Ofen geschmolzen ist. Das Krystallglas, welches

die Grundmasse der Glasflüsse ist, hat den Namen Straß, von einem strasburgischen Juwelirer, der in diesen Arbeiten besonders geschickt war.

Diese gefärbten Glasmassen heißen Glasflüsse, und man bedient sich derselben hauptsächlich zur Nachahmung der Edelgesteine. So ahmt z. B. ein Rubinfluß, der aus reinem Krystallglase und Goldpurpur bereitet wird, dem ächten Rubin in der Farbe nach. Von eben dem gefärbten Glase macht man auch Glasknöpfe, Rosenkränze, Glasperlen, Schmelz u. s. w.

Schmelz nennt man kleine mit einem Loch versehene Röhrchen von mancherlei Farbe. Sie werden am häufigsten in der berühmten Glasfabrik zu Murano bei Venedig verfertigt, und sind ein beträchtlicher Handlungszweig in Italien, indem sie vorzüglich zum Sclavenhandel auf der afrikanischen Küste gebraucht werden. Für ohngefähr 4 Pfund derselben bekommt man in Angola einen Sclaven. Die Bereitungsart dieses Schmelzes ist merkwürdig. Man nimmt nämlich einen großen Klumpen der fließenden Glasmasse aus dem Schmelzofen, durchsticht ihn mit einer 4 Schuh langen und 1/2 Zoll dicken eisernen Stange, und an den beiden Enden derselben Oefnung bringt man gleichfalls eine eiserne Stange an. Diese beiden Stangen ergreifen 2 Arbeiter, und laufen damit auf

einem bedeckten Platze von der Größe einer italiänischen Meile aus einander, wodurch dieser Klumpen zu einem hohlen Faden gezogen wird. Diese Röhren werden hernach auf einer Art von Amboß, an welchem vorne ein Sack angebracht ist, mit einem Meisel in solche Stücke zerschlagen, welche den Schmelz geben. Weil sie aber noch scharfkantig sind, so thut man sie in ein Gefäß mit feinem Kohlenstaub, rührt sie darin herum, da denn ihre Oefnungen mit Kohle ausgefüllt werden. Hierauf bringt man sie wieder ins Feuer; wo sie durch gewisse Handgriffe die gehörige Ründung erhalten. Sie stehen in einem außerordentlich niedrigen Preise.

Von diesem Schmelz verfertigt man eine Art Spitzen, die unter dem Namen Schmelzkanten verkauft werden; auch hat man sie schon zu künstlichen Tapeten angewendet.

Zwei Warnungsbeispiele von schrecklichen Ausbrüchen unbändiger Leidenschaften.

Erstes Beispiel.

Den 27sten Junius 1802. wurde zu Erfurt das sogenannte große Frohnleichnamsfest gefeiert; und man hatte Sorge getragen, dieses Fest durch mannigfaltige Lustbarkeiten, als: Schauspiele, Concert, Ball, Vogelschießen u. s. w. auch zu einem Freudenfeste für protestantische Einwohner und Fremde zu machen. Unter andern wurde Mittags im großen Saale des Rathskellers ein Gesellschaftsmahl von mehr als 200 Personen beiderley Geschlechts gehalten, und mit einem patriotischen Volksliede zu Ehren des preiswürdigen Churfürsten und seines edlen Coadjutors beschlossen. Die Anwesenheit des von allen, die ihn kennen, geliebten und verehrten regierenden Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt verherrlichte diesen Schmaus,

und alle Theilnehmer überließen sich mit offnem Herzen den Freuden der Geselligkeit, bis diese noch zuletzt durch einen fast unbegreiflichen Ausbruch von Jähzorn unterbrochen, und der Sitz des Vergnügens durch vergossenes Menschenblut entweihet wurde. Nach aufgehobener Tafel begab sich ein Theil der Gesellschaft hinweg; ein Theil blieb noch. Man stand da in zerstreuten Gruppen, und unterhielt sich mit muntern Gesprächen. So stand auch der kurfürstlich Mainzische Kammerherr und Regierungsrath Graf Friedr. Aug. Leopold von Beust bei dem kais. kön. Hauptmann von Reichel, von der damals noch in Erfurt liegenden kaiserlichen Garnison, und unterhielt sich scherzhaft mit ihm, als der betrunkene Lieuten. Willigis vom Mainz. Inf. Regiment Knorr hinzutrat, sich in dieses Gespräch mischte, und unter andern den Grafen von Beust fragte: ob er auch wirklich ein Graf sey? Eben wollte der Graf diese Frage beantworten, als der wackere Reichel, der den Zorn auf des Grafen Gesicht bemerkte, und den Lieutenant Willigis den Degen umschnallen sah, erstern zu beruhigen suchte, und letztern nöthigte, seinen Degen wieder abzulegen.

Auf seine Vermittelung tranken Beyde die Gesundheit des Kurfürsten ihres Herrn, und der Hauptmann that Bescheid. Beyde giengen auseinander, und den Hauptmann von Reichel rief ein dringendes Bedürfniß aus dem Saale.

Der Graf von Beust erzählte nun dem Amtmann Strecker das unartige Betragen des Lieut. Willigis, als der Kurmainzische Ingenieur-Lieutenant von Schwarz hinzukam, und den Grafen höflich bat, sich zu beruhigen. Dieser aber meinte, er sey zu sehr beleidigt, und werde den Lieut. Willigis zu gelegener Zeit zur Verantwortung ziehen. Schwarz erwiederte: Willigis würde ihm die Genugthuung nicht verweigern; worauf der Graf sagte: ein Mainzer Kammerherr fürchtet sich nicht vor einem Maynzer Lieutenant. „Ich bin auch ein Mainzer Lieutenant"! antwortete Schwarz, faßte den Grafen bei der Brust, und drückte ihn an die Wand. Der Graf schob ihn zurück. Mit Blitzesschnelle zog Schwarz seinen Degen und hieb nach dem unbewaffneten Grafen. Der neben ihm stehende Amtmann Strecker fieng den Hieb auf, und ward dadurch in die Hand verwundet. Jetzt that Schwarz einen Stich nach dem Grafen. Der Auditeur Koch, vom Knorrischen Regiment, parirte ihn jedoch so, daß der Graf nur leicht in die Achsel verwundet wurde. Bei dieser Gelegenheit ward der Auditeur gleichfalls leicht verwundet. Ein 2ter Stich fuhr dem Grafen dergestalt durch den Leib, daß er beim Rücken wieder herausgieng. Noch siebenmal stieß der Mörder nach dem Verwundeten, konnte ihn aber nicht erreichen, weil inzwischen der Amtmann Grabberg hinzu ge-

sprungen war, ihm die Hand hielt, und den Degen entwand. Der verwundete Graf ward in ein unteres Zimmer gebracht, und der Mörder sogleich verhaftet. Alle Rettungsmittel waren vergebens; der Stich war durch die Nieren und den Magen gegangen und absolut tödtlich. Mit beyspielloser Ergebung in den göttlichen Willen verschied der gute Graf, nach 12 Stunden, den 28. Junius Morgens um 5 Uhr; nachdem er seinem Mörder vergeben, und nur den Wunsch geäußert hatte: daß er entkommen seyn möchte! —

Der Mörder, der geschlossen auf die Citadelle gesetzt wurde, war nicht betrunken, als er die That verrichtete. Er hat alles sogleich freywillig eingestanden, und um baldige Hinausführung zum Tode gebeten. Er hat ferner ausgesagt, daß er jederzeit die größte Hochachtung für den Verstorbenen und nie einen Zwist mit ihm gehabt habe. Um so unbegreiflicher wäre diese grausame That, wenn man nicht wüßte, wozu der Jähzorn den Menschen antreiben kann.

Zweites Beyspiel.

Ein gemeiner Soldat vom Infant. Regim. Erzherzog Karl, Nahmens Wachter, ein gebohrner Wiener, dessen Vater noch lebt, dessen einer Bruder Hauptmann unter dem Regim.

Lazy, und der andere Oberlieutnant ist, war ein Mensch voller Fähigkeiten. Zum Soldaten gebohren, zeichnete er sich in allen Feldzügen so sehr aus, daß er einmal die silberne, bald darauf die goldene Verdienst-Medaille erhielt, und Wachtmeister wurde. In Friedenszeiten war er der unruhigste Kopf, suchte allerhand Händel, sündigte gegen Subordination, wurde bis zum Gemeinen degradirt und verlohr die beiden Medaillen. Sein erlittenes Unglück schrieb er nun nicht sich selbst, sondern allein dem Major des Regiments zu, der zwar ein strenger Mann ist, allein die Vergehungen seiner Untergebenen blos nach den Kriegsgesetzen strafen läßt. Der gekränkte Ehrgeitzige schwur in seinem Herzen dem Major den Tod, und lud, so oft er auf der Wache war, sein Gewehr insgeheim scharf, um ihn zu erschießen. Der Major begegnete ihm aber niemals, wenn er auf den Posten stand. Er fieng daher als Schildwache mit einem Tambour Händel an, um den sonst reitzbaren Major durch den Lärm herbey zu ziehen; und der Major fand sich, zu seinem Glücke, doch nicht ein. Der Tambour machte Wachtern in dem angefangenen Zanke den Vorwurf, daß er sein Gewehr nicht recht hielte, und lieber exerciren lernen, als unnütze Händel anfangen sollte. Dieser Spott traf. Er schlug an; und da der Tambour auswich, traf die Kugel einen eben vorbeygehenden Kameraden

in das Rückgrab tödtlich, und streifte den Tambour am Arme. Der Thäter wurde abgelöset und arretirt; und im Gefängniß erklärte er, wem der Schuß gelten sollte und noch gelten würde, wenn er in Freiheit wäre. Wenige Tage darauf wurde das Kriegsgericht gehalten und er zum Strange verurtheilt, welches ihn tief beugte, da er auf die ehrenvolle Todesart des Arquebüsirens oder Erschießens gerechnet hatte. Drei Tage hierauf wurde das Urtheil an ihm vollzogen. Bei der Hinrichtung betrug sich der Mörder still und gelassen, hielt eine kurze Rede, worin er die Umstehenden vor Jähzorn warnte, und sich an seinem Beyspiel zu spiegeln bat. Er betete darauf kurz, laut und andächtig; und wurde dann gehangen.

Druckfehler.

Seite	47	Zeile	19	lies	in statt von.
=	53	=	1	=	es = er.
=	62	=	19	=	andere Dinge statt andern Dingen.
=	73	=	7	=	dem statt den.
=	137	=	4	=	warmen statt warmer.
=	140	=	1	=	auf statt aufs.



40 /

nach Seite 212

Beikdg. 2

241 703/..

II i - 21 Prentige ohne Am. Rand

